



Nº 61.

Ausprüche

der

W. M. S.

philosophirenden Vernunft und des
reinen Herzens

über

die der Menschheit

wichtigsten Gegenstände,

mit besonderer Rücksicht

auf die

kritische Philosophie

zusammengetragen

aus den Schriften älterer und neuerer Denker.

Drittes und ~~letztes~~ Bändchen.

*Was schöne Seelen schön empfunden,
Muß treflich und vollkommen sey.*

SCHILLER.



Jena, 1799.

In der Hempelchen Buchhandlung.

4221

Wie der Wanderer kein süßeres Vergnügen hat, als wenn er *allenthalben*, auch wo er's nicht vermuthete, Spuren eines ihm *ähnlichen, denkenden, empfindenden Genius* gewahr wird: so entzückend ist uns in der Geschichte unsers Geschlechts die *Echo aller Zeiten und Völker*, die in den edelsten Seelen nichts als *Menschengüte und Menschenwahrheit* tönet. Wie meine Vernunft den Zusammenhang der Dinge sucht und mein Herz sich freuet, wenn sie solchen gewahr wird: so hat ihn *jeder Rechtschaffene* gesucht und ihn im Gesichtspunkt *seiner Lage* nur vielleicht anders *gesehen*, nur anders als ich *bezeichnet*. Wo er irrte, irrte er für sich und mich, indem er mich vor einem ähnlichen Fehler warnet. Wo er mich zurechtweist, belehrt, erquickt, ermuntert, da ist er mein Bruder; Theilnehmer an derselben Weltseele, der *Einen Menschenvernunft, der Einen Menschenwahrheit*.

HERDER.



V o r r e d e.

Mit diesem Theile beschließen wir die Auswahl der *Aussprüche der philosophirenden Vernunft und des reinen Herzens.*

Möchten sie nur edlen Seelen als ein *Florilegium des Treflichsten jeder Art* erscheinen — als ein *Handbuch des Wahren, Guten und Schönen* — als ein *Evangelium von ewigen Wahrheiten* (man verzeihe uns dies Wort, und nehme es im reinsten und bescheidensten Sinne), das gleichsam die *goldnen und geflügelten Sprüche der Weisen und Denker jedes Zeitalters*

(so viel es in *unsern* Kräften stand, sie aufzufinden) enthalten sollte!

Dies war wenigstens unfre Absicht; so sollte dem Leser unser Werk erscheinen. Wie nahe wir dem Ziele gekommen, müssen wir Andern zu entscheiden überlassen. Dies ist nun auch schon — in Rücklicht der zwey ersten Theile — von mehreren kritischen Blättern geschehen. Sie enthielten mehr Worte der Aufmunterung, als des Tadels; aber auch für den letztern sind wir ihnen verbunden. Was den Wunsch einiger würdigen Recensenten (des im 11ten Stück des theologischen Journals von Prof. Paulus, und des Herrn Prof. Herrmanns in der Erfurter gelehrten Zeitung No. 4. 98.) — in Ansehung einer vollständigen Angabe nicht allein des Verfassers, sondern auch des Werkes und der Seitenzahl bey jeder Stelle — betrifft; so theilen wir diesen Wunsch mit denselben. Wir waren im Werke schon zu weit vorgerückt, als auch uns dieser Gedanke aufstiegs, aber er war *einsweilen* nicht mehr zu realisiren. Die Angabe der Werke ist übrigens ganz vollständig.

Unfre Auswahl leitete kein *Sekten-* und *Schul-Eifer*, der gewöhnlich blind ist; denn wir suchten Wahrheit und Güte, wo wir sie auch fanden, in der alten oder neuern Zeit, und unser Zuruf gegen einander war:

Displicet insipiens novitas et stulta vetustas;
Seu vetus est, *verum* diligo, sive novum.

Um aber irgend einen Standpunkt zu haben, von dem wir ausgehen konnten, und das Ganze einigermaßen nach einem Plane zu verbinden, nahmen wir auf die philosophischen Grundsätze *Kants* Rücksicht, welcher, ob er gleich das *Non plus ultra* weder aufstellen wollte noch konnte, doch noch bisher als der tiefste Ausleger des menschlichen Geistes und Darsteller seiner Anlagen und Kräfte, nach dem fast einstimmigen Zeugnisse aller unbefangenen Denker, gilt. Diese Rücksicht hinderte uns indessen nicht, auch von den Gegnern der Kantischen Ansicht der Philosophie, Aussprüche aufzunehmen, sobald sie uns von *philosophischem Geiste* beseelt schienen; denn dieser Geist leitet uns Menschen am Ende doch nur einzig und allein *in alle Wahrheit*.

Und so, wie wir nur diesem Geiste zu huldigen suchten, so weihen wir auch nur

Dir, allgemeinem, ewigem Genius von Allem, was Mensch heist, diese Blätter, und Euch, Ihr Musen, den süßen Gespielinnen dieses Genius, den Gottinnen der schönen Erinnerung! Laßt die Weihe und das Opfer den Werth derselben erhöhen, sprechen wir mit Einem Eurer Lieblinge, damit nur Etwas an der Gabe den Gebern eigen sey!

Die zwey Freunde

J. A. NEVROR

und

J. H. WYTTENBACH.

Verzeichniß

der

in den drey Bändchen angeführten Schrift-
steller und Schriften.

TH. ABBT

Abh. vom Verdienft, Berlin 1772;

ABUL-OLA, *der arabifche Dichter*

Siehe: Ed. Pocock; Specim. hist- Arabum, Sive
Greg. Abul-Faraii, Malatiensis, de orig. et mo-
ribus Arab, succincta narratio, Oxon. 1658.

AESCHINES, *der Sokratiker*

Axiochos, oder über den Tod, ein Dialog.
Nach Conzens Uebers. im ersten Stück des Mu-
seums für die griechische und römische Littera-
tur, Zürich 94.

AFRANIUS

Siehe Luc. Apulejus in Apologia, Altenburg 80

AGATHON, der Tragiker

An den König Archelaus. Nach *Vossens* Uebers.
im 2ten Band seiner Gedichte.

J. v. ALXINGER

Doolin von Mainz, ein Ritterged. Leipzig 87.

AMMIANUS MARCELLINUS

Resum gestarum Lib. XVIII. Edit. Vales. Pa-
risiis 1681.

CH. F. AMMON

Eltwurf einer wissenschaftlich - praktischen
Theologie nach den Grundfätzen des Christen-
thums und der Vernunft, Göttingen 97.

MARC-AUREL ANTONIN

Libri XII eorum, quae de se ipso ad se ipsum
scripsit, gr. et lat. cura Wolle, Lipsf. 29. (Größt-
entheils nach *Reche's* Uebersf. Frankf. 97.)

ARISTOTELES

- Ethice ad Nicom. (Nach der Uebersetz. von
Jenisch, Danzig 91. —)
- Politicon.
- de Poetica.

F. BACO von VERULAM

De augment. scientiarum. Siehe Opp. Edit.
Arnold. Hafniae 1614.

J. BAGGESEN

Labyrinth. Eine Reise durch Deutschland, die
Schweiz und Frankreich, aus dem Dänischen,
von C. F. Cramer, 4. Th. Aitona 93 — 95.

J. BALDE

Siehe Herders *Terpsichore*, 3 Th. Lüb. 95 — 96.

C. G. BARDILI

Sophylus, oder Sittlichkeit und Natur, als
Fundamente der Weltweisheit, Stuttgart 94.

J. J. BARTHELEMY

Voyage du jeune Anacharsis en Grèce, dans le milieu du quatrième Siècle avant l'ère vulgaire. 5 Tom. à Herve 84. (Nach *Biefters* Uebersetz. 7 Bde. Berlin 92. 93.)

J. B. BASEDOW

— Elementarbuch, 1ter Theil, Leipz. 85.

— Agathokrator, oder von der Erziehung künftiger Regenten, Leipz. 71.

P. BAYLE

Dictionaire histor. et critique, Tom. III. (Art. Kuhlemann) Rotterd. 29.

R. Z. BECKER

Versuch über die Aufklärung des Landmannes, Dessau und Leipz. 85. —

L. BENDAVID

Vorlesungen über die Kritik der praktischen Vernunft. Wien 96.

CH. v. BENZEL

Aristides, ein Dialog — im neuen teutschen Merkur von 95.

A. BLUMAÜER

Gedichte — Wien 84.

A. M. BOETHIUS

De consolatione philosophica — (Nach Fr. K. *Freytags* Ueberf.) Riga 94.

C. v. BONSTETTEN

— Grundsätze der Schweitzer-Revolution, eine Rede, gehalten zu Ywerden 95 — Siehe Humaniora von 96.

— Schriften, herausgegeben von Matthiffon, Zürich 95.

FR. BÖUTERWECK

- Apollo, Eine Deutung — im 1ten Stück der Akademie der schönen Redekünste, Berlin 90.
- Zehn Phantasien Berlin 92.
- Fünf kosmopolitische Briefe — Berlin 94.
- Paulus Septimius, oder das letzte Geheimniß des eleusinischen Priesters, 2 Theile, Halle 95.

BREBEUF

Siehe Discours sur la Poësie de Monsieur Bernis — Tom. I. des oeuvres complètes — London 77.

SOPHIE BRUN

Die Urne unter den Blumen — im N. T. Merkur von 96.

G. A. BÜRGER

— Gedichte. Herausgegeben von K. Reinhard, Göttingen 96. 2 Bände. —

E. BURKE

Philosophische Untersuchungen über den Ursprung unserer Begriffe vom Erhabenen und Schönen, aus dem Engl. Riga 73.

W. J. C. G. CASPARSON

Vorlesung zum Andenken Joh. H. Tischbeins, angehängt dem Werke: J. H. Tischbein, als Mensch und Künstler dargestellt von J. F. Engelichall, Nürnberg 97. —

M. T. CICERO

- De officiis — (Nach G. rve's Uebers.)
- De legibus.
- Tuscul. quaest.
- De amicitia.
- De finibus bonorum et malorum,
- De consolatione.
- De Republica - Fragm.
- Pro Archia. Orat.
- De Natura Deorum.

M. CLAUDIUS

Werke des Wandsbecker Bothen, 1ter Theil,
Breslau 75.

CONFUCIUS

- Scientiae Sinicae autore Confucio, commentatore Cemçu, ejusdem discipulo -- Parisiis 1687.
- Confucius traduit et enrichi des Notes par Gaubii Missionnaire à la Chine, révu et corrigé sur le texte chinois par Monsieur de Guignes -- Paris 70.

C. PH. CONZ

- Gedichte. Erste Sammlung, Tübingen 92.
- Die Seele. Fragment eines größern Gedichts, im 2ten Band der Schillerischen neuen Thalia.
- Abendphantasie --- im Schillerischen Musenalmanach von 1796
- Abhandlung. Warum heißen die schönen Redekünste bey den Römern artes liberales, liberae, ingenuae, humaniores? im 2ten Stück des Museums für die griechische und römische Litteratur, herausgegeben von Conz, Zürich 95. ---

J. F. CRONEGK

Gedichte. 2ter Band, Amsterdam 65.

C. VON DALBERG

- Betrachtungen über das Univesum, Dritte Auflage, Mannheim 87.
- Grundsätze der Aesthetik, deren Anwendung und künftige Entwickelung, Erfurt 97.
- Kunstschulen, in den Horen Jahrgang. 95.

FR. VON DALBERG

- Betrachtungen über die leidende Kraft des Menschen --- im 10ten Bande der besten zerstreuten prosaischen Aufsätze der Deutschen, Leipz. 88.
- Fragment aus der Platonischen Schule. Theokles an Alydion, ein Gespräch --- im deutschen Museum von 83.

C. DAUB

Ueber Lebensgenuss -- in des philosoph. Journals
von Schmid und Snell, 2tem Band.

DANTE (ALIGHIERI)

Das Himmelreich -- nach A. W. Schlegels Ueber-
setzung.

H. G. DEMME

— Der Pächter Martin und sein Vater, 2 Bände,
Leipz. 92.

— Sechs Jahre aus Carl Burgfelds Leben, Leipzig
93.

M. DENIS

Sineds Lieder -- Wien.

DIONY. DIDEROT

Collection complete des Oeuvres philosophi-
ques, litteraires et dramatiques, Tom. qua-
trième, Londres 75.

G. A. DIETLS

--- Vertraute Briefe eines Geistlichen in Bayern an
seinen Freund, München 86.

--- Freundschaftliche Briefe, ein Pendant zu den
vertrauten Briefen. München 90.

DIOGENES. LAERTIUS

De vitis, dogmatibus etc., clarissim. Philosopho-
rum, Lib. X. graece et latine, Lipsiae 59.

DUPATY

Briefe über Italien vom Jahr 1785, a. d. Franz.
von G. Forster, 2 Bände, Mainz 89.

J. A. EBERHARD

Neue Apologie des Sokrates, Berl. 76. 2 Bände.

J. J. ENGEL

Der Philosoph für die Welt. Vermehrte Auflage,
Leipzig 87. 2 Th.

EPICTETUS

Handbuch, aus dem Griechischen, von G. Ch.
K. Link, Nürnberg 83.

EPICURUS

- Siehe Senecae epist. ad Lucilium, XIV-XVI-
XXI.
- --- Cicero de finibus, lib. I. c. 20.
- --- Aeliani var. hist. lib. IV. c. 15.

J. B. ERHARD

Ueber das Recht des Volkes zu einer Revolution,
Jena und Leipzig 95. ---

EURIPIDES, der Tragiker

- Fragment eines verlohrnen Trauerspiels, auf-
bewahrt in M. Aurel-Antonins Buche: Unter-
haltungen mit sich selbst
- Fragment aus dem verlohrnen Trauerspiel
Epeixθεως --- Siehe Barneſii Edit. Euripidis, ---
Lipſ. 78.
- Iou, ein Trauerspiel.

J. L. EWALD

- Ueber Volksaufklärung, ihre Grenzen und Vor-
theile, Berlin 90.
- Ueber Revolutionen, ihre Quellen und Mittel
dagegen, Berlin 92.

J. D. FALK

Die heiligen Gräber zu Kom, Leipz. 96.

J. G. H. FEDER

Untersuchungen über den menschlichen Willen,
4ter Theil, Lemgo 93.

F. FENELON

Les Aventures du Telemaque, Bresl. 75.

A. FERGUSON

Versuch einer Geschichte der bürgerlichen Ge-
sellschaft, aus dem Engl. Leipz. 68.

FERNOW

Vorlesungen über Raphaels Tapeten in Rom --
im N. T. Merkur von 97.

A. L. FESSLER

- Marc -- Aurel -- Breslau 89 - 91.
- Briefwechsel des Sarapion und der Amphiklia,
im Archiv der Zeit -- Febr. 97. --

FIELDING

Geschichte des Thomas Jones, eines Fündlings,
aus dem Engl. Nürnberg 80. --

J. G. FICHTE

- Versuch einer Kritik aller Offenbarung, zweyte
Auflage, Königsb. 95.
- Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehr-
ten, Jena 94.
- Ueber Belebung und Erhöhung des reinen In-
teresse für Wahrheit -- im ersten Stück des er-
sten Bandes der Hören von 95. --
- Grundlage des Naturrechts nach Principien der
Willensschaftslehre, 2ter Theil, Jena und Leip-
zig 97.

G. FORSTER

- Abhandlung über die Beziehung der Staatskunst
auf das Glück der Menschheit, im 23ten und
24ten Stück der Friedenspräliminarien von 94 --
jetzt auch abgedruckt im 6ten Theile seiner
kleinen Schriften, Berlin 96.
- Ansichten vom Niederrhein, von Brabant, Flan-
dern, Holland, England und Frankreich, 3
Theile, Berlin 91 -- 94.
- Vorrede zur Uebersetz. von Volneys Ruinen,
Berlin 92.
- Die Kunst und das Zeitalter -- im 3ten Theile
seiner kleinen Schriften, Berlin 94.
- Ein Blick in das Ganze der Natur --- Ebendaf.

B. FRANKLIN

Kleine Schriften, meist in der Manier des Zuschauers, nebst seinem Leben, a. d. Engl. von G. Schatz, Weimar 94 -- 2ter Theil. --

FRIEDRICH II

Werke des Philosophen zu Sanssouci, aus dem Franz. Berlin 82. 85.

K. J. FRIDRICH

Situationen, Wien 86.

G. G. FÜLLEBORN

Beyträge zur Geschichte der Philosophie, 4tes Stück, Züllichau 94.

GANGANELLI

Merkwürdige Briefe des Pabstes Clemens XIV. Frankfurt. 76.

CH. GARVE

- Philosophische Anmerkungen und Abhandlungen zu Cicero's Werk von den Pflichten, 3 Th. Neue Auflage, Breslau 87.
- Einige Gedanken über das Interessirende — in der Samml. einiger Abhandlungen, Leipz. 79.
- Sendschreiben an Nicolai.
- Abhandl. über die Muse — in den vermischten Aufsätzen, Breslau 96.
- Ueber den Charakter Marc - Aurels — in der deutschen Monatschrift, herausgegeben von Genz. von 95.
- Versuche über verschiedene Gegenstände aus der Moral, der Litteratur und dem gesellschaftlichen Leben, 5 Theile, Breslau 92--96. 97.

C. F. GELLERT

- Vorlesungen über die Moral.
- Gedichte. Sämmtliche Werke, Leipz. 84.

AUL. GELLIUS

Noctes Atticae -- (Lugd. 1666.)

S. GESSNER

Schriften -- 2 Bände, Zürich 88.

W. F. v. GLEICHEN

Dedication an die Natur vor seinem Buche: das
Neueste aus dem Reiche der Pflanzen, Nürnberg, 64.

F. W. GLEIM

— Halladat, oder das rothe Buch, zum Vorlesen
in Schulen, Leipzig, 75.

— Denkprüche, angehängt seiner Uebersetz. von
Pythagoras goldenen Sprüchen, Halberstadt 86.

GIRARD

L'ami de la Nature, Paris 87.

J. W. v. GOETHE

— Zueignung — vor dem 1. Theil seiner Schriften.

— Die Leiden des jungen Werthers - - - } im 1. Bande seiner
Schriften, Wien
und Leipzig 87.

— Iphigenie auf Tauris - - - } im 3ten Bande 89.

— Torquato Tasso - - - } im 6ten Bande 90.

— Vermischte Gedichte - - - } im 8ten Bande 90.

— Wilhelm Meisters Lehrjahre } im 3ten, 4ten, 5ten
und 6ten Bande
seiner neuen
Schriften, Berl.
95. 96.

— Taschenbuch für 1798 --
Herrmann und Dorothea,
Berlin. —

FR. W. GOTTER

Gedichte, Gotha 88.

GREGOIRE

Le Papillon et les deux Tourterelles. S. Oeuvres
diverses, Luxemb. 80.

J. C. GREILING

- Ueber den Endzweck der Erziehung, und über den Grundsatz einer Wissenschaft derselben, Schneeberg 93.
- Philosophische Briefe über das Princip und die ersten Grundsätze der sittlich-religiösen Erziehung, Leipzig 94.
- Ideen zu einer künftigen Theorie der allgemeinen praktischen Aufklärung, Leipzig 95.
- Ueber Charakterchwäche -- in des philos. J. von Schmid und Snell, 1stem Stück des 3ten Bandes.

HUGO GROTIUS

De Antiquitate Reipublicae Batavae, Liber singularis 1610. —

FR. V. HAGEDORN

Poetische Werke, Hamburg 69.

A. V. HALLER

Gedichte, Göttingen 48.

HEINSE

Ardinghella und die glückseligen Inseln, 1ster Theil, Lemgo 87.

HELVETIUS

De l'esprit, London 77.

H. HEMSTERHUIS

- Alexis oder von dem goldenen Weltalter, aus dem Franz. überf. von Fr. H. Jacobi, Riga 87.
- Diokles an Diotime über den Atheismus; aus dem Französ. übersetzt von Ebendemselben in seinem Werke über die Lehre des Spinoza, Neue Auflage 89.

A. V. HENNINGS

Die Wahrheit, ein Gedicht im Genius der Zeit von 96.

J. G. HERDER

- Aelteste Urkunde des Menschengeschlechts, Riga 74.
- Lieder der Liebe, Leipzig 78.
- Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, 4 Theile, Riga 84 — 91.
- Briefe, das Studium der Theologie betreffend, 90.
- Zerstreute Blätter, 6 Sammlungen, Gotha 91 — 97.
- Briefe zur Beförderung der Humanität, 10 Sammlungen, Riga 93 — 97.
- Christliche Schriften, 2 Th. 94 — 96.
- Das Fest der Grazien, im 4ten Bande der Hören-Jahrgang, 95.
- Recension der Geschichte der Religionschwärmereyen in der christlichen Kirche, im 36sten Stück der Nachrichten von gelehrten Sachen, Erfurt 97.

HESIODUS

Tagewerke.

J. H. G. HEUSINGER

- Beytrag zur Berichtigung einiger Begriffe über Erziehung und Erziehungskunst, Halle 94.
- Versuch eines Lehrbuchs der Erziehungskunst, Leipzig 95.
- Handbuch der Aesthetik oder Grundsätze zur Bearbeitung und Beurtheilung der Werke einer jeden schönen Kunst, 2 Th. Gotha 97.

K. H. HEYDENREICH

- Betrachtungen über die Philosophie der natürlichen Religion, 2 Bände, Leipzig 90.
- Grundsätze der moralischen Gotteslehre, Leipzig 92.
- Grundsätze des natürlichen Staatsrechts und seiner Anwendung, 2 Theile, Leipzig 95.
- Propädeutik der Moralphilosophie, nach Grundsätzen der reinen Vernunft, Leipzig 94.

- Originalideen über die interessantesten Gegenstände der Philosophie, 3ter Band, Leipzig 96.
- Gedichte, Leipzig.
- Philosophisches Taschenbuch für denkende Gottesverehrer, Leipzig 96.

C. G. HEYNE

- Lobsschrift auf Winkelmann, Cassel 78.

HIEROCLES, von *Alexandrien*

Commentaria in aureum carmen (Pythagorae).
S. Jac. Bruckeri Histor. critic. Philosoph.
Tom. 2. (De Secta Eclectica) Leipzig 42, und
das Werk:

- Selectae e profanis scriptoribus historiae, quibus admitta sunt varia honeste vivendi praecepta ex iisdem scriptoribus deprompta, Turini 41.

TH. V. HIPPEL

- Lebensläufe nach aufsteigender Linie, 4 Bde. Berlin 78 — 81.
- Ueber die Ehe, 4te Auflage, Berlin 93.
- Kreuz- und Querszüge des Ritters A bis Z. 2 Bände, Berlin 93. 94.

TH. HOBBS

Elementa philosophica de Cive, Amsterd. 1669.

S. HÖCHHEIMER

Ueber Moses Mendelssohns Tod, Wien und Leipzig 86.

HÖLDERLIN

- Das Schicksal, ein Gedicht im 4ten Bande der neuen Thalia, 93.
- Der Gott der Jugend, im Schillerischen Museumalmanach von 96.

L. H. C. HÖLTY

Gedichte, Hamburg 83,

H. HOME

Grundfätze der Kritik, aus dem Engl. überfetzt
von I. N. Meinhard, 1fter Band, Frankf. und
Leipzig 75.

HOMERUS

- Ilias } nach Voffens Ueberfetzung, Altona
- Odyffee } 93.
- Hymne an die Erde, nach Ch von Stöllbergs
Ueberfetzung in den Gedichten, aus dem Griechifchen überfetzt, Hamburg 82.

HORATIUS

- Oden.
- Briefe } nach Wielands Ueberfetzung, Leipz.
- Satyren } 86 und 90.

C. HORNEMANN

Philosophifche Schriften, aus dem Dänifchen,
von C. R. Boie, nach defsen Tode von C. F.
Sander, Altona 96.

HOSEA, der Prophet
Kapitel 6.

CH. W. HUFELAND

Die Kunst, das menfchliche Leben zu verlän-
gern, Iena 96

GOTTL. HUFELAND

Lehrfätze des Naturrechts, Leipzig 90.

W. v. HUMBOLDT

Ueber die männliche und weibliche Form, im
2ten Bande der Horen. Jahrgang, 95.

D. HUME

Politik, S. David Hume's Geist, von Ch. A. Fi-
fcher, Leipzig 95.

F. HUTCHESON

Sittenlehre der Vernunft, a. d. Engl. Leipz. 56.

ULRICH V. HUTTEN

Ein Sendschreiben an Franz v. Sickingen. S.
Herders zerl. Bl. 5te Sammlung.

I. ISELIN

- Vermischte Schriften, 2 Bände. Zürich 70.
- Träume eines Menschenfreundes, 2 Theile,
Basel 76.

ISOCRATES, *der Redekünstler*

Rede an Demonicus.

I. ITH

Versuch einer Anthropologie, 2 Th. Bern 94.

FR. H. JACOBI

- Etwas, das Lessing gesagt hat, Berlin 82.
- Allwills Brieffammlung, 1ster Band, Königsb.
92.
- Ueber die Lehre des Spinoza, neue Auflage,
Breslau 89.
- Wider Mendelsohns Beschuldigungen, betref-
fend die Briefe über die Lehre des Spinoza,
Leipzig 85.
- Woldemar, 2 Theile, Königsb. 94.

G. A. JACOBI

Briefe aus der Schweiz und Italien in das vä-
terliche Haus nach Düsseldorf geschrieben, Lü-
beck 96. 1ster Theil.

L. H. JAKOB

- Ueber das moralische Gefühl, Halle 88.
- Ueber den moralischen Beweis für das Daseyn
Gottes, Liebau 91.
- Beweis für die Unsterblichkeit der Seele aus
dem Begriffe der Pflicht, Züllichau 90.

DAN. JENISCH

Boruffias, Berlin 94.

J. F. W. JERUSALEM

- Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion, 2 Bd. Braunschweig 79.
- Nachgelassene Schriften, Braunschweig 92.

JESAIAS, der Prophet
Kapitel 58.

JESUS CHRISTUS
Evangelien seiner Jünger.

JOHANNES, der Evangelist
Erster Brief, Kapitel 4.

JULIAN, der Kaiser
Siehe die Fragmente der römischen Geschichte von Ammianus Marcellinus.

C. W. JUSTI
Die sittliche Güte, eine Rhapsodie, im 3ten St. des 1sten Bandes des philosophischen Journals von Schmid und Snell.

JUN. JUVENALIS
Satyrae.

A. G. KAESTNER.
Vermischte Schriften. 2 Theile, Altenburg 85.
Sind Schriftsteller schuld an Revolutionen?

KALIDAS, der Indier
Sakuntala, oder der entscheidende Ring; ein Indisches Schauspiel, übersetzt von G. Forster, Mainz und Leipzig 91.

KALLIMACHUS
Siehe Gedichte aus dem Griechischen Chr. von Stolberg.

I. KANT
— Kritik der reinen Vernunft, Riga 81.
— Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, Riga 85.

- Kritik der praktischen Vernunft, Riga 88.
 - Kritik der Urtheilskraft, Berlin 90.
 - Ideen zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht
 - Beantwortung der Frage: was ist Aufklärung?
 - Was heisst sich im Denken orientiren?
 - Ueber die Redensart: das mag in der Theorie richtig seyn, ist aber in Praxi nicht anwendbar.
 - Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft, neue Auflage, Königsberg 94.
 - Zum ewigen Frieden. Ein philosophischer Entwurf, Königsberg 95.
 - Metaphysische Anfangsgründe der Rechtslehre, Königsberg 97.
 - Metaphysische Anfangsgründe der Tugendlehre, Königsberg 97.
- Eingerückt in verschiedene Jahrgänge der Berlinischen Monatschrift; jetzt mit andern zusammengedruckt unter dem Titel: J. Kants sämmtl. kleine Schriften, 3ter Band, Königsb. und Leipzig 97.

J. KERN

Siehe Schwäbisches Magazin zur Beförderung der Aufklärung, 1. Band, Ulm.

A. KLEIN

Vorrede über Lebensbeschreibungen und Lebensbeschreiber; zum Leben der grossen Deutschen, 1ster Theil, 87.

E. CH. v. KLEIST

Sämmtliche Werke, Berlin 78.

FR. MAX KLINGER

Geschichte Giasars des Barmeciden in fünf Büchern, Petersburg 94.

FR. G. KLOPSTOCK

- Oden, Hamburg 71.
- David, ein Trauerspiel, Hamburg 72.

A. v. KNIGGE

- Ueber den Umgang mit Menschen, Hannover 96.

L. T. KOSEGARTEN

- Gedichte, 2 Bände, Leipzig 88.
- Rhapsodien, 2 Bände, Leipzig 90—94.
- Harmonie der Sphären, im Schillerischen Musesalmanach vom Jahr 1797.
- Das Geständniß, im 6ten Bande der Horen, 96.
- Ekloge, im 7ten Band der Horen, 96.

A. v. KOTZEBUE

- Das Kind der Liebe; ein Schauspiel.

W. T. KRUG

- Briefe über die Perfektibilität der geoffenbarten Religion, Jena 95.

LUC. COEL. LACTANTIUS

- De cultu vero. Siehe Opera Omnia, Lipsiae 1739.

A. LAFONTAINE

- Rudolph von Werdenberg, Basel 95.
- Klara du Pleßis und Klairant, Berlin 95.

J. C. LAVATER

- Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschentiebe, 1ster Theil, Leipzig 75.
- Pontius Pilatus, oder die Bibel im kleinen, Zürich 83.
- Der Patriot, ein Gedicht, im Taschenbuch und Almanach zum gefelligen Vergnügen, von W. G. Becker für 94, Leipzig.

W. G. v. LEIBNITZ

- Essais de Theodicée sur la bonté de Dieu, la liberté de l'homme, et l'origine du mal, à Amsterd. 1720.
- Esprit de Leibnitz, ou Recueil de pensées choisies, sur la religion, la morale, l'histoire, extraites de toutes les oeuvres latines et françaises. Tom. 2. Lyon 72.
- Epistolae Leibn. edit. Korthold. Vol. III.

LEISEWITZ

Julius von Tarent, ein Trauerspiel.

LENZ (in Celle)

Ueber die Dichtkunst der Griechen im heroischen Zeitalter, nach dem Homer, im 1sten St. des 2ten Bandes der Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen, Leipzig 95.

G. E. LESSING

- Wie die Alten den Tod gebildet, eine Untersuchung, Berlin 68.
- Eine Duplik, Braunschweig 78.
- Hamburgische Dramaturgie, 2 Bände, Berlin 86.
- Nathan der Weise. ein dramatisches Gedicht, Berlin 79.
- Die Erziehung des Menschengeschlechts, Berlin 80.
- Leben, nebst seinem noch übrigen litterarischen Nachlasse, herausgegeben von K. G. Lessing, Berlin 95. 2ter Theil.
- Laokoon: oder über die Grenzen der Malerey und Poesie, neue Auflage, Berlin 88.

M. G. LICHTWEHR

Recht der Vernunft, in fünf Büchern, Leipzig 58.

PH. J. LIEBERKÜHN

Kleine Schriften, Züllichau 91,

TITUS LIVIUS
Historiarum Libri,

J. LOCKE

Handbuch der Erziehung, aus dem Englischen
übersetzt von Rudolphi, in der allgem. Rev.
des gef. Schul- und Erziehungswesens.

J. F. C. LOEFFLER

Gutachten über einige wichtige Religionsgegen-
stände, in Beziehung auf den Religionsprozeß
des Prediger Schulz in Giesdorf, Görlitz 94.

F. LOGAU

Sinngedichte, 12 Bücher, herausgegeben von
Ramler und Lessing, Leipzig 59.

DIONYS. LONGINUS

De Sublimitate, Leipzig 69. größtentheils nach
Schloßers Uebersetzung.

LUCIAN V. SAMOSATA

Demonax Siehe den 3ten Theil seiner sämtli-
chen Werke nach Wielands Uebersetzung, Leip-
zig 88.

T. LUCRETIVS

De rerum natura.

M. LUTHER

Fürstenspiegel von Regenten, Räten und Obrig-
keiten, auch der Welt Art, Lohn und Dank,
Frankfurt 83.

LYSIAS, der Redner

Epitaphische Rede. Siehe Wielands attisches
Museum, 1ster Band, 2tes Heft, Zürich 96.

N. MACHIAVELLI

Oeuvres de Machiavel, Tome 1 et 2, contenant
les 3 Liv. des Discours politiques sur la première
Decade de Tite, Live, nouv. Edit. à la Haye 43.

MOSE BAR. MAIMON

- Kommentar über die Massecheth Sanhedrin XI.
- Siphri, oder Siphre, (die Bücher) der Namen zweyer Kommentarien über die drey letzten Bücher Moses, von einem unbekanntem Verfasser, aus denen Maimonides Stellen anführt. Siehe auch J. E. C. Schmidts Bibl. für Kritik und Exegese des neuen Testaments etc. des 1sten Bandes 2tes Stück, 96.

SAL. MAIMON

- Streifereyen im Gebiete der Philosophie, 1ster Theil. Berlin 93.
- Versuch einer neuen Darstellung des Moralprincips und Deduction seiner Realität, im Novemberstück der Berlinischen Monatschrift, 94.

WILHELMINE MAISCH

Der Galizien-Berg bey Wien in der Flora von 1797.

K. E. MANGELSDORFF

Hausbedarf aus der allgemeinen Geschichte der Welt etc. 5ter Theil. Halle 96.

J. F. MARMONTEL

Belisaire, Paris 68.

FR. MATTHISSON

- Gedichte, dritte Auflage, Zürich 94.
- Briefe, 2ter Theil, Zürich 95.
- Bundesweihe, ein Gedicht im Vossischen Musealmanach von 95.

C. MEINERS

- Briefe über die Schweiz, Berlin 83.
- Recension der Etudes de la Nature, par Lt Pierre in der philosophischen Bibliothek, herausgegeben von Meiners und Feder, 4ter Band, Göttingen 91.

L. MEISTER

- Johannes, der Vorläufer, im 1stem Bande des philosophischen Journals, von Schmid und Söell, 93.
- Ueber die Schwärmerey, eine Vorlesung, Bern 75.

MELEAGRAS

Siehe Chr. Stolbergs Gedichte, aus dem Griechischen übersetzt.

MELISSA, *eine der sogenannten Pythagorischen Frauen*

Brief an Klearete. Siehe des Aldus Manuzius Sammlung von Briefen verschiedener Griech. Philosoph, Redner, Dichter etc. Venedig 1499. und Wielands Aufsatz: die Pythagorischen Frauen im 24ten Bande s. s. Werke, Leipz. 96.

MENANDER, *der Komiker*

Fragmente des Lustspieles; *Ἀδελφοί* (die Brüder). Siehe Beukii Gnom. Poet. graec. Argent. 84.

M. MENDELSSOHN

- Was ist Aufklärung? in der Berliner Monatschrift.
- Anmerkungen zu Abbts freundschaftlicher Korrespondenz, Berlin 82. 85.
- Philosophische Schriften, 2 Theile, Berlin 77.
- Jerusalem, oder über religiöse Macht und Judenthum, Berlin 85.

RAPHAEL MENGES

Gedanken über die Schönheit und den Geschmack in der Malerey, Zürich 74.

MERCIER

L'an deux mille quatre cent quarante, a Londres 72.

SOPHIE MEREAU

- Schwarzburg, ein Gedicht, in den Horen von 95.

— Frühling, ein Gedicht, im Schillerischen Mu-
senalmanach von 96.

MEYER, (Prof. zu Weimar)

Ideen zu einer künftigen Geschichte der Kunst,
in den Horen von 95.

MICHA, *der Prophet*

Kapitel 6.

C. F. MICHAELIS

Ueber Moralität der Erziehung, im 4ten Bande
des philosophischen Journals von Schmid und
Snell.

MINNERMUS

Siehe Gedichte, aus dem Griechischen von Chr.
Stolberg.

J. J. MNIOCH

Kleine vermischte Schriften, 1stes Bändchen 94.

M. MONTAIGNE

Essais, Geneve 80. (Gedanken und Meynungen
über allerley Gegenstände, 6 Bände, Berlin 93.
übersetzt von Bode).

MONTESQUIEU

De l'esprit des loix, à Geneve 77.

C. PH. MORITZ

— Ueber die bildende Nachahmung des Schönen,
Braunschweig 88.

— Götterlehre, oder mythologische Dichtungen
der Alten, Berlin 91.

— Lannan und Phantasien, herausgegeben von
Klisching, Berlin 96.

F. C. v. MOSER

Patriotisches Archiv für Deutschland, Mannh.
5 Bände, 84.

MUHAMMET

Koran. Siehe F. E. Boyfens Uebersetzung, Halle 75.

J. MÜLLER

Geschichte schweizerischer Eidgenossenschaft, Leipzig 86 — 95. 1ster Theil 1ste Abtheil. 3ter Theil 2te Abtheilung.

S. MUTSCHELLE

- Ueber das sittlich Gute, München 88.
- Vermischte Schriften, 3tes Bändchen, München und Pest 93. 94. 97.

L. H. v. NICOLAY

Vermischte Gedichte und profaische Schriften, 3ter Theil, Berlin 95.

A. H. NIEMEYER

- Charakteristik der Bibel, Halle 79. 4ter Theil.
- J. S. Semlers letzte Aeußerungen über religiöse Gegenstände, zwey Tage vor seinem Tode, Halle 91.
- Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts für Eltern und Hauslehrer, Halle 96.

F. J. NIETHAMMER

Ueber Religion als Wissenschaft zur Bestimmung des Inhalts der Religionen und der Behandlungsart ihrer Urkunden, Neustrelitz 95.

F. v. OERTEL

Rhapsodien über das Gute, Schöne und Wahre, Leipzig 92.

M. OPITZ, (von Boberfeld)

Deutsche Gedichte, herausgegeben von Triller, Frankfurt 46.

ORIGENES

Siehe Bruck. hist. crit. Philos. Tom. I. (de Philos. Indorum Lib. II.)

OSSIAN

Karthon.

Die Lieder von Selma,

P. N., OVIDIUS

— Metamorphoses.

— Ex Ponto Eleg.

TH. PAINE

— Rights of Man, London 92.

— Untersuchungen über wahre und fabelhafte Theologie, aus dem Englischen, 94.

BL. PASCAL

Penfées, 2 Tom. a Geneve 78.

PAULUS, *der Apostel*

II Brief an die Korinther, Kapitel 3.

M. PAYLEY

Grundsätze der Moral und Politik, aus dem Englischen übersetzt von C. Garve, 2 Bände, Leipzig 87.

G. C. PFEFFEL

— Poetische Versuche. Dritte Auflage, Basel 91.
3 Theile.

— Einige in dem Vossischen Musenalmanach und in der Monatschrift Flora später herausgekommene Gedichte.

AUL. PERSIUS

Satyrae, (nach Fülleborns Uebersetzung), Züllichau 94.

F. PETRARCA

— Mein Geheimniß. Siehe Müllers Bekenntnisse merkwürdiger Männer von sich selbst, 1ster Band, Winterthur 91.

— Sonnett XXI. des 2ten Theils, nach der im 4ten Theil der neuen Thalia befindlichen Uebersetzung.

PETRUS, *der Apostel*

Apostelgeschichte Kapitel 10.

J. PESTALOZZI

— Lienhard und Gertrud. Ein Versuch, die Grundfätze der Volksbildung zu vereinfachen. Neue Auflage, 5 Theile, Zürich 90 — 92.

— Meine Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts, Zürich 97.

J. G. PFRANGER

Mönch von Libanon, 82.

PHILEMON, *der Komiker*

Siehe Brunk Gnom. Poet. graec.

M. PHILIPSON

Leben Benedikt's von Spinoza, Braunschweig 90.

PHILO, *der Jude*

Opera, Tom. II. ex ed. Th. Mangey, Lond. 42.

PHOCYLIDES, *der Milesier*

Νουθετικόν (Lehrgedicht), welches unter seinem Namen herumgeht. Siehe Phocyl. poemata admonitoria, graec. et latin. edit. Wintertoni, Cantabrig. 1684.

J. BERN. H. DE ST. PIERRE

Études de la Nature, Paris 88.

PINDAR

Siegeshymne auf den Theron, Sieger zu Wagen in Olympia, (nach Gedike's Uebersetzung).

PLATON

— Von der Republik.

— Von den Gesetzen.

— Briefe (über die Syracusanische Staatsrevolution) nach Schloßers Uebersetzung im philof. Journal von Schmid und Snell, 2ter Band 94.

- Gespräche. {
 - Das Gastmahl, nach der Uebersetzung in der neuen Thalia.
 - Phädrus.
 - Der zweyte Alcibiades.
 - Phädon.
- (Bey den drey letzten Gesprächen benutzten wir Stolbergs Uebersetzung, Königsb. 96. 97.)
- Menon, Thaetet.

CECIL. PLINIUS
Panegyricus Trajani.

PLUTARCHUS

- Biographien von

<i>Lycurgus.</i>
<i>Numa.</i>
<i>Solon.</i>
<i>M. Cato.</i>
<i>Cato, dem Jüngern.</i>
<i>Demetrius.</i>
- (Meist nach Schirachs Uebers. Berlin 77 — 80.)
- Apophthegmata.

K. H. L. PÖLITZ
Lehrbuch für den ersten Curfus der Philosophie zur nähern Kenntniß der Philosophie unsrer Tage, Leipz. 95.

- A. POPE**
- Versuch über den Menschen, nach der Uebers. G. F. Niemeyers, in der Sammlung aus einigen der berühmtesten Englischen Dichter, 1ster Band, Hannover 94.
 - Der sterbende Christ an seine Seele, nach Herders Uebers. im 2ten Theil der zerst. Blätt.

- K. L. PÖRSCHKE**
- Vorbereitung zu einem populären Naturrecht, Königsberg 95.
 - Einleitung in die Moral, Libau 97.
 - Gedanken über einige Gegenstände der Philosophie des Schönen. Erste Samml. Libau 94.

PYTHAGORAS
Aureum Carmen (goldne Sprüche), ein Gedicht, das unter seinem Namen bekannt ist. Siehe

Bruck. histor. crit. Philos. Tom. I. de Secta Italica sive Pythagorae, und Eschenburgs Beyspielsammlung, 2ter Band, Berlin 88.

F. W. B. v. RANDOHR

Studien zur Kenntniß der schönen Natur, der schönen Künste, der Sitten und der Staatsverfassung, auf einer Reise nach Dänemark, 1ster Th., Hannover 92.

K. W. RAMLER

- Cyrus und Kassandana, ein Singpiel, in der Berlinischen Monatschrift von 84.
- Lyrische Gedichte, Berlin 72.

G. TH. RAYNAL

Histoire philosophique et politique des établissements et du commerce des Europeens dans les deux Indes, Neufchatel 86.

C. RECHLIN

Einige Gedichte, im Archiv der Zeit, Febr. 97.

A. W. REHBERG

Prüfung der Erziehungskunst, Leipzig 92.

K. L. REINHOLD

- Briefe über die Kantische Philosophie, 2 Bände, Leipzig 90 - 92.
- Auswahl vermischter Schriften, 1ster Theil, Jena 96.
- Sendschreiben an die Studierenden in Jena.

P. C. REINHARD

- Abriss einer Geschichte der Entstehung und Ausbildung der religiösen Ideen, Jena 94.
- Versuch einer Theorie des gesellschaftlichen Menschen, Leipzig und Gera 97.

JEAN PAUL FR. RICHTER

- Die unsichtbare Loge, eine Biographie, 2 Th., Berlin 94.
- Hesperus, oder die 45 Hundsposttage, 3 Th., Berlin 95.

- Leben des Quintus Fixlein, aus funfzehn Zettelkästen gezogen, Bayreuth 96.
- Blumen- Frucht- und Dornenstücke, oder Ehestand, Tod und Hochzeit des Armenadvokaten F. St. Siebenkäs, 2 Bändchen, Berlin 96.
- Der Jubelsenior. Ein Appendix, Leipzig 97.
- Das Kampaner Thal, oder über die Unsterblichkeit der Seele, Erfurt 97.

ROCHEFAUCAULT, LE DUC

Rellexions et maximes, nach Fr. Schulzens Uebersetzung, unter dem Titel: Sätze aus der höhern Welt- und Menschenkunde, Berlin 90.

J. J. ROUSSEAU

- Discours sur l'origine et les fondemens de l'inégalité, parmi les hommes, Amst. 55.
- Emile, ou de l'éducation, Amst. 62. 4 Tom.
- Du Contract Social, ou principes du droit politique, Neufchatel 65.
- Julie, ou la nouvelle Héloïse, Amst. 72. 6 Tom.
- Lettres de la Montagne, Londres.
- Les Confessions, 2 Tom. Lausanne 83.
- Les Reveries du promeneur Solitaire, Londres 82.

CAROLINE RUDOLPHI

Neue Sammlung von Gedichten, Leipzig 96.

SCHEIKH MOSLAEDDIN SADI

Das Persische Rosenthal. Siehe Bruck, histor. crit. Philosop. Tom. III. p. 208. und Herders zerst. Blätter, 4te und 6te Sammlung.

J. G. v. SALIS

- Gedichte. Dritte Auflage, Zürich 97.
- Die Sylfen, ein Gedicht im Beckerischen Taschenbuch des gefelligen Vergnügens von 98. Leipzig.

J. C. G. SCHAUMANN

- Versuch über Aufklärung, Freyheit und Gleichheit, Halle 95.

- Kritische Abhandlungen zur philosophischen Rechtslehre, Halle 95.

F. W. J. SCHELLING

Ideen zu einer Philosophie der Natur, Leipz. 97.

FR. SCHILLER

- Die Götter Griechenlands } Gedichte in den N T.
- Die Künstler — — } Merkur eingerückt.
- Don Karlos, Infant von Spanien, Leipzig 87.
- Was heisst und zu welchem } in den kleineren
- Ende studirt man Universal- } profaischen
- geschichte? } Schriften, 1ster
- Philosophische Briefe zwi } Theil, Leipzig
- schen Raphael und Julius, } 92.
- Ueber Völkerwanderung, } in der neuen
- Kreuzzüge und Mittelalter } Thalia, 4 B.
- Ueber den Grund des Vergnü- } Leipzig 92.
- gens an tragischen Gegenständen } 93.
- Ueber Anmuth und Würde } in den Horen,
- Vom Erhabenen } einer Monats-
- Zerstreute Betrachtungen über } schrift, Jahr-
- ästhetische Gegenstände. } gang 95. Tü-
- Briefe über ästhetische Erzie- } bingen.
- hung des Menschen } in den Horen,
- Das Reich der Schatten } einer Monats-
- Weisheit und Klugheit } schrift, Jahr-
- Elegie } gang 95. Tü-
- Schön und Erhaben } bingen.
- Ueber das Naive } in den Horen,
- Ueber die Gefahr ästhetischer } einer Monats-
- Sitten } schrift, Jahr-
- Die sentimentalischen Dichter } gang 95. Tü-
- Musenalmanach von 96. Neustrelitz. } bingen.
- — — von 97. Tübingen.

A. W. SCHLEGEL

- Ueber Shakspeare's Romeo und Julia, im 6ten Stück der Horen von 97.
- Zueignung des Trauerspiels Romeo und Julia, im Schillerischen Musenalmanach von 98.

FR. SCHLÉGEL

- Ueber das Schöne, im N. T. Merkur von 95.
- Die Griechen und Römer. Historische und kritische Versuche über das Klassische Alterthum, 1ster Theil, Neustrelitz 97.

A. L. SCHLOEZER

Allgemeines Staatsrecht und Staatsverfassungslehre, Göttingen 93.

J. G. SCHLOSSER

Ueber das Erhabene, im Anhang zu seiner Uebersetz. Longins vom Erhabenen, Leipzig 81.

TH. SCHMALZ

- Das Recht der Natur, 3 Theile, Königsb. 95.
- Annalen der Rechte des Menschen, des Bürgers und der Völker, 2 Hefte, Königsb. 94.

C. C. E. SCHMID

- Versuch einer Moralphilosophie, 3te Auflage, Jena 95.
 - Empirische Psychologie, Jena 91.
 - Die Idee der Gottheit im Verhältniß zu den Grundtrieben der Menschheit
 - Grundzüge zu einer Geschichte der Theologie
 - Philosophische Betrachtungen über moralische Welt, Gottheit, Unsterblichkeit und Religion
- } im philosophisch. Journal für Moralität, Religion und Menschenwohl, herausg. von Schmid und Snell, 3ter Band, Gießen und Jena 93. 94.

J. W. SCHMID

Ueber den Geist der Sittenlehre Jesu und seiner Apostel, Jena 90.

C. F. v. SCHMIDT PHISELDECK

Briefe ästhetischen Inhalts, mit vorzüglicher Rücksicht auf die Kantische Theorie, Altona 97. Erste Sammlung.

SCHREIBER

Epistel an D. im rothen Blatt, einer periodischen Schrift, 1stes Stück, 92.

J. SCHUDEROFF

Briefe über moralische Erziehung, in Hinsicht auf die neueste Philosophie, Leipzig 92.

CH. GOTTFR. SCHÜTZ

An Henriette Schütz, vor seiner Uebersetzung von Marmontels sämtlichen prof. Werken, 1ster Band, Leipzig 94.

F. H. C. SCHWARZ

Die moralischen Wissenschaften. Ein Lehrbuch der Moral und natürlichen Religion in ihrem ganzen Zusammenhange, 2 Th. Leipzig 93.

SEGNITZ

Ueber Naturtrieb und Denkkraft der Thiere, Leipzig 90.

L. A. SENECA

- De clementia.
- De providentia.
- De vita beata.
- Epistolae ad Lucilium.

J. S. SEMLER

Siehe Niemeyer.

SEXTUS, der Pythagoräer

Sententiae. Siehe Selectae ex profanis Scripturis historiae, wie oben.

SHAFTESBURY

Brief an Bayle. Siehe Lettres choisies de Mr. Bayle, Tom. III.

SHAKSPEARE

Romeo und Julia. Nach A. W. Schlegels Uebersetzung, Berlin 97.

EM. SIEYES

Politische Schriften etc. 2 Bände, Leipzig 96.

C. W. SNELL

- Ueber Sitlichkeit in Verbindung mit der Glückseligkeit einzelner Menschen und ganzer Staaten, Leipzig 90.
- Abhandlungen zum philosophischen Lesebuche aus Cicero's Schriften, Frankfurt 92.

FR. W. D. SNELL

Menon, oder Versuch in Gesprächen, die vornehmsten Punkte aus der Kritik der praktischen Vernunft Kants zu erläutern, Mannheim 89.

J. P. L. SNELL

Kritik der Volksmoral für Prediger, Frankfurt und Leipzig 92.

L. J. SNELL

Unterredungen eines Vaters mit seinen Söhnen, über die natürliche Religion, Neuwied 94.

A. SMITH

Theorie der Empfindungen, aus dem Englischen, Braunschw. 70.

SOLON

Siehe Plutarch.

SOPHOCLES, *der Tragiker*

Oedip, der König. (Nach Ch. Stolbergs Uebers.) Leipzig 87.

J. J. SPALDING

Die Bestimmung des Menschen, Leipzig 68.

BEN. v. SPINOZA

— Tractatus Theologico-Politicus, continens Dissertationes aliquot, quibus ostenditur, libertatem philosophandi non tantum salva pietate, et Reipublicae pace posse concedi: sed eandem nisi cum pace Reipubl., ipsaque pietate tolli non posse. Hamburgi 1670.

— Ethica in Opp. posthumis 1677.

— Epistolae in Opp. posthumis —

Frau von STAEL

Versuch über die Dichtungen, von Goethe überf., im 2ten Stück der Horen von 96.

G. W. CH. STARKE

— Gemälde und Erzählungen aus dem häuslichen Leben, 5 Bändchen, Berlin 93. 94. 96.

— Gedichte, in die deutsche Monatschrift eingedrückt, Berlin 94. und in den Beckerschen Almanach zum gefelligen Vergütigen, Leipz. 96.

LOR. STERNE

Yoriks empfindsame Reisen durch Frankreich und Italien, a. d. Engl. (von Bode) Bremen 75.

H. STEPHANI

Grundlinien der Rechtswissenschaft etc. Erlangen 97.

F. L. Graf zu STOLBERG

— Gedichte, Leipzig 79.

— Schauspiele (Theleus), Leipzig 83.

— Die Insel, Leipzig 88.

— Ueber die Ruhe nach dem Genuss, im deutschen Museum von 88.

STREITHORST

Heldenmuth und Wissenschaft im freundschaftlichen Bunde, in der deutsch. Monatsh. März 97.

MAX. BETHUNE DUC DE SULLY

Memoires, Londres 78.

J. G. SULZER

Allgemeine Theorie der schönen Künste, 4 Th. Neue Auflage, Leipzig 86.

TORQUATO TASSO

La Gierusalemme liberata, Dresd. 86.

C. C. TACITUS

— Annalium Libri.

— Julii Agricolae vita, nach M. Engels Ueberf. Leipzig 88.

A. W. TELLER

Die Religion der Vollkommneren, Berlin 92.

PUB. TERENTIUS

Heautontimorumenos, Comoedia.

THEOCRITUS

— Siehe Ch. Stolbergs Gedichte, a. d. Griechisch.

— Idyllen, nach Vollens Uebersetzung.

THEODERICH, König der Ostgothen

Siehe den Beseid, den er den Juden gab im Cassiodor, Variar. II. 27.

THEODORAD, König der Ostgothen

Siehe das Schreiben an den Kayser Justinian im
Cassiodor. Var. X. 26.

GH. THOMASIVS

Von der Kunst, vernünftig und tugendhaft zu
lieben, oder Einleitung zur Sittenlehre, Halle
1710.

THOMSON

Die vier Jahreszeiten, nach H. Harries Uebers.
Altona 96.

DE THOU

Veritati, eine Ode im 1sten Tom. seiner Ge-
schichte. Siehe Herders Briefe zur Bef. der
Human. 4te Sammlung.

W. A. v. THÜMMEL

Reise in die mittäglichen Provinzen von Frank-
reich in den Jahren 1785. 1786. 1ster und 2ter
Theil, Leipzig 91.

C. A. TIEDGE

Schriften, 1ster Band, Göttingen 96.

J. H. TIEFTRUNK

— Versuch einer Kritik der Religion und aller reli-
giösen Dogmatik, Berlin 90.

— Einzig möglicher Zweck Jesu aus dem Grund-
gesetze der Religion entwickelt, Berlin 93.

— Censur des protestantischen Lehrbegriffs, Ber-
lin 90.

— Kurze Uebersicht der allgemeinen Politik, in
der Staatswissenschaftlichen und Juristischen
Litteratur, April 95.

E. C. TRAPP

Siehe seine Noten zu Rousseaus Emil im Revi-
sionswerke.

EHRENF. WALTER v. TSCHIRNHAUSEN

Medicina mentis sive artis inveniendi generalia
praecepta, Amsterd. 1687.

J. P. Uz

Sämmtl. poetische Werke, 2 Bände, Leipz. 68.

J. C. VANINI

Deo, eine Ode, nach Kofegartens Uebersetzung,
im 1sten Theil der Rhapsodien.

VILLAUME

Ueber das Verhalten bey den ersten Unarten der
Kinder. Siehe Allgemeine Revision, 2ter Th.

VIRGILIUS

Eclogae. Nach Vossens Uebersf. Altona 97.

J. H. VOGT

Ein Denkmal, nebst Fragmenten des Verstorbenen,
Mainz 91.

F. N. VOLKMAR

Philosophie der Ehe, Halle 94.

VOLTAIRE

De la Moderation en tout. Siehe Discours en
Vers sur l'homme, 1736.

J. H. VÖSS

— Gedichte, 1ster Band, Hamb. 85. 2ter Band,
Königsb. 95.

— Luise, ein ländliches Gedicht in drey Idyllen,
Königsb. 95.

— Weihe der Schönheit, in den Horen Jahrg. 95.

GABRIEL WAGNER (Realis de Vienna)

Geheimstube oder Velledenblätter, 1692. in
4 Büchern. Siehe auch Herders Briefe zur Bef.
der Human. 4te Sammlung.

G. WASHINGTON

Adrese an das Volk der Nordamerikanischen
Staaten im Jahre 1796.

A. WEISHAUPT

— Apologie der Illuminaten, Frankf u. Leipz. 86.

— Pythagoras oder Betrachtungen über die gehei-
me Welt- und Regierungskunst, Frankf. 90.

C. M. WIELAND

— Die Natur, oder die vollkommenste Welt, in
den poetischen Schriften, Zürich 79.

— Geschichte des Agathon in 5 Bänden, neue Aufl.
Leipzig 94.

- Der goldne Spiegel in 2 Bänden. — — —
- Geschichte des Danischmend, 8ter Band der f. W. Leipz. 95.
- Musarion, im 9ten Bande. — — —
- Gandalin, oder Liebe um Liebe, 21ter Bd. 96.
- Oberon, 2 Theile, 22ter und 23ter Band, 96.
- Sendschreiben an einen jungen Dichter
- Ueber die Ideale der Griechischen Künftler
- Die Pythagorischen Frauen
- Göttergespräche und Gespräche im Elysium, im 25ten Bande, 96.
- Peregrinus Proteus, 2 Theile, im 27ten und 28ten Bande. 97.
- Ueber den freyen Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen, im 29ten Band, 97.
- Einleitung zum 16ten Brief Horazens (an Quinctius) in seiner Uebers. von Horazens Briefen, 1ster Theil. Neue Aufl. Leipz. 90.
- Ueber Lucians Lebensumstände, Charakter und Schriften. Siehe seine Uebersetz. von Lucians sämtl. Schriften, 1sten Theil. Leipz. 88.
- Erläuterungen zu Horazens Brief an L. Calpurnius Piso und seine Söhne, 5ter Brief des 2ten Theils, Leipzig 90.

} im 24ten Bde.
d. f. W.
Leipz. 96.

JOH. WINKELMANN

- Von der Fähigkeit der Empfindung des Schönen in der Kunst, Dresden 63.
- Geschichte der Kunst des Alterthums, Dresd. 64.

K. L. WOLTMANN

Die Kunst, im Schillerischen Mufenalm. von 96.

XENOPHON

- Memorabilia Socratis,
- Oeconomicus.

E. YOUNG

Klagen oder Nachtgedanken, aus dem Englisch. von Ebert, Braunschweig 60.

F. W. ZACHARIAE

Poetische Schriften, 2 Theile, Braunschw. 72.

- ZALEUKOS, der Gesetzgeber der Lokrier**
 Siehe Stobaei Sent. Serin. 42.
- FAUSTINA MARATTI ZAPPI**
 Gedichte, aus dem Italien, von Herder übers.
 in der 6ten Sammlung der zerstr. Blätter.
- ZENO, der Srifter der Stoischen Schule**
 Siehe Bruck, hist. crit. Philos. Tom. I. Sect. I.
 de Zenone.
- W. C. L. ZIEGLER**
 Vernunft und schriftmäßige Erörterung, daß
 der Beweis für die Wahrheit und Göttlichkeit
 der christlichen Religion mehr aus der innern
 Vortreflichkeit der Lehre, als aus Wundern und
 Weissagungen zu führen sey, in Henke's Maga-
 zin, Theil I.
- J. G. ZIMMERMANN**
 Ueber die Einsamkeit, 4ter Theil, Leipzig 85.
- G. J. ZOLLIKOFER**
 Predigten über die Würde des Menschen, und
 den Werth der vornehmsten Dinge, die zur
 menschlichen Glückseligkeit gerechnet werden,
 2 Bände, neue Auflage, Leipzig 84.
- ZOROASTER**
 Siehe Bruck. hist. crit. philos. Tom. I. de phi-
 losof Chaldaeorum, so auch Zend-Avesta ouvrage
 de Zoroastre etc. traduit sur l'original p. An-
 quetil du Perron, Paris 71. 3 Vol. übersetzt
 von Kleuker, 86.
- H. ZSHOKKE**
 Metapolitische Ideen, im 1sten Stück der Huma-
 niora, 1796.
-
- J. Agnes von Lilien, Berlin, 2 Theile, 98.**
 Allgemeine Ueberlicht der neuesten philos. Litteratur,
 im 3ten Heft des philos. Journals, herausgeb.
 von Fichte und Niethammer, 97.
- Anthologie (griechische), nach Herders Ueberfetzung**
 im 2ten Theile der zerstr. Blätter.

Beytrag zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die französische Revolution, 2 Theile, 95.
Blumenlese aus den morgenländischen Dichtern, nach Herders Uebers. im 4ten Theile der zerst. Blätter.
Briefe von Amanda und Eduard, in den Horen von 97.

Darstellung des Indischen Gottes Krisna als der personificirten erhaltenden Kraft der Natur. Siehe Baghuat Geeta, Lond. 85, und Herders Abhandlung über Denkmale der Vorwelt, im 4ten Theile der zerst. Blätter.

Denkmale am Lebenswege. Siehe den 3ten Band der Auswahl der besten zerstreuten profaischen Aufsätze der Deutschen, Leipzig 79.

Einige Gedanken, veranlaßt durch das Lesen der Bekenntnisse einer schönen Seele in Wilh. Meisters Lehrjahren, im 3ten Heft des 4ten Bandes des philosophischen Journals von Niethammer.

Gedanken einiger Braminen, nach Herders Uebers. im 4ten Theil der zerst. Blätter.

Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders, Berlin 97.

Inschrift des Delphischen Tempels. Siehe Pausan. graec. descript.

Inschrift des Saitischen Tempels. Siehe Plutarch de Iside et Osiride.

Morgensgespräche zweyer Freunde, über die Rechte der Vernunft auf Offenbarung, Leipzig 95.

Papiere aus Henos Nachlass, Züllichau 92.

Recension von Kants Kritik der praktischen Vernunft, in der Jenaer Litteraturzeitung, Jahrg. 88.

— von Bürgers Gedichten, Ebendaf. Jahrg. 91.

— von Goethe's Werken, — — 92.

— von Jacobi's Woldemar, — — 94.

— von Matthiassons Gedichten, — — 94.

— der Genzischen Uebersetzung von Burke's Werk über die französische Revolution, Ebendafelbst, Jahrg. 97.

— von Neubecks Gesundbrunnen, Ebendaf. Jahrg. 97.

Religion, eine Angelegenheit der Menschen, Leipz. 97.

- Skolien der Alten. Siehe Athenaei Deipnosophistarum Lib. XV.
- Systeme de la morale et politique, à Londres 77.
- Trakimor, oder das goldene Land, aus dem Engl. 2 Theile, Leipzig 88.
- Ueber die Künstler, ein Gedicht von Schiller, im 2ten Stück des 1sten Bandes der Akademie der Schönen Redekünste, herausgegeben von Bürger, Berlin 90.
- Ueber die Kunstplünderung in Italien und Rom, im 11ten Stück des N. T. Merkurs von 96.
- Ueber den Menschen und seine Verhältnisse, Berlin 92.
- Untersuchungen aus dem Natur- Staats- und Völkerrechte, mit einer Kritik der neuesten Constitution der französischen Revolution, 96.
- Versuch über das Kunstschöne. in den Horen von 97.
- Zurückforderung der Denkfreyheit von den Fürsten Europens, die sie bisher unterdrückten. Eine Rede. Heliopolis, 94.
-

Gegenstände

des

Dritten Bändchens.

Schön. Seite 1

Erhaben. — 41

Natur. — 80

Kunst.	Seite 189
Liebe.	— 332
Ehe.	— 377
Freundschaft.	— 409
Genuss.	— 442

SCHÖN.

S*chön* kömmt von *Scheinen* her. Alles schein-
net, was ein Leuchten, einen Glanz,
einen Schimmer von sich giebt, wie das
Sonnenlicht und die Farben. Scheinen ist
ursprünglich bloß ein Begriff des Gesichtes
und auch das Wort Schön. Das Auge heft-
tet sich an jeden Schein, in diesem besteht
sein Wirken. Dunkelheit setzet das Organ
außer Thätigkeit, und indem sie ihm die
Gegenstände entzieht, so giebt sie dem Ge-
sicht ein Gefühl des Unbehagens. Dunkel-
heit ist der Feind des Augensinnes. Jeder
Schein hingegen giebt dem Auge schon ei-
nen Grad des Angenehmen, bloß dadurch,
daß es thätig und wirkfam seyn kann. Mit
dem Tageslichte fängt die Thätigkeit aller

lebenden Wesen an. Dunkelheit hingegen ist Ruhe, Schlaf, Tod, Aufhören des Wirkens. Dunkelheit ist mit Verdacht, Schrecken, Entsetzen erfüllt. — Schein giebt Muth, Freude, Thätigkeit. Der Sprachgebrauch nennt daher einen sonnenhellen Tag einen *schönen* Tag, eine von dem Monde oder den Sternen erhellte Nacht — eine *schöne* Nacht; gleichsam um zu sagen: ein scheinender Tag, eine scheinende Nacht. So liegt in dem Wort Scheinen das angenehme Gefühl des Schönen. Der Sprachgebrauch zog nach und nach die Linie zwischen Scheinen und Schön, um durch das erste Wort bloß den absoluten Begriff von Licht zu bezeichnen, durch das zweite aber zugleich den Begriff eines angenehmen Lichtes.

*Der Verf. des Versuches über
das Kunstschöne im 7ten St.
d. Horen 1797.*

Ein Princip des Geschmacks, welches das allgemeine Criterium des *Schönen* durch bestimmte Begriffe angäbe, zu suchen, ist eine fruchtlose Bemühung, weil was gesucht wird, unmöglich und an sich selbst widersprechend ist.

KANT.

Der Geschmack wird eine Stütze erhalten, die ihm eine ewige Dauer zusichert, wenn es einst der philosophirenden Vernunft gelungen seyn wird, nicht etwa was sich *nur fühlen* läßt, zu *denken*, sondern die wir-

kende Ursache der ästhetischen Gefühle aus einer feststehenden Wissenschaft der Vermögen des Gemüthes abzuleiten, und einen *Begriff* von *Schönheit* aufzustellen, der nicht weniger als das *Gefühl* derselben untrüglich ist.

REINHOLD.

So' anziehend auch die Untersuchung des Schönen für den denkenden Geist nothwendig seyn muß, so große Schwierigkeiten stellen sich ihm entgegen, sobald er es versucht, das verschlungene Gewebe der Empfindungen zu entwickeln, den Geist von der Materie abzuziehen, und das zarte Spiel der im Genusse des Schönen vereinigten Kräfte, deren Harmonie er so innig fühlt, in seine Elemente zu zerlegen. Und wenn ihm dies künstliche Geschäfte endlich auch gelungen wäre; so wird es ihm doch unmöglich bleiben, aus diesen, durch den zergliedernden Verstand getrennten Grundbestandtheilen, jene schönen und seelenvollen Erscheinungen wieder zu reproduciren, deren Bildung das Vorrecht der Natur ist, wenn sie in höchster Freyheit und Gesetzmäßigkeit zugleich, in der innigsten Harmonie ihrer Kräfte wirkt, und die sie entweder unbildlich durch den organischen Bildungstrieb, oder durch das Genie zum Ideale veredelt, in der Kunst darstellt.

FERNOW.

Die Schönheit ist eine ursprüngliche unveränderliche Idee, welche, wiewohl sie unter tausenderley Gestalten sichtbar werden kann, dennoch in allen diesen verschiedenen Erscheinungen eine und dieselbige ist. Aber wer wird uns nun in allen diesen Erscheinungen das Wesentliche und Unwandelbare vom Zufälligen absondern, wer uns das Urbild jener übersinnlichen Schönheit, wovon alles, was wir schön nennen, nur ein matter Widerschein ist, in seiner Reinheit, Allgemeinheit, in seiner wahren Göttergestalt unverhüllt darstellen?

I. ITH.

Wir wollen nicht hinabsteigen in die Tiefen der Metaphysik, um dort zu erfragen, was *Schön* genannt zu werden verdiene. Das Wesentliche der Empfindung reicht über die Gränze der messenden und vergleichenden Vernunft hinaus. Die verschiedene Brechbarkeit der Lichtstrahlen erklärt uns eben so wenig, *wie* die Vorstellung ihrer verschiedenen Farben in uns entsteht, als die logische Definition des Schönen jenes untheilbare, ihm immanente Wirken in einen für dasselbe geschaffenen Sinn. Mit dem Schönen verbrüderet sind die Begriffe des Ganzen, Harmonischen, Vollkommenen. Diese Verhältnisse beschäftigen den Verstand; er findet die Schönheit in ihrer Mitte; *aber lange zuvor fand sie das Herz, und schmolz in namenlosem Entzücken.* So umschweben Cytheren die Grazien und Nymphen; doch wehe dem, der nur an ihren Gespie-

linnen die Göttin erkennt! Um die Schönheit zu empfinden, müssen wir sie anschauen in der Natur oder im Werke des Künstlers; wenn wir hingegen von ihr reden, bezeichnen wir nur die Verhältnisse der begleitenden Erscheinungen. Dem zu folge ist die Empfindung des Schönen die reinste, wenn ihr Gegenstand ein Ganzes bildet, das durch seine inneren und äußeren Beziehungen unserer Vernunft vor allen anderen richtig ist.

G. FORSTER.

Das Schöne in Natur und Kunst beurtheilen zu können, ist ein der Menschheit ganz eigenthümlicher Vorzug; insofern sie sinnlich ist und vernünftig zugleich. Das vernunftlose Thier kennt nur das Angenehme: eine reine Vernunft würde nur das Gute, Zweckmäßige an sich erkennen. Liebend aber scheint die Natur für die Veredlung der Menschheit gesorgt zu haben, indem sie das Sinnliche seines Gefühles an die höhere Regel der *Schönheit* band, welche aus Sinnlichkeit und dem Verstande zugleich entspringt, und nicht die Beforgung eines eigennütigen Triebes, sondern die Befriedigung einer freyen Harmonie der Seelenkräfte zur Absicht hat.

C. F. v. SCHMIDT — PHISELDECK.

Das *Schöne* gefällt zwar durch das Medium der Sinne, wodurch es sich vom *Guten* unterscheidet, aber es gefällt durch seine

Form der Vernunft, wodurch es sich vom *Angenehmen* unterscheidet. Das *Gute*, kann man sagen, gefällt durch die bloße *vernunftgemäße* Form, das *Schöne* durch *vernunftähnliche* Form, das *Angenehme* durch gar keine Form. Das *Gute* wird *gedacht*, das *Schöne* *betrachtet*, das *Angenehme* bloß *geföhlt*. Jenes gefällt im Begriff, das zweyte in der Anschauung, das dritte in der materiellen Empfindung.

SCHILLER.

Der Geschmack, womit das Ideal der Schönheit beurtheilt werden muß, wenn anders seine Ausprüche unpartheiisch seyn sollen, setzt in demjenigen, der ihn besitzt, das Vermögen voraus, zwischen dem Wohlgefallen am Schönen, und einem jeden andern Interesse, welches der Verstand oder auch die Begierde an einem schönen Gegenstande nehmen können, zart und rein zu unterscheiden. Die Empfindung, die das Schöne in uns hervorbringt, ist vom Reitze unabhängig, und zugleich durch keine Operation der Vernunft erklärbar.

G. FORSTER.

Das Gefühl des Schönen muß ein freyes, absichtloses, uninteressirtes Gefühl seyn: es haftet bloß an der Form, und man liebt das Schöne vermittelt derselben, als *solches*, nicht als etwas *wozu nützlich*.

CONZ.

1) *Schön ist, was ohne alles Interesse gefällt.* Interesse wird das Wohlgefallen genannt, was wir mit der Vorstellung der *Existenz* eines Gegenstandes verbinden. Bey dem Urtheile über das *Angenehme*, das seinen Grund in der *Empfindung*, und zwar in einem vergnügenden *Eindruck* auf die Sinne hat, liegt Interesse in der durch den Eindruck erzeugten Begierde nach Genuß. Bey dem Urtheil über das *Gute*, das seinen Grund in dem *Begriffe* von dem (relativen oder absoluten) Werth des Objectes hat, erfolgt Interesse aus diesem Begriffe selbst. Das Urtheil über das *Schöne* ist in einem *Gefühle* gegründet, das weder aus den Eindrücken auf die Sinne, noch aus dem Begriffe, sondern lediglich aus der *Anschauung* des Objectes quillt, und betrifft weder das *Empfindbare*, das durch Eindruck, noch das *Denkbare*, das durch den Begriff interessiren kann, sondern nur das *Anschauliche*, die *bloße Gestalt* des Objectes, in wiefern sie uns weder als angenehm durch Empfindung ihrer Reitze, noch als gut durch Begriffe von ihrer Brauchbarkeit, sondern lediglich in der *Contemplation* zweckmälsig beschäftigt, durch *Beschauung* gefällt. Das Angenehme, das Schöne, das Gute bezeichnen also drei verschiedene Verhältnisse der Vorstellungen zum Gefühl der Lust und Unlust. *Angenehm* heist, was *vergnügt*; *schön*, was *blos gefällt*; *gut*, was *geschätzt*, d. i. worin ein objectiver Werth gesetzt wird. Annehmlichkeit gilt auch für vernunftlose Thiere, Schönheit nur für Menschen, d. i. thierische, aber

doch vernünftige Wesen; das Gute aber für jedes vernünftige Wesen überhaupt.

2) *Schön ist, was ohne Begriff, allgemein gefällt.*

Das Wohlgefallen am Schönen hat das Eigenthümliche, daß es *jedermann* angeschlossen werden kann – zum Unterschiede von dem Wohlgefallen am Angenehmen, welches von der Empfindung und von individuellen Modificationen der Organisation abhängt – und daß gleichwohl der Grund seiner Allgemeingültigkeit *nicht* in dem *Begriffe* des Objectes liegt – zum Unterschiede von dem Wohlgefallen am Guten, das diesen Begriff voraussetzt. Das Schöne gefällt durch die bloße *Anschauung*, inwiefern diese in einer *solchen* Beschäftigung der, die Gestalt des Objectes auffassenden, Einbildungskraft besteht, welche *durch sich selbst* mit der Handlungsweise des Verstandes harmoniret, und dadurch das Bewußtseyn der Uebereinstimmung dieser beyden Vermögen des Gemüthes weckt. Die *Allgemeingültigkeit* des aus einer solchen Anschauung hervorgehenden Wohlgefallens wird dadurch begreiflich, daß in einem *jeden* Erkenntnißvermögen schon in der ursprünglichen Einrichtung desselben Uebereinstimmung oder Angemessenheit der Einbildungskraft zum Verstande als Bedingung der Möglichkeit einer Erkenntniß überhaupt a priori zum Grunde liegen muß.

3) *Schönheit ist Form der Zweckmäßigkeit eines Gegenstandes, sofern sie ohne Vorstellung eines Zweckes an ihm wahrgenommen wird.*

Sie besteht nemlich in *derjenigen Zweckmäßigkeit der Gestalt, die sich dem Gemüthe durch die bloße Anschauung, und folglich ganz unabhängig von dem Begriffe eines objectiven Zweckes ankündigt, und die in der blossen Angemessenheit derselben durch die bey der Anschauung vorkommende Beschäftigung der Einbildungskraft zum Verstande besteht. Zum blossen Wohlgefallen am Anschaulichen, und folglich zum reinen Urtheile des Geschmacks wird also erfordert, daß dasselbe, in wiefern es nichts Empfindbares am Objecte betrifft, von Reitz und Rührung — und in wiefern es weder relative noch absolute Güte des Objectes betrifft, von jeder durch Begriffe vorgestellten Zweckmäßigkeit des Objectes — unabhängig und mit beyden unvermischt sey. Die Schönheit ist subjective Zweckmäßigkeit des Objectes, die nur durch das Gefühl der durch sich selbst mit dem Verstande übereinstimmenden Anschauung wahrgenommen wird.*

4) *Schön ist, was ohne Begriff als Gegenstand eines nothwendigen Wohlgefallens erkannt wird.*

Das Wohlgefallen am Schönen ist mit dem Bewusstseyn seiner Nothwendigkeit verknüpft, während das Wohlgefallen am Angenehmen bey dem Nachdenken über dasselbe als zufällig befunden wird. Allein jene Nothwen-

digkeit des Wohlgefallens am Schönen erfolgt nicht aus dem Begriffe vom Objecte, wie bey dem Wohlgefallen am *Guten* der Fall ist, sondern entspringt aus der im Erkenntnißvermögen a priori gegründeten Zusammenstimmung zwischen dem Vermögen der Einbildungskraft und des Verstandes, die sich in der wirklichen Uebereinstimmung der (beym Auffassen der Gestalt des schönen Objectes) beschäftigten Einbildungskraft mit dem Verstande durch ein Gefühl der Lust ankündigt. Da das Bewußtseyn dieser Uebereinstimmung in einem bloßen Gefühle besteht, und nicht von dem Begriffe des Objectes ausgeht (durch welchen der Verstand die Anschauung seinen Gesetzen unterwirft, und dadurch Erkenntniß bewirkt), sondern aus der bloßen Anschauung entspringt, die *zufälligerweise*, und *durch sich selbst*, mit dem Verstande harmonirt: so besteht das Wohlgefallen am Schönen bey aller seiner Nothwendigkeit gleichwohl in einem *freyen Spiele* der Erkenntnißkräfte, d. h. in einer solchen Beschäftigung der Einbildungskraft, wobey dieselbe *frey*, aber (von selbst) gesetzmäßig, d. i. dem Verstande angemessen, wirkt. Sie unterwirft sich selbst dem Verstande bey dem *Gefühl des Schönen*, während sie bey dem *Erkennen* und im Gefühl des *Wahren* durch den Verstand unterworfen wird. Ihre Beschäftigung mit dem Verstande ist in dem einen Falle *Spiel*, im zweyten *Geschäft* *).

KANT.

*) Wir benutzen bey der Darstellung dieser Kantischen Philosopheme über das Schöne die geist-

Der Mensch, wissen wir, ist weder ausschliessend Materie, noch ist er ausschliessend Geist. Die *Schönheit*, als *Consummation seiner Menschheit*, kann also weder ausschliessend ein Object des *Sachtriebes*, blosses Leben seyn, wie von scharffinnigen Beobachtern, die sich zu genau an die Zeugnisse der Erfahrung hielten, behauptet worden ist, und wozu der Geschmack der Zeit sie gern herabziehen möchte; noch kann sie ausschliessend ein Object des *Formtriebes*, blosser Gestalt seyn, wie von spekulativen Weltweisen, die sich zu weit von der Erfahrung entfernten, und von philosophierenden Künstlern, die sich in Erklärung derselben allzusehr durch das Bedürfnis der Kunst leiten liessen, geurtheilt worden ist: sie ist das gemeinschaftliche Object beyder Triebe, das heisst, des *Spieltriebes* *). Diese Nahmen

reiche Recension — oder vielmehr den lichtvollen Commentär — der *Critik der Urtheilskraft* — in der Allg. Lit. Zeitung 1795. No 191 — wo Kants Ideen meisterhaft concentrirt sind.

Die Herausgeber.

- *) Der Gegenstand des Sachtriebes. in einem allgemeinen Begriff ausgedrückt, heisst *Leben*, in weitester Bedeutung; ein Begriff, der alles materiale Seyn, und alle unmittelbare Gegenwart in den Sinnen bedeutet. Der Gegenstand des Formtriebes, in einem allgemeinen Begriff ausgedrückt, heisst *Gestalt*, sowohl in uneigentlicher als in eigentlicher Bedeutung; ein Begriff, der alle formalen Beschaffenheiten der Dinge und alle Beziehungen derselben auf die Denkkräfte, unter sich faßt. Der Gegenstand des

rechtfertigt der Sprachgebrauch vollkommen, der alles das, was weder subjectiv noch objectiv zufällig ist, und doch weder äußerlich noch innerlich nöthigt, mit dem Worte Spiel zu bezeichnen pflegt. Da sich das Gemüth bey Anschauung des Schönen in einer glücklichen Mitte zwischen dem Gesetz und Bedürfnis befindet, so ist es eben darum, weil es sich zwischen beyden theilt, dem Zwange sowohl des einen als des andern entzogen. Dem Sachtrieb wie dem Formtrieb ist es mit ihren Foderungen *Ernst*, weil der eine sich, bey dem Erkennen, auf die Wirklichkeit, der andre auf die Nothwendigkeit der Dinge bezieht; weil, bey dem Handeln, der erste auf Erhaltung des Lebens, der zweyte auf Bewahrung der Würde, beyde also auf Wahrheit und Vollkommenheit gerichtet sind. Aber das Leben wird gleichgültiger, so wie die Würde sich einmischet, und die Pflicht nöthigt nicht mehr, sobald die Neigung zieht: eben so nimmt das Gemüth die Wirklichkeit der Dinge, die materiale Wahrheit, freyer und ruhiger auf, sobald solche der formalen Wahrheit, dem Gesetz der Nothwendigkeit, begegnet, und fühlt sich durch Abstraktion nicht mehr angespannt, sobald die unmit-

Spieltriebes, in einem allgemeinen Schema vorgestellt, wird also *lebende Gestalt* heißen können; ein Begriff, der allen ästhetischen Beschaffenheiten der Erscheinungen, und mit einem Worte dem, was man in weitester Bedeutung *Schönheit* nennt, zur Bezeichnung dient. —

telbare Anschauung sie begleiten kann. Mit einem Wort: indem es mit Ideen in Gemeinschaft kommt, verliert alles Wirkliche seinen Ernst, weil es *klein* wird, und indem es mit der Empfindung zusammen trifft, legt das Nothwendige den feinigern ab, weil es *leicht* wird.

Wird aber nicht das Schöne dadurch, daß man es zum blossen Spiel macht, erniedrigt, und den frivolen Gegenständen gleich gestellt, die von jeher im Besitz dieses Namens waren? Widerspricht es nicht dem Vernunftbegriff und der Würde der Schönheit, die doch als ein Instrument der Kultur betrachtet wird, sie auf ein *blosses Spiel* einzuschränken, und widerspricht es nicht dem Erfahrungsbegriffe des Spiels, das mit Ausschließung alles Geschmacks zusammen bestehen kann, es blos auf Schönheit einzuschränken? Aber was heisst denn ein *blosses Spiel*, nachdem wir wissen, daß unter allen Zuständen des Menschen gerade das Spiel und *nur* das Spiel es ist, was ihn vollständig macht, und seine doppelte Natur auf einmal entfaltet? — Ich sage also: mit dem Angenehmen, mit dem Guten, mit dem Vollkommenen ist es dem Menschen *nur* Ernst, aber mit der Schönheit spielt er. Freylich dürfen wir uns hier nicht an die Spiele erinnern, die in dem wirklichen Leben im Gange sind, und die sich gewöhnlich nur auf sehr materielle Gegenstände richten; aber in dem wirklichen Leben würden wir auch die Schönheit vergebens suchen, von der hier die Rede ist. Die wirkliche vor-

handene Schönheit ist des wirklich vorhandenen Spieltriebes werth; aber durch das Ideal der Schönheit, welches die Vernunft aufstellt, ist auch ein Ideal des Spieltriebes aufgegeben, das der Mensch in allen seinen Spielen vor Augen haben soll. Je nachdem sich der Spieltrieb entweder dem Sachtriebe oder dem Formtriebe nähert, wird auch das Schöne entweder mehr an das bloße Leben oder an die bloße Gestalt grenzen, und man wird niemals irren, wenn man das Schönheitsideal eines Menschen auf dem nehmlichen Wege sucht, auf dem er seinen Spieltrieb befriedigt. Wenn sich die griechischen Völkerchaften in den Kampfspielen zu Olympia an den unblutigen Wettkämpfen der Kraft, der Schnelligkeit, der Gelenkigkeit und an dem edleren Wechselstreit der Talente ergötzen, und wenn das römische Volk an dem Todeskampf eines erlegten Gladiators oder seines libyschen Gegners sich labt, so wird es uns aus diesem einzigen Zuge begreiflich, warum wir die Idealgestalten einer Venus, einer Juno, eines Apolls, nicht in Rom, sondern in Griechenland aufsuchen müssen. Nun spricht aber die Vernunft: das Schöne soll nicht bloßes Leben und nicht bloße Gestalt, sondern lebende Gestalt, das ist, Schönheit seyn; indem sie ja dem Menschen das doppelte Gesetz der absoluten Formalität und der absoluten Realität diktiert. Mithin thut sie auch den Ausspruch: der Spieltrieb soll nicht bloß Sachtrieb, und soll nicht bloß Formtrieb, sondern beydes zugleich, das ist,

Spieltrieb seyn. Mit andern Worten: der Mensch soll mit der Schönheit *nur spielen*, und er soll *nur mit der Schönheit spielen*.

SCHILLER.

Das *Schöne* ist der allgemeingültige Gegenstand eines uninteressirten Wohlgefallens, welches von dem Zwange des Bedürfnisses und des Gesetzes gleich unabhängig, frey und dennoch nothwendig, ganz zwecklos und dennoch unbedingt zweckmäsig ist.

FR. SCHLEGEL.

Das Vergnügen, welches der Mensch im *Angenehmen* empfindet, ist mit Interesse oder dem Wunsch nach Besitze verbunden; es erregt Wunsch, Begierde. Das Angenehme will und *begehrt* der *sinnliche* Mensch. Der Mensch, als *Vernunftwesen*, *will* das Gute, in so fern seine Vernunft es billigt; er verlangt, das es geschehe; er fühlt sich verbunden, es ins Werk zu richten, selbst wenn es seinen Neigungen widerstrebt. Also auch bey dem Guten findet ein Interesse statt, nur nicht von sinnlicher Art, ein Interesse durch die Vernunft. Das *Wohlgefallen* dagegen, welches der Eindruck des *Schönen*, den wir in unsre Empfindung aufnehmen, in uns hervorbringt, ist vollkommen ruhig; es ist *ohne Interesse*, ohne Wunsch und Leidenschaft, ohne den Gedanken an die Existenz des Gegenstandes, ohne Bestreben nach dessen Besitz. Es ist ein Wohlgefallen, das aus der blossen Betrachtung entspringt. —

Das Schöne also werde ruhig, ohne Leidenschaft und Begierde, ohne Rücksicht auf Nutzen und Gewinn beurtheilt. Was nur durch die verbundene Neben-Idee einer Befriedigung unsrer Neigungen gefällt, oder weil es unsrer Eitelkeit schmeichelt, und in näherer Beziehung auf unsre eigne Person steht, ist so fern nur angenehm, nicht schön; das Schöne muß durch sich selbst in der bloßen Betrachtung gefallen.

Eben weil das Schöne nicht Leidenschaft erwecken, nicht Begierde oder sinnliche Rührung hervorbringen, sondern innern Genuß in ruhiger Anschauung gewähren soll, ward auch das Ideal des Schönen immer rein und frey von irrdischem Kummer und Leidenschaft in hoher Götterruhe und selbstgenugfamer Unbefangenheit dargestellt. Weit hinaus über alles Irdische, gleich entfernt von Begierde und Furcht, schaut der Vaticanische Apoll ruhig und edel um sich her, mit leichter Verachtung des irrdischen Feindes, der es wagen wollte, dem Göttlichen etwas anzuhaben. Er ist in der Stellung gebildet, wie er eben den Pythonischen Drachen besiegt hat. — Süß in sich geschmiegt, voll inniger Ruhe liegt die dem Meere entstiegne Venus auf ihrem Rosenlager; kein scharfer Zug angespannter Nerven verkündet eine Leidenschaft im Inneren; alles schmilzt in eine liebliche Ründe zusammen, ein Bild der erhabensten Unbefangenheit. Neuere Künstler ahmten diese hohe Ruhe des Griechischen Ideals auf ihren Madonnen nach, und bildeten auch

hier das vollendete Schöne in ewiger unzerstörbarer Selbstgenugsamkeit. So ist das höchste Schöne für den Reitz zu erhaben, für die Begierde zu rein. Wir sollen es anschauen, uns in seiner Betrachtung verliehren; aber es ist heilig, unzugänglich dem sinnlichen Triebe, über die Dürftigkeit vergänglicher Naturen weit hinaus.

C. F. v. SCHMIDT — PHISELDECK.

Als der Erschaffende von seinem Angesichte
Den Menschen in die Sinnlichkeit verwies,
Und eine späte Wiederkehr zum Lichte
Auf schwerem Sinnenpfad ihn finden hiefs,
Als alle Himmlischen ihr Antlitz von ihm wandten,
Schloß sie, die Menschliche, (die Schönheit) allein
Mit dem verlassenen Verbannten
Großmüthig in die Sterblichkeit sich ein.
Hier schwebt sie mit gefenktm Fluge
Um ihren Liebling, nah am Sinnenland,
Und mahlt mit lieblichem Betrüge
Elysium an seine Kerkerwand.

SCHILLER.

Schöner, platonischer Nythus! Genuß der Schönheit ist das einzige Ueberbleibsel von dem bessern Zustande der abtrünnig gewordenen und daher gefallnen Menschheit. Er ist das einzige Pfand der nicht ganz verlohrenen Huld des Schöpfers, und soll uns wieder in die ursprüngliche Heimath hinaufleiten. Von allen Erdgeschöpfen hat nur der Mensch Sinn für Schönheit, und



auch nur der Mensch eine höhere Bestimmung.

*Der Verf. der Kritik über die
Künstler, ein Gedicht von
Schiller im 2ten St. des 1.
B. der Akademie der schönen
Redekünste 1790 —*

Nur wenige nahen diesen Bildern — und schauen in ihnen das Urbild. — Hell war damals das *Schöne* zu schauen, als in glücklichem Reigen, wir mit Zeus, andre mit andern Göttern, seines seligen Anblickes genossen, und in sein Geheimniß eingeweiht wurden, dessen Weihe mit Recht die seligste von allen heißen mag!

Selber vollkommen, unangetastet von Uebeln, die in der Zukunft unserer harreten, begiengen wir diese Feyer; wurden geweiht im Anschauen vollkommner, einfacher, unwandelbarer, seliger Gesichte. Selber rein, erblickten wir sie in reinem Glanze, waren noch nicht wie versiegelt in diesem Leibe, oder wie wir das nennen, was wir, nach Art einer Muschelschale, gefesselt mit uns umhertragen. —

Das Urschöne strahlte uns damals zugleich mit allen andern Vollkommenheiten. Als wir hieher kamen, wurden wir noch der Schönheit gewahr, da sie dem meistvermögenden unsrer Sinne glänzet. Denn des Auges Wahrnehmung ist die schärfste von allen, die durch Sinne zu uns gelangen. Doch wird die Weisheit nicht durch sie erschauet. Zu gewaltiger Liebe würde die

uns entflammen, wenn ein solches Bild von ihr vor unsrer Seele wallete; so ist's auch mit allen andern liebenswürdigen Vollkommenheiten — auſſer der Schönheit, welcher nur allein dies beſchieden ward. —

Wer erſt neulich eingeweihet, oder wieder verderbet ward, der wird nicht von hinnen zur Empfindung des Urſchönen gehoben, wenn er hier das nach demſelben genannte Abbild ſchauet. Er fühlet keine Sehnuſucht nach ihm; dem Reize zur Wolluſt giebt er Raum; er wird, gleich den Thieren, lüſtern nach dem ſinnlichen Genuſſe des Körpers; ſcheuet ſich nicht, erröthet nicht bey Nachjagung einer widernatürlichen Luſt.

Der vollkommen Eingeweihte hingegen, er, der ehemals viel geſchauet hat, geräth in himmlifches Entzücken, wenn er ein götterähnliches Antlitz ſieht — ein treues Nachbild des Urſchönen. — Er heftet ſeinen Blick darauf, und verehret es als etwas göttliches. Ja, wofern er nicht den Anſchein offenbaren Wahnsinns ſcheuete, opfern würde er, wie einem geweihten Bilde, dem göttlichen Geliebten.

PLATON.

Die, eine Glorie von Drionen
 Uns Angeſicht, in höherer Majefität,
 Nur angeſchaut von reineren Dämonen,
 Verzehrend über Sternen geht,
 Geſohn auf ihrem Sonnenthrone,
 Die fürchtbar herrliche Urania,
 Mit abgelegter Feuerkrone
 Steht ſie — als Schönheit vor uns da.

B 2

Der Schönheit Gürtel umgewunden,
 Wird sie zum Kind, daß Kinder sie verstehn;
 Was wir als Schönheit hier empfunden,
 Wird einst als Wahrheit uns entgegen gehn.

SCHILLER.

Da die Vollkommenheit mit der Menschlichkeit nicht übereinstimmen kann, und allein bey Gott ist, von dem Menschen aber nichts wirklich begriffen wird, als was unter die Sinne fällt; so hat ihm der Allweise einen sichtlichen Begriff der Vollkommenheit eingeprägt, und dieses ist, was wir *Schönheit* nennen.

Die Schönheit ist die Seele der Materie, die Seele der Gestalten, und was keine Schönheit hat, ist todt für uns. Diese Schönheit hat eine entzückende Kraft, und weil sie geistig ist, reget sie des Menschen Seele, vermehrt gleichsam ihre Macht und macht sie vergessen, daß sie in einem so engen Raume eingeschlossen ist.

RAPHAEL MENGES.

Das wahre Gefühl des Schönen gleicht einem flüssigen Gipse, welcher über den Kopf des Apollo gegossen wird, und denselben in allen Theilen berührt und umgiebt. *Der Vorwurf dieses Gefühls ist nicht, was Trieb, Freundschaft und Gefälligkeit anpreisen, sondern was der innere feinere Sinn, welcher von allen Absichten geläutert seyn soll, um des Schönen willen selbst empfindet.* Ich sage, was seyn sollte, nicht was zu seyn pfelet.

Das Werkzeug dieser Empfindung ist der äußere Sinn, und der Sitz derselben der innere: jener muß richtig, und dieser empfindlich und fein seyn. Die Richtigkeit des Auges bestehet in Bemerkung der wahren Gestalt und Gröfse der Vorwürfe, und die Gestalt geht sowohl auf die Farbe als auf die Form.

IOH. WINKELMANN.

Das Schöne gefällt uns ohne Rücksicht auf den Werth seines Stoffes, wegen seiner Form oder Gestalt, die sich den Sinnen, oder der Einbildungskraft angenehm darstellt, ob sie gleich sonst nichts an sich hat, das den Gegenstand in andern Absichten brauchbar machte. —

Für den Eigennützigten ist Schönheit nichts; weil man sie durch bloßes Anschauen genießt; für den speculativen Kopf ist sie etwas sehr geringes, weil ihre Beschaffenheit nicht deutlich kann erkannt werden. Der Liebhaber des Schönen steht zwischen dem bloß materiellen, ganz sinnlichen Menschen, und dem, der bloß Geist und Verstand ist, in der Mitte.

I. G. SULZER.

Es ist die *Menschheit* allein, in die der Grieche *alle Schönheit und Vollkommenheit* einschließt. Nie darf sich ihm die Sinnlichkeit ohne Seele zeigen, und seinem *humanen* Gefühle ist es gleich unmöglich, die rohe

Thierheit und die Intelligenz zu *vereinzeln*. Wie er jeder Idee sogleich einen Leib anbildet und auch das Geistigste zu verkörpern strebt, so fordert er von jeder Handlung des Instinkts von dem Menschen zugleich einen Ausdruck seiner sittlichen Bestimmung. Dem Griechen ist die Natur nie *blos* Natur, darum darf er auch nicht erröthen, sie zu ehren; ihm ist die Vernunft niemals *blos* Vernunft, darum darf er auch nicht zittern, unter ihren Maasstab zu treten. Natur und Sittlichkeit, Materie und Geist, Erde und Himmel fließen wunderbar schön in seinen Dichtungen zusammen. Er führte die Freyheit, die nur im Olympus zu Hause ist, auch in die Geschäfte der Sinnlichkeit ein, und dafür wird man es ihm hingehen lassen, daß er die Sinnlichkeit in den Olympus versetzte.

SCHILLER,

Der Zusammenhang der ganzen Natur würde für uns das höchste Schöne seyn, wenn wir ihn einen Augenblick umfassen könnten. Jedes schöne Ganze der Kunst ist im Kleinen ein Abdruck des höchsten Schönen im großen Ganzen der Natur. Der höchste Genuß des Schönen läßt sich nur in dessen Werden aus eigener Kraft empfinden. Jeder Nachgenuß desselben ist nur eine Folge seines Daseyns.

Was uns allein zum wahren Genuß des Schönen bilden kann, ist das, wodurch das Schöne selbst entstand — ruhige Betrachtung.

tung der Natur und Kunst, als eines einzigen großen Ganzen; denn was die Vorwelt hervorgebracht hat, ist nun, mit der Natur verbunden, für uns Eins geworden, und soll nun, mit ihr vereint, harmonisch auf uns wirken,

K. P. MORITZ.

Herzerhebend ist die Wahrheit, daß die Quellen des Schönen so viel und mannigfaltig der menschlichen Seele zufließen, und daß es von ihr abhängt, das reine Schönheitsgefühl zu genießen, so oft sie es in Erkenntniß des Aesthetischvollkommenen sucht. Ihr eigener Glückseligkeitstrieb ermuntert sie wirklich zu diesem Bestreben: und wer einmal dieses edle Vergnügen genossen hat, wird demselben nicht mehr entsaßen. Alles und Alles ladet ihn dazu ein; von außen die schönen Gestalten, Kraft, Dauer, Gelenksamkeit, Farbe des Thierreichs; der schlanke Wuchs unermesslicher Mannigfaltigkeiten des Pflanzenreichs, bunte Farben und Wohlgerüche ihrer Blumen; die Festigkeit, Biegsamkeit, Glanz und zweckmäßige Brauchbarkeit des Mineralreichs, und über alles, die erhabene harmonische Zusammenwirkung aller Theile des Weltalls.

Noch weit inniger als alles das, fühlt der Mensch den unwiderstehlichen, so sehr beglückenden Drang, selbst etwas Schönes durch Unternehmungen, Geisteswerke, oder Kunstwerke hervorzubringen. —

Die Zahl der erreichbaren Schönheitsquellen ist für jeden Menschen sehr groß;

die Sonne und der kleinste Käfer drücken ihr Bild in seine Seele. Reichthum der Natur wird durch Reichthum der Kunst vermehrt, und des Menschen Seele ist bildliches Weltall, alles würkt auf ihn, und aus der Würkung des Schönheitsgefühls entstehet in ihm der Drang der Rückwürkung. Dieser Drang ist das, was man Genie, bildende Kraft nennt. Diese bildende Kraft drückt ein *Pichler* dem kleinen Kiesel ein; *Phidias* dem Marmor; ein *Palladio* dem Steinhäufen, und ein *Plutarch* verewigt die Seelenbilder großer Männer der Vorzeit. Die Menschheit ist die geliebte Tochter des Schöpfers. In jedem Menschenalter vermehren sich die Schönheitsquellen der Kunst; und die Schönheitsquellen der Natur bleiben die nämlichen immer verjüngt.

CARL VON DALBERG.

Ein jedes schöne Werk der Natur und Kunst muß den Stempel des Genies an sich tragen, aus dem es entsprang. Dieser Stempel heißt Vollendung; einem schönen Gegenstande darf nichts fehlen; unser innerer Sinn muß sich bey seiner Betrachtung vollkommen befriedigt fühlen. Aber diese Vollendung der Schönheit als eines für sich gleichsam nur zum süßen Anschauen gegebenen Ganzen darf uns nicht an mühsame Arbeit des Künstlers erinnern, wodurch mit Anstrengung eine mechanische Vollkommenheit sauer errungen wäre: nein, frey und leicht, wie der schöpferische Wille ohne Mühe die Urschönheiten der Natur

hervorbrachte, kündige sich uns jegliches schönes Gebilde als das Werk eines schöpferischen Geistes dar, in froher Phantasie aus sich selbst empfangen, und wie durch einen Hauch in vollendete Wirklichkeit gezaubert. —

Hier ist die Gränze mechanischer Vollkommenheit und der Vollendung des Schönen. Das mechanische Kunstwerk, die Uhr, die Maschine, die Mühle bewundern wir desto mehr, je mehr wir in ihm die Kunst des Werkmeisters, den mühsamen Fleiß bis auf die kleinsten Theile, kurz das Ausgearbeitete erblicken. Das Schöne hingegen muß sich als Product des Enthusiasmus zeigen, es muß Spiel einer frohen Einbildungskraft seyn, und uns das Vergnügen des Künstlers, das er während seiner Darstellung, empfand, rein wieder mittheilen. Wenn wir den *Oberon* lesen, oder einen Freyheitsgefäng von *Voss*, oder *Ossians* Klage an den Gräbern seiner Väter, so empfinden wir unmittelbar, was jene Herrlichen empfanden. —

Ueber der Schönheit werde der Künstler und seine Arbeit vergessen, und wie die Schönheiten der Natur keine Spur mühsamer Zusammensetzung an sich tragen, sondern unmittelbar aus der Idee eines schöpferischen Geistes vollendet entsprungen zu seyn scheinen, so stelle sich jegliche Schönheit der Kunst als Lieblingswerk aus bildender Phantasie unmittelbar ins Daseyn gezaubert dar.

C. F. v. SCHMIDT — PHISELDEK.

Das Schöne braucht nicht nützlich zu seyn; es muß ein für sich bestehendes Ganzes seyn, aber ein solches, welches in unsre Sinnen fällt, oder von unserer Einbildungskraft gefaßt werden kann. —

Die Natur hat den Kunstgenien den Sinn für ihre Schöpfungskraft in ihr ganzes Wesen, und das Maas des Schönen in Aug' und Seele gedruckt; hat von dem reellen und vollendeten Schönen, was unmittelbar sich selbst entwickeln kann, mittelbar den Widerschein durch Wesen geschaffen, bey denen sich ihr Blick so lebhaft abdrückte, daß er sich ihr nun in ihrer eigenen Schöpfung wieder entgegen wirft. Dieser Sinn für das höchste Schöne im harmonischen Baue des Ganzen liegt in der Thatkraft, einem Vermögen, das weder äussere Sinne, noch Einbildungs- oder Denkkraft ist, dessen Horizont bey dem bildenden Genie so weit, wie die Natur selbst ist, und das alles, was es faßt, der Natur ähnlich zu machen strebt. Sobald diese Thatkraft in dunkler Ahndung das edle große Ganze der Natur faßt, kann Denkkraft, Einbildungskraft, äusserer Sinn sich am Einzelnen nicht mehr begnügen, sie bildet nach sich selber, und aus sich selber ein zartes und doch getreues Bild des höchsten Schönen. Allein da dieser Abdruck des höchsten Schönen nothwendig an etwas haften muß, so wählt die bildende Kraft einen sichtbaren, hörbaren, oder doch der Einbildungskraft faßbaren Gegenstand, und trägt auf ihn den Abglanz des höchsten Schönen in verjüngendem Maasstabe über.

Die Denkkraft kann also beym Schönen nicht mehr fragen, warum es schön sey? Es mangelt ihr am Vergleichungspuncte; dieser kann kein anderer seyn, als der Inbegriff aller harmonischen Verhältnisse des großen Ganzen der Natur; das Schöne kann also auch nicht erkannt — nur hervorgebracht und empfunden werden.

K. PH. MORITZ.

Die Liebe zum Schönen kann niemals allzulebhaft, allzuinnig seyn, wenn sie in den Grenzen der Wahrheit bleibt; und es ist zu wünschen, daß sie das Empfindungsvermögen einer jeden Seele ganz ausfülle. —

Wer die wohlgefällende Wirkung des Schönen nicht zu befördern, zu verbreiten sucht, der verdient den Nahmen eines Weisen nicht. Wahr ist es, daß die Vernunft den Genuß der Freude nach ästhetischen Regeln der Lebensweisheit ordnen muß; aber wahr ist es auch, daß die edelsten Freuden in demjenigen Eindrucke bestehen, den die Schönheit auf die menschliche Seele macht,

C. V. DALBERG.

Wenn schon das Bedürfnis den Menschen in die Gesellschaft nöthigt, und die Vernunft gesellige Grundsätze in ihm pflanzt, so kann die *Schönheit* allein ihm einen *geselligen Character* ertheilen. Der Geschmack allein bringt Harmonie in die Gesellschaft, weil er Harmonie in dem Individuum stiftet. Alle andre Formen der Vorstellung trennen

den Menschen, weil sie sich ausschliessend entweder auf den sinnlichen oder auf den geistigen Theil seines Wesens gründen; nur die *schöne* Vorstellung macht ein Ganzes aus ihm, weil seine beyde Naturen dazu zusammenstimmen müssen. — Die Freuden der Sinne geniessen wir bloß als Individuen, ohne daß die Gattung, die in uns wohnt, daran Antheil nähme; wir können also unsere sinnlichen Freuden nicht zu allgemeinen erweitern, weil wir unser Individuum nicht allgemein machen können. Die Freuden der Erkenntniß geniessen wir bloß als Gattung und indem wir jede Spur des Individuums sorgfältig aus unserm Urtheil entfernen; wir können also unsere Vernunftfreuden nicht allgemein machen, weil wir die Spuren des Individuums aus dem Urtheile anderer nicht so wie aus dem unsern ausschliessen können. Das *Schöne allein* geniessen wir als Individuum und als Gattung zugleich; d. h. als *Repräsentanten* der Gattung. Das sinnliche Gute kann nur Einen Glücklichen machen, da es sich auf Zueignung gründet, welche immer eine Ausschließung mit sich führt; es kann diesen Einen auch nur einseitig glücklich machen, weil die Persönlichkeit nicht daran Theil nimmt. Das absolute Gute kann nur unter Bedingungen glücklich machen, die allgemein nicht vorauszusetzen sind; denn die Wahrheit ist nur der Preis der Verläugnung, und an den reinen Willen glaubt nur ein reines Herz. *Die Schönheit allein beglückt alle Welt, und jedes We-*

sen vergißt seiner Schranken, so lang es ihren Zauber erfährt.

SCHILLER.

Schönheit ist die vollkommenste Harmonie der Bewegung, und die Seele erkennt darin ihren reinsten Zustand. — *Schönheit giebt der Seele das lauteste Gefühl ihres Daseyns.* Schönheit ist die freyeste Wohnung der Seele. Schönheit erinnert die Seele an ihre Gottheit, an ihre Schöpfungskraft, und daß sie über alle die Körperwelt, die sie umgiebt, ewig erhaben ist.

HEINSE.

Das Schönheitsgefühl und das moralische Gefühl beruhen auf derselben Fähigkeit leicht wahrzunehmen, daß etwas ist und seyn soll, und wie es seyn soll, ohne vorhergegebene Vorschriften. Dies ist Eine Linie, worin sie sich berühren: und dann in den Gegenständen selber ist die Aehnlichkeit zwischen dem Guten und Schönen, Einheit, Ebenmaafs, Harmonie, Zweckmäßigkeit ohne Zweck. Der Unterschied ist: das Gute wird verstanden, geschätzt und gebilligt; das Schöne empfunden und geliebt, mit Lust empfunden.

CONZ.

Das *Schöne im weitesten Sinne* (in welchem es das Erhabene, das Schöne im engern Sinne, und das Reizende umfalst) ist die *angenehme Erscheinung des Guten.* —

FR. SCHLEGEL.

Das Schöne ist das Symbol der Sittlichguten, und auch nur in dieser Rücksicht (einer Beziehung — die jedermann natürlich ist und die auch jedermann andern als Pflicht zumuthet) gefällt es, mit einem Ansprüche auf jedes andern Bestimmung, wobey sich das Gemüth zugleich einer gewissen Veredlung und Erhebung über die bloße Empfänglichkeit einer Lust durch Sinneneindrücke bewußt ist, und anderer Werth auch nach einer ähnlichen Maxime ihrer Urtheilskraft schätzt. Das ist das *Intelligibele*, worauf der Geschmack hinausieht, wozu nämlich selbst unsere obere Erkenntnißvermögen zusammenstimmen, ohne welches zwischen ihrer Natur, verglichen mit den Ansprüchen, die der Geschmack macht, lauter Widersprüche erwachsen würden.

KANT.

Die Gefühle fürs Schöne und Gute sind nahe verwandt, und ein fürs Schöne reingestimmtes Herz wird der Sittlichkeit um so leichter offenstehen, weil Schönheit mit reinem Wohlgefallen ohne Rücksicht auf das Interesse des Eigennutzes empfunden wird, und Sittlichkeit eine reine Freude am Guten und dessen uneigennützig Darstellung in der äußeren Handlung verlangt.

C. F. v. SCHMIDT — PHISELDECK.

Die Schönheit ist des Guten Hülle;
 Der Schönheit wollen wir uns freun,
 Und bey der schönen Gaben Fülle
 Nicht Menschen nur, auch menschlich seyn.
 I. H. Vos.

Wo sich der Mensch der Betrachtung des Schönen weihet, da muß er sich von aller Partheilichkeit loslagen, und geschlechtslos *allein der Menschheit angehören*. Nur in solchen glücklichen Momenten gelingt es ihm, sein Wesen zu dem höchsten Gleichgewichte zu stimmen, und *die Kräfte, womit er der Natur und womit er der Gottheit verwandt ist, in Eins zu verschmelzen*.

W. v. HUMBOLDT.

Das Herz, das sie (die Schönheit) an sanften Banden
lenket,

Verschmäh't der Pflichten *knechtisches* Geleit;
*Ihr Lichtpfad, schöner nur geschlungen, senket
Sich in die Sonnenbahn der Sinnlichkeit.*

Die ihrem keuschen Dienste leben,
Versucht kein niedrer Trieb, bleicht kein Geschick;
Wie unter heilige Gewalt gegeben,
Empfangen sie das reine Geisterleben,
Der Freyheit süßes Recht, zurück,

SCHILLER.

Wer das Schöne fühlt, wirkt und handelt schön.

C. v. DALBERG.

— — — — — Doppelt theuer
Wird äufsres Schön, als *innrer Schönheits Schleyer*.

SHAKSPEARE.

Wirke *Gutes*, Du nährst der Menschheit göttliche
Pflanze

Bilde Schönes, Du streust Keime der göttlichen aus.

Aus dem Schillerischen M. Alm. v. 1797.

Der Geschmack ist die Knospe der Tugend. In dem Begriffe vom Schönen liegt der Begriff

vom *Guten*, von Vollkommenheit, von Zweckmäßigkeit eingewickelt, und gleichsam im Dunkeln. Derjenige welchen das Schöne gefällt, und welcher die Stufen desselben unterscheidet, ist vorbereitet dazu, in allen Sachen, auch in den Handlungen, das Zweckmäßige, Uebereinstimmende, Vernünftige zu bemerken und zu lieben. Von welcher Stimmung des Gemüths nur noch ein Schritt zur wirklichen Ausübung des Guten ist.

GARVE.

Nur im Dienst einer *schönen Seele* kann die Natur zugleich Freyheit besitzen und ihre Form bewahren, da sie erstere unter der Herrschaft eines strengen Gemüths, letztere unter der Anarchie der Sinnlichkeit einbüßt. Eine schöne Seele gießt auch über eine Bildung, der es an architektonischer Schönheit mangelt, eine unwiderstehliche Grazie aus, und oft sieht man sie selbst über Gebrechen der Natur triumphiren. Alle Bewegungen, die von ihr ausgehen, werden leicht, sanft und dennoch belebt seyn. Heiter und frey wird das Auge strahlen, und Empfindung wird in demselben glänzen. Von der Sanftmuth des Herzens wird der Mund eine Grazie erhalten, die keine Vorstellung erkünsteln kann. Keine Spannung wird in den Mienen, kein Zwang in den willkührlichen Bewegungen zu bemerken seyn, denn die Seele weiß von keinem. Musik wird die Stimme seyn, und mit dem reinen

Strom ihrer Modulationen das Herz bewegen.

SCHILLER.

Das *Ideal des Schönen* darf man lediglich nur an der *menschlichen Gestalt* erwarten. An dieser nun besteht das Ideal in dem Ausdrucke des *Sittlichen*, ohne welches der Gegenstand nicht allgemein und dazu positiv (nicht bloß negativ in einer schulgerechten Darstellung) gefallen würde. Der sichtbare Ausdruck sittlicher Ideen, die den Menschen innerlich beherrschen, kann zwar nur aus der Erfahrung genommen werden; aber ihre Verbindung mit allem dem, was unsere Vernunft mit dem Sittlich-Guten in der Idee der höchsten Zweckmäßigkeit verknüpft, die Seelengüte, oder Reinigkeit, oder Stärke, oder Ruhe u. s. w. in körperlicher Aeussierung (als Wirkung des Innern) gleichsam sichtbar zu machen, dazu gehören reine Ideen der Vernunft und große Macht der Einbildungskraft in demjenigen vereinigt, der sie nur beurtheilen, vielmehr noch der sie darstellen will. Die Richtigkeit eines solchen Ideals der Schönheit beweiset sich daran: daß es keinem Sinnenreize sich in das Wohlgefallen an seinem Objecte zu mischen erlaubt, und dennoch ein großes Interesse daran nehmen läßt, welches dann beweiset, daß die Beurtheilung nach einem solchen Maassstabe niemals rein ästhetisch seyn könne, und die Beurtheilung nach ei-

nem Ideale der Schönheit kein bloßes Urtheil des Geschmacks sey.

KANT.

Gewöhne dich früh zur Betrachtung schöner Menschengestalten; – und wenn dich dein Genius richtig führt, so wirst du bey einem einzigen schönen Körper den Anfang machen, der bey dir schon allerhand schöne *Gedanken* entwickeln wird. Bald wirst du aber bemerken, daß Schönheit des einen Körpers mit der Schönheit des andern ver schwifert sey (denn wenn man einmal nach Schönheit der Idee nach, streben will, so wäre es widersinnig, die Schönheit aller einzelnen Körper nicht für wesentlich einerley zu halten); dann wirst du anfangen, alle schöne Körper zu lieben, und die ausschließende Neigung für einen einzelnen Körper für zu klein und unbedeutend zu halten. Bist du einmal dahin gelangt, so wirst du dich leicht noch weiter erheben, und die *Schönheit der Seele höher schätzen lernen als die Schönheit des Körpers*. Findest du dann jemand mit Vorzügen der Seele begabt, obgleich nicht gepaart mit großen Reitzen des Körpers, so mußt du gleichwohl eine Freude an ihm haben, ihn lieben, dich für ihn interessieren. Zur Unterhaltung mit einem solchen Geliebten hingerissen, wirst du genöthiget, über Gegenstände nachzudenken, die zur Bildung junger Seelen vorzüglich geschickt sind. Dadurch wirst du nun veranlaßt, auf das, was in den Handlungen und in den Gesetzen schön ist, aufmerksam zu seyn,

Du wirst also bemerken, daß Schönheit in jeder Art von Gegenständen dasselbige sey. — Du wirst das große Meer des Schönen durchschiffen, und im Beschauen so vieler und mannigfaltiger schöner Gegenstände neue Ideen erzeugen und zu Einer fruchtbaren Philosophie sammeln. So gestärkt und erweitert wird dann deinem Geiste eine wahre Wissenschaft erscheinen, welche das Schöne selbst zum Gegenstand hat. — Wer nun in den Mysterien der Liebe so weit gekommen ist, daß er eine so richtige Philosophie des Schönen erlangt hat, der ist der letzten Einweihung nahe. Er steht nun an dem Ziele, wohin alle vorhergegangene Bemühungen allein abzweckten; ihm offenbaret sich nun mit einemmale der Anblick der ewigen Urschönheit, jenes außerordentlichen Wesens. Ewig ist diese Schönheit, keinem Entstehen und keinem Vergehen, keinem Zuwachse und keiner Abnahme unterworfen. Eben darum ist sie auch nicht bloß einem ihrer Theile nach, nicht bloß zu einer gewissen Zeit, nicht bloß von einem gewissen Ort schön, einem andern Theil nach, in einem andern Verhältniß, zu einer andern Zeit, an einem andern Orte hingegen häßlich; folglich auch nicht bloß für den einen Menschen schön, für den andern häßlich. —

Hier, wo der Mensch zum Anblick der ursprünglichen Schönheit selbst gelangt ist, wird sein Leben erst ein wahres Leben. Diese Schönheit — gelingt dir's einst, sie zu schauen — wird dir in einem weit herrliche-

ren Lichte erscheinen als Gold und Kleider, und Knaben und Jünglinge. —

PLATON.

So ist also dem göttlichen Platon zufolge alles Schöne in der Natur — Göttliches in der Natur, Spur der Gottheit im Geschöpf, Abglanz seines Antlitzes und seiner Herrlichkeit. Und eben dies innige Gefühl für dieses Schöne ist — *Wappen unsers Adels, und unsre ächte Ahnenprobe.*

KOSEGARTEN.

Moralische Schönheit ist das durch richtige Erkenntniß und ästhetische Versinnlichung der moralischen Würde, in uns hervorgebrachte Gefühl des Großen, Edlen und Erhabenen. *Moralische Schönheit* erscheint nur dem von der kultivirtesten Vernunft und Einbildungskraft veredelten Menschen, zu seiner höhern Veredelung und Vermehrung seines guten Willens. Die moralische Schönheit ist nicht in den äußern Dingen, sondern sie gehet nur aus dem gebildeten Geiste, der mit der Natur vertraut die zweckmäßigsten Formen für seine Dinge schafft, hervor; er allein versteht die in andern sich offenbarende Schönheit; da hingegen der ungebildete, unedle Mensch, aus dessen Geiste sie nie ausgegangen ist, sie nirgends erblicket. Sie gewähret denen, welchen sie erscheint, die lauterste und dauerndste Luft, und erweitert in ihnen die unwandelbarste Liebe zum Guten, unermüdete Thätigkeit, Verläugnung und Unerfchrockenheit.

Wer bis zur Höhe des Begreifens der von sich erfundenen Ideen gestiegen ist, hat freylich den Gipfel theoretischer Kultur erreicht, er darf aber noch nicht auf das Anschauen moralischer Schönheit Anspruch machen, wohin nur der Schöpfer der Ideale gelanget. *Aesthetische Schönheit ist die Form der moralischen Schönheit*; beyde sind unzertrennlich, nur im Begriffe werden sie einzeln gedacht, nicht aber einzeln angeschauet. Der Geschmackvollste ist der, welcher die moralische Schönheit in der ästhetischen am deutlichsten erkennt, und am stärksten liebet, der also das Schicklichste und Zweckmäsigste wählet.

K. L. POERSCHKE.

Schönheit bezieht sich nur auf sich selbst; wird, ohne andre Absicht, allein um ihrer selbst willen geliebt; durch *Geschmack* allein erkannt. Wer nicht eben so das *Gute* erkennt, das *Gute liebt*; der ist nicht gut, und kann nicht *weise* seyn. *Schönheit* thut uns wohl, weil sie dem Verstande, der Einbildungskraft und den Sinnen gleichsam die Arbeit vormacht, dem Menschen mit dem *Geiste* des Gegenstandes, seinem *Begriffe entgegen kommt*. Darum nennen wir auch eine *Seele* schön — und *schöner*, wenn sie leicht und leichter durch ihre Hülle dringt: *überall Seele offenbar macht*. — Darinn ist der hohe Sinn der Alten vorzüglich zu preisen, das bey ihnen Gutes und Schönes *unzertrennlich* in *Ei-*

nem Gefühl, Begriff und Wort verknüpft
gewesen.

F. H. IACOBI.

*Wessen Urtheil erkauf't worden ist, der ist kein
freyer Richter des Rechts und des Schönen; ihm
kann nichts mehr schön und gerecht schei-
nen, als was ihm nützlich ist.*

DIONYS. LONGIN.

*Schönheit ist ewig nur Eine, doch mannichfach wech-
selt das Schöne,
Daß es wechselt, das macht eben das Eine nur
Schön.*

Aus dem Schillerisch. Mafsenalm, v. 1797.

— Der Geist gedeiht durch *Weisheit*
Und das Herz gedeiht durch *Schönheit*;
Dieser Einklang rauscht in Stärke,
Dieser Adel führt zum Ziele
Dauernder Glückseligkeit.

BÜRGER.

Die göttlichen Ideale des rein Guten
und des rein Schönen sind es, in die unser
Blick und unsre Empfindung sich jemehr
und mehr gewöhnen sollen; denn nur dann
erhebt sich unsre Seele, und entflammt sich
das Herz — und, ohne damit zufrieden zu
seyn, sie blos zu betrachten, werden wir
endlich auch suchen, uns ihnen zu nä-
hern. — —

Ich habe allezeit geglaubt, daß das Gute
nichts anders sey, als das Schöne im Handeln, daß
Eines genau auf das Andere stimme, und daß beyde

in einer wohlgearteten Seele eine gemeinschaftliche Quelle haben. Hieraus folgt, daß der Geschmack sich durch die nämlichen Mittel verbessere, als die Weisheit, und daß die von den Schönheiten der Tugend gerührte Seele — nach gleichem Maasse für alle andre Arten von Schönheiten empfänglich sey.

ROUSSEAU.

Die Form des Wahren und Guten ist Schönheit. Je reiner sie erscheint, je lebendiger in ihr Erkenntniß und Güte ausgedrückt sind, desto mehr behauptet sie ihren Namen, und übt ihre Kraft auf menschliche Gemüther und Organe. Wie das heilige Wort Güte und Schönheit (*καλον καγαθον*) vom Pöbel gemißbraucht werde, darf und muß uns nicht irren; denn wer legte uns die verwirrte Sprache des Pöbels zum Gesetz auf? Es giebt aber keine häßliche Wahrheit, so wenig es ein häßlich Gutes geben kann; dem Erkennenden sowohl als dem Ausübenden sind beyde von der höchsten Schönheit.

HERDER.

Es giebt eine in unserm Herzen hängende Geisterwelt, die mitten aus dem Gewölke der Körperwelt wie eine warme Sonne bricht. Ich meyne das innere Universum der Tugend, der Schönheit und der Wahrheit, drei innere Himmel und Welten, die weder Theile noch Ausflüsse und Absenker noch Kopien der äußern sind. Wir erstauen darum weniger über das unbegreifliche

Daseyn dieser drei transszendenten *Himmels-
globen*, weil sie immer vor uns schweben,
und weil wir thöricht wähen, wir *erschaf-
fen* sie, da wir sie doch *blos erkennen*.

JEAN PAUL FR. RICHTER.

Das *Schöne* ist ein Abdruck der höchsten Zweckmäßigkeit, oder des Guten, welches der Zweck des *Wahren* ist. Schönheit und das Gute sind in der genauesten Vereinigung, dieses ist die *Materie*, jene die *Form*. Die *Wahrheit* könnte man die Totalsumme des *Seyns*, das *Gute* die Totalsumme des *Sollens*, die *Schönheit* die Totalsumme des *Ausdrückens* nennen.

Schönheit ist eben so wenig in den Erscheinungen, ohne das unser Geist sie hinein leget, anzutreffen, als das Gute und die Wahrheit. In allen Dingen ohne Ausnahme ist in unzertrennlicher Einheit, *Wahres, Gutes, Schönes*, (die Wahrheit, das Gute und die Schönheit sind die reinen Kräfte, oder wenn es nicht zu poetisch klingt, die ersten Offenbarungen unsers Geistes,) das Reich des Einen erstreckt sich so weit als das Reich des Andern; wo Wahres ist, und dieses ist doch allenthalben, daselbst ist auch Schönes, der Ausdruck des über alle Welten sich ausbreitenden Guten.

K. L. PÖRSCHKE,

Das Schöne zum Guten.

PLATON.

E R H A B E N.

Durchs *Gebiet des Schönen* geht der *Weg zum Erhabenen*, das die Einbildungskraft nicht erreicht: denn das Erhabene fordert eine Unermesslichkeit, welche die Natur nicht auf einmal darstellen, sondern die Vernunft nur denken kann. Daher sind Weltmeer und wolkenhohe Gebirge und der unbegrenzte Sternenhimmel *erhabene* Gegenstände, denn sie geben uns Gelegenheit, das Unermessliche zu denken, und der Gedanke des Dichters ist erhaben, wenn er uns mehr darstellt, als die Seele zu fassen vermag, wenn er uns ein Bild giebt, das auszudenken eine Unsterblichkeit erfordern würde.

C. F. v. SCHMIDT — PHISELDECK.

Das Wohlgefallen am Erhabenen kömmt mit dem Wohlgefallen am Schönen darin überein, daß es ebenfalls weder in einer Empfindung, noch in einem Begriffe, ge-

gründet ist, durch das Bewußtseyn der Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit begleitet wird, und eine bloß gefühlte und subjective Zweckmäßigkeit des Objectes betrifft. Beydes gefällt für sich selbst. —

Das Wohlgefallen am Erhabenen unterscheidet sich vom Wohlgefallen am Schönen dadurch, daß dieses auf die *Gestalt*, jenes aber auf die *Größe* geht, und daher auch bey einem gestaltlosen Gegenstande statt finden kann, wenn nur die mit demselben beschäftigte Einbildungskraft eine *Grenzenlosigkeit* ankündigt. Das Schöne gewährt reine Lust; das Erhabene ein aus Unlust und Lust gemischtes Gefühl. Das Wohlgefallen am Schönen schließt als solches Reiz und Rührung aus; das Wohlgefallen am Erhabenen — nur die Reize, und ist mit Rührung, ob zwar nicht als mit seinem Grunde, aber doch als einer Folge, verbunden. Das Object des Einen ist eine Gestalt, die in der *Auffassung* der Einbildungskraft, und durch diese dem Verstande angemessen ist; das Object des Andern ist eine Größe, welche die Schranken der Einbildungskraft in der *Zusammenfassung* zu einem anschaulichen Ganzen überschreitet, und folglich der Einbildungskraft unangemessen, aber eben dadurch der *Vernunft* angemessen ist. Die *Größe* am erhabenen Gegenstande besteht entweder in einer *Ausdehnung*, oder in einer *Kraftäußerung*; und die Erhabenheit ist insofern entweder *mathematisch* oder *dynamisch*.

Das mathematisch - Erhabene findet sich bey Gegenständen, bey denen uns ein räum-

liches Bild den Maassstab der Gröfse vorhält. Bey dem dynamisch-Erhabenen liegt der Maassstab in dem Gefühle der Kraft und der Thätigkeit.

Die Schätzung einer Gröfse durch die Begriffe von Zahlen ist die mathematische. Diejenige aber, die nicht durch Begriffe, sondern durch blofse *Anschauung* vermittelt des sogenannten Augenmaasses geschieht, ist die *ästhetische*. Zu der ästhetisch-mathematischen Schätzung einer Gröfse wird erfordert, dafs das anschauliche Mannigfaltige im Gegenstande nicht bloß *aufgefaßt* werde (welches ins Unendliche oder unbestimmbar-Weite fortgehen kann); sondern auch, dafs es zu einem anschaulichen Ganzen *zusammengefasst* werde, wovon alle Theile zugleich in *Einem* Bilde durch die Einbildungskraft dargestellt werden. Allein hier giebt es für die an die Sinnlichkeit gebundene Einbildungskraft ein *Maximum* der Darstellung für die Gröfse eines solchen Bildes, über welches die Einbildungskraft nicht hinausgehen kann, ohne die *Begränzung* der anschaulichen Gröfse und mit derselben die Darstellung in Einem Bilde aufgeben zu müssen. Die gegebene Gröfse eines anschaulichen Gegenstandes, die wirklich über jenes Maximum hinausgeht, und folglich durch die darstellende Einbildungskraft nicht erreicht werden kann, ist *ästhetisch-unermesslich*, und die Wahrnehmung derselben ist durch das sie begleitende Gefühl der Unangemessenheit unserer Einbildungskraft zur Gröfse des Objectes, und folglich unseres

beschränkten Vermögens mit *Unlust* verbunden. Allein die *Vernunft*, (die nicht wie der *Verstand* an die Bedingung der Sinnlichkeit — durch die Einbildungskraft — gebunden ist) vermag nicht nur, sondern *muss* ihrer Natur nach (als das Vermögen, das *Unbedingte* zu denken) nicht nur jede gegebene Gröfse, sondern selbst das *Unbegrenzte* als ein Ganzes vorstellen. Eben dasselbe Ganze, welches darzustellen die Einbildungskraft vergebens ringt, das aber durch Vernunft wirklich als ein solches gedacht wird, erhält daher selbst in seiner ästhetischen Unermesslichkeit einen ästhetischen Maafsstab für die Gröfse, welche die Vernunft nach ihrer Weise vorzustellen vermag; und so wird aus der Unangemessenheit der Gröfse des Objectes zu dem beschränkten Vermögen der (an die Sinnlichkeit gebundenen) Einbildungskraft eine *Darstellung des unbeschränkten Vermögens der* (durch Sinnlichkeit ungebundenen) *Vernunft*. Die Unlust, die aus dem Bewusstseyn des Unvermögens der sich vergeblich anstrengenden Einbildungskraft erfolgt, wird durch die Lust begleitet, die aus dem Bewusstseyn des positiven Vermögens der Vernunft und dem Gefühle seiner alle Schranken der Einbildungskraft überschreitenden Gröfse quillt.

Also ist das Gefühl des Erhabenen ein Gefühl der Achtung für unsere eigne Bestimmung, und die innere Wahrnehmung der Unangemessenheit alles sinnlichen Maafsstabes zur Grössenschätzung der Vernunft ist eine Uebereinstimmung mit dem Gesetze derselben und eine Unlust, welche das Gefühl unserer über-

sinnlichen Bestimmung in uns rege macht, nach welcher es daher zweckmässig, mithin auch Lust für uns ist, jeden Maassstab der Sinnlichkeit der Idee der Vernunft angemessen zu finden.

Durch diese Erörterung erhält nun die Erklärung: *das Erhabene ist dasjenige, was auch nur denken zu können ein Vermögen des Gemüthes beweist, das jeden Maassstab der Sinne übertrifft, einen völlig bestimmten Sinn. Es erhellet aber auch zugleich, warum das Erhabene, in wieferne man darunter das schlechthin Grösse d. i. ein Grösses denkt, mit welchem in Vergleichung alles andere klein ist, durchaus nicht in der Natur ausser uns, sondern seiner eigentlichen Quelle nach nur in uns selbst aufgefucht werden müsse; in unserer Vernunft nämlich, und in dem zu unserer Bestimmung zweckmässigen Vermögen, das Unvermögen der Sinnlichkeit zur Darstellung des Vermögens der Vernunft zu erheben. Die Erhabenheit liegt eigentlich nur in der Gemüthsstimmung, in welcher diese Darstellung wirklich vorgeht, und wird von derselben auf das Object, das eine solche Gemüthsstimmung veranlasst, übertragen.*

Das sinnlich- unermessliche in der intensiven Grösse weckt das Gefühl des dynamisch-Erhabenen; und die Natur im ästhetischen Urtheile als Macht betrachtet, ist dynamisch-erhaben. Ein Eindruck nämlich, welcher uns in seinem Gegenstande eine Macht ankündigt, der, wenn wir derselben widerstehen sollten, all unser physisches Vermögen unterliegen müßte, weckt zugleich mit der Unlust an unserm Unvermögen, das mit Lust verbundene Bewußtseyn der in unsrer Persön-

lichkeit vorhandenen, aus der Freyheit des Willens und der Vernunft bestehenden, überfinnlichen Kräfte, die als solchen allen physischen Kräften überlegen sind, und deren Gröfse sich uns durch das Sinnlich - Unermessliche in der Erscheinung einer Naturkraft, und durch die Ueberlegenheit derselben über unsere eigenen physischen Kräfte *ästhetisch* darstellt.

Kühne überhangende, gleichsam drohende Felsen, am Himmel sich aufthürmende Donnerwolken mit Blitzen und Krachen einherziehend, Vulkane in ihrer ganzen zerstörenden Gewalt, Orkane mit ihrer zurückgelassnen Verwüstung, der gränzenlose Ocean in Empörung gesetzt, ein hoher Wasserfall eines mächtigen Flusses u. dgl. m. machen unser Vermögen zu widerstehen, in Vergleichung mit ihrer Macht, zur unbedeutenden Kleinigkeit. Aber ihr Anblick wird nur um desto anziehender, je furchtbarer er ist, wenn wir uns in Sicherheit befinden; und wir nennen diese Gegenstände gern erhaben, weil sie die Seelenstärke über ihr gewöhnliches Mittelmaafs erheben, und ein Vermögen zu widerstehen *von ganz anderer Art* in uns entdecken lassen, welches uns Muth macht, uns mit der scheinbaren Allgewalt der Natur messen zu können. — Die Natur ruft diejenige Kraft in uns, die nicht Natur ist, auf, um das, wofür wir besorgt sind, Güter, Gesundheit und Leben, als klein, und daher die Macht der Natur, der wir in Ansehung dieser Stücke allerdings *unterworfen* sind, für uns, und un-

lere Persönlichkeit dem ungeachtet doch für keine solche Gewalt anzusehen, unter die wir uns zu beugen hätten; wenn es auf unsere höchsten Grundsätze, und deren Behauptung oder Verlassung ankäme. Also heißt hier die Natur erhaben, blos weil sie die Einbildungskraft zur Darstellung derjenigen Fülle erhebt, in welchen das Gemüth die eigene Erhabenheit seiner Bestimmung selbst über die Natur sich fühlbar machen kann *).

KANT.

So wie der Begriff des Schönen, so hängt auch der Begriff des Erhabenen mit unsrer ästhetischen Empfindung aufs genaueste zusammen, und wie die Betrachtung des Schönen gebildeten Seelen den reinsten Genuß gewährt, so verliert sich der denkende Geist gern in der Vorstellung des Erhabenen, welches allein seine rastlose Einbildungskraft auszufüllen vermag. Das Schöne hält uns mehr auf der Erde, denn es ist an sichtbare körperliche *Form* gebunden; das Erhabene leidet keine Schranken; es führt uns in das Unermessliche hinaus, und erhebt den Geist über seine begränzte irdische Bestimmung.

Das etwas schön seyn könne ohne erhaben zu seyn, und umgekehrt, ist leicht einzusehen. Die Rose ist schön, und ein Kind

*) Hier folgten wir gleichfalls der trefflich concentrirten Darstellung des Recensenten, wie oben im Artikel: *Schön*,

Die Herausgeber.

wie der goldlockige Amor oder jenes Ideal, das *Guido Reni* seiner Madonna auf den Arm giebt, ist ein schönes Kind, aber von Erhabenen ist in beyden nicht eine Spur. Der unbegranzte Sternenhimmel, oder die unermessliche Fläche des Oceans sind erhabene Gegenstände, der Feuerauswurf aus dem glühenden Schlunde eines Vulkans, und der Kampf der Elemente bey einem Erdbeben wie das, welches Lissabon in die Asche legte, ist ein erhabenes Schauspiel; aber in allen diesen Fällen würden wir nicht an Schönheit gedenken. Freilich redet man wohl vom *schönen* Sternenhimmel: aber dann betrachtet man ihn als ein beschränktes Ganzes, das in mancherley Formen der Sternbilder erscheint, nicht aber in seiner unermesslichen Ausdehnung.

Erhaben nennen wir im Allgemeinen alles, was schlechthin groß, oder über alle Vergleichung groß ist. Dafs wir mit den Worten *groß* und *klein* keinen bestimmten Begriff verbinden, und dafs es im Grunde nichts gesagt heifst, wenn wir behaupten, ein Gebäude sey groß, oder ein Thier sey klein, dieß folgt bey näherer Betrachtung von selbst, so leicht wir auch im gemeinen Leben uns darüber täuschen. Die Hütte eines Kamtschadalen ist groß — gegen den Bau eines Bibers gehalten; — aber klein, wenn sie mit unsern Wohnungen verglichen wird. Die Milbe scheint uns unter allen Lebendigen das kleinste; aber sie wird zum Elephanten, wenn wir sie mit dem kleinsten der Thierchen vergleichen, die

das Mikroskop selbst im klarsten Wassertropfen entdeckt. Von jenen reizenden Inseln, die wie Perlen im Südmeere verstreuet liegen bis zu Grönlands ewig starrem Eise, Welch' ein Weg! und doch wie unbedeutend ist diese Reise, wenn wir die Bahn dagegen in Gedanken fassen, die der Lichtstrahl von der Sonne bis zu uns in wenigen Minuten durchläuft. Und selbst diese Bahn, die kaum der menschliche Gedanke erfasst, dient nur gleich der Elle oder der Mefsruthe zum Maafsstabe, um die überschwänglichen Weiten des Abstandes himmlischer Körper zu messen! — — Groß und klein ist also nichts, an und für sich betrachtet, und diese Begriffe sind leer, wenn wir nicht den Maafsstab in Gedanken haben, mit welchem wir die Gegenstände messen. Desto bestimmter ist der Begriff des Erhabenen, denn es ist das, mit dem in Vergleichung alles andere klein ist, es ist die Größe, die keinen Maafsstab hat, die alles übertrifft, die keine Vorstellung faßt, kein Gedanke ausdenkt: mit einem Worte, das *Unermessliche*. Das Erhabene oder unvergleichbar Große ist von doppelter Art, weil es eine doppelte Größe giebt, die Größe der Ausdehnung und die Größe der Macht. Die Größe der Ausdehnung oder körperlichen Erstreckung ist erhaben, wenn sie, wie die Größe des Weltalls, alle Vergleichung übertrifft, oder wie die unendliche Größe der Zeit, die wir *Ewigkeit* nennen, alle Vorstellung übersteigt: darum sind der Himmelsraum und die Unsterblichkeit er-

habene Gedanken. Aber auch die unermessliche alles übersteigende Kraft, die wir an dem mächtigen Stromfall eines Rheins oder Niagara, oder an einem Orkan, der Felsen spaltet und Wälder hinstürzt, in sinnlichem Bilde bewundern, auch diese ist erhaben. Erhaben ist die stillwirkende Kraft der Natur; denn so verborgen sie wirkt, so sicher ist ihr Gang, kein Hinderniß ist im Stande, die Naturgesetze zu hemmen, an ihnen bricht sich alle menschliche Kraft. Erhaben aber auch, wie die äußere Natur ist die innere moralische Macht des vernünftigen Wesens, die feste unwandelbare Entschließung, die kein äußeres Hinderniß überwindet, keine Reizung und kein Drohen wanken macht. Denn wie in jenen großen Naturchauspielen, so äußert sich auch hier eine unbezwingbare Kraft; und in diesem Sinn muß *Seneca* verstanden werden, wenn er sagt: der Tugendhafte im Kampfe mit dem Schickal sey der erhabenste Anblick für Götter und Menschen.

Der erhabenste Gegenstand, den die menschliche Denkkraft vorzustellen vermag, ist der, welcher die Erhabenheit der Dauer und Kraft, Ewigkeit und Allmacht in einem Begriffe vereinigt, Gott, das *unendliche* Wesen. Hier steht alle Betrachtung still, diesen Gedanken faßt der Geist nur von weitem.

C. F. v. SCHMIDT — PHISELDECK.

Besteht des Menschen Größe in der Zahl und dem Verhältniß seiner edlern mo-

ralischen Kräfte, das ist, derjenigen seiner edlern Kräfte, die aus seiner Empfindung in Bewegung gesetzt werden: so ist, dünkt mich, der Begriff einer *erhabenen Empfindung* nicht schwer zu finden; denn es muß alsdenn eine Empfindung seyn, die *ungewöhnlich große, edle Kräfte des Menschen zu ungewöhnlicher Thätigkeit spannt*.

Aber wir bemerken bey dieser Empfindung noch etwas, das sie besonders charakterisirt, und sie von allen andern Empfindungen, die unsere Kräfte anstrengen, unterscheidet: nämlich das Wohlgefallen, das wir an dieser Empfindung haben. Die Angst kann ungewöhnliche Kräfte zur größten Thätigkeit anstrengen; sie ist aber eben so wenig angenehm als erhaben. Wer von der Küste des Meeres dem Sturm zusieht, wessen Seele mit der Zufriedenheit des Weissen den Donner rollen hört, der wird durch diese großen Scenen der Natur erhoben werden können: aber nicht der Schiffbrüchige, der arbeitet im Sturm, und sein Leben nicht zu fristen hofft; nicht der Schwache, der die Augen schließt vorm Blitz, und die Ohren vorm Donner. Es muß also der Begriff der Empfindung des Erhabenen noch auch so weit eingeschränkt werden, daß sie eine wohlgefällige Empfindung seyn müsse, die ungewöhnlich große, edle Kräfte des Menschen zu ungewöhnlicher Thätigkeit reizet.

Ich weiß, daß eigentlich die Erhebung der Seele wirklich vor dieser Auffpannung vorausgeht; die Empfindung selbst erhöht

sie schon, ehe noch die Kräfte gespannt werden können; der Mensch fühlt sich gleich ein größeres, höheres Wesen als vorher; *der Gott in seiner Seele wird gleich rege*, und zeigt sich gleich in seiner ganzen Fülle. Wir können aber in aller unserer Philosophie über das Wesen der Dinge mehr nicht als die Kennzeichen angeben, wodurch sich dasselbe äußert; können uns keinen Begriff davon machen, als durch die Wirkung, worin sich dies Wesen offenbaret.

I. G. SCHLOSSER.

Zu leben in der Erinnerung der spätesten Nachwelt; auch im Grab von künftigen Welten verehrt zu werden; zu zertreten, wer uns widersteht, zu halten, wer sich an uns lehnen will: das ist, was die edelsten Kräfte unserer Seele am meisten aufspannen kann. Das Bild des Mannes, der das kann, stellt das große Ideal von Herrlichkeit unserer Seele vor; nach ihm zu ringen, ist jeder Seele, die der Erhebung fähig ist, natürlich. Was ist also Wunder, daß, wenn dieses Ideal uns lebhaft dargestellt wird, die Seele sich in dem Augenblick aufrafft, ihre besten Kräfte sammelt, und, wär' es auch nur mit glühenden Wünschen, im ganzen Gefühl ihrer Energie sich zu ihm aufzuschwingen trachtet? —

Der Dichter, oder überhaupt der Künstler, der die Empfindung des Erhabenen erregen will, darf also nur suchen, einen Gegenstand zu finden, der, wenn er wirklich da wäre, jede Kraft der gutgeschaffenen

Menschen aufforderte, und zu ihrer grössten Thätigkeit anstrengte. Ein unkräftiges Bild, ein nervloser weinender Held, der von jedem Zufall darniedergeschlagen, von den Umständen hin und her geworfen wird, der kann das Ideal nicht darstellen, das so grosse Dinge thun soll.

I. G. SCHLOSSER.

Das Erhabene schlägt ein wie ein Wetterstrahl, und berührt am ersten die grossen Seelen. Erhabenheit ist ein höheres Wesen, das in uns eindringt mit Empfindungen, Gedanken, Gestalt, Gebehrde, Handlung. — Pracht läst sich wohl damit vereinigen; aber Pracht ist nicht Erhabenheit, Ueberall füllt es die Seele mit Entzücken und Erstauen, das sie die Zeit vergisst, und versetzt den Menschen unter die Götter.

HEINSE.

Erhaben nennen wir ein Object, bey dessen Vorstellung unfre sinnliche Natur ihre Schranken, unfre vernünftige Natur aber ihre Ueberlegenheit, ihre Freyheit von Schranken fühlt; gegen das wir also *physisch* den Kürzern ziehen, über welches wir uns aber *moralisch* d. i. durch Ideen erheben.

Nur als Sinnenwesen sind wir abhängig, als Vernunftwesen sind wir frey.

Der erhabene Gegenstand giebt uns *erstlich*; als Naturwesen unfre Abhängigkeit zu empfinden, indem er uns *zweytens*: mit der Unabhängigkeit bekannt macht, die wir als

Vernunftwesen über die Natur, sowohl *in* uns als *ausser* uns behaupten.

Wir sind abhängig, insofern etwas *ausser* uns den Grund enthält, warum etwas *in* uns möglich wird.

So lange die Natur *ausser* uns den Bedingungen conform ist, unter welchen *in* uns etwas möglich wird, so lange können wir unsre Abhängigkeit nicht fühlen. Sollen wir uns derselben bewußt werden, so muß die Natur mit dem was uns *Bedürfniss*, und doch nur durch ihre Mitwirkung *möglich* ist, als streitend vorgestellt werden, oder, was eben so viel sagt, sie muß sich mit unsern Trieben in Widerspruch befinden.

Nun lassen sich alle Triebe, die *in* uns, als Sinnenwesen, wirksam sind, auf zwey Grundtriebe zurückführen. Erstlich besitzen wir einen Trieb unsern Zustand zu verändern, unsre Existenz zu äußern, wirksam zu seyn, welches alles darauf hinausläuft, uns Vorstellungen zu erwerben, also Vorstellungstrieb, Erkenntnistrieb heißen kann. Zweytens besitzen wir einen Trieb, unsern Zustand zu erhalten, unsere Existenz fortzusetzen; welches Trieb der Selbsterhaltung genannt wird.

Der Vorstellungstrieb geht auf Erkenntnis, der Selbsterhaltungstrieb auf Gefühle, also auf innre Wahrnehmungen der Existenz.

Wir stehen also durch diese zweyerley Triebe in zweyfacher *Abhängigkeit* von der Natur. Die erste wird uns fühlbar, wenn es die Natur an den Bedingungen fehlen

läßt, unter welchen wir zu Erkenntnissen gelangen; die zweyte wird uns fühlbar, wenn sie den Bedingungen widerspricht, unter welchen es uns möglich ist, unsere Existenz fortzusetzen. Eben so behaupten wir durch unsere Vernunft eine zweyfache *Unabhängigkeit* von der Natur: *erstlich*: indem wir (im theoretischen) über Naturbedingungen hinausgehen, und uns mehr *denken* können, als wir erkennen; *zweitens*: indem wir (im praktischen) uns über Naturbedingungen hinwegsetzen, und durch unsern *Willen* unserer *Begierde* widersprechen können. Ein Gegenstand, bey dessen Wahrnehmung wir das erste erfahren, ist *theoretisch groß*, ein Erhabenes der Erkenntniß. Ein Gegenstand, der uns die Unabhängigkeit unsers Willen zu empfinden giebt, ist *praktisch groß*, ein Erhabenes der Gesinnung.

Bey dem Theoretischerhabenen steht die Natur *als Object der Erkenntniß*, im Widerspruch mit dem Vorstellungstrieb. Bey dem Praktischerhabenen steht sie als *Object der Empfindung*, im Widerspruch mit dem Erhaltungstrieb. Dort wurde sie bloß als ein Gegenstand betrachtet, der unsere Erkenntniß erweitern sollte; hier wird sie als eine Macht vorgestellt, die *unsern* eigenen Zustand bestimmen kann. *Kant* nennt daher das Praktischerhabene das Erhabene der Macht oder das Dynamischerhabene, im Gegensatz von dem Mathematischerhabenen. Weil aber aus den Begriffen *dynamisch* und *mathematisch* gar nicht erhellen kann, ob die Sphäre des Erhabenen durch diese Einthei-

lung erschöpft sey oder nicht, so habe ich die Eintheilung in das *Theoretisch-* und *Praktisch-Erhabene* vorgezogen.

SCHILLER.

Das eigentliche Schöne hat seine bestimmte Grenzen, die es nicht überschreiten darf. Wenn aber der Umfang des Gegenstandes nicht auf einmal in die Sinne fallen kann; so hört er auf, sinnlich schön zu seyn, und wird ungeheuer, oder *übermächtig groß in der Ausdehnung*. Die Empfindung, die alsdenn erregt wird, ist zwar von vermischter Natur; sie hat aber für wohlgezogene Gemüther, die an Ordnung und Symmetrie gewöhnt sind, etwas Widriges, indem die Sinne endlich die Grenzen wahrnehmen, aber nicht ohne Beschwerlichkeit umfassen und in *Eine* Idee verbinden können. — Wenn die Grenzen dieser Ausdehnung immer weiter hinausgesetzt werden; so können sie endlich für die Sinne ganz verschwinden, und alsdenn entsteht das *Sinnlichunermessliche*. Die Sinne, die etwas zusammengehörendes wahrnehmen, schweifen umher, die Grenzen desselben zu umfassen, und verlieren sich ins Unermessliche. Daraus entsteht anfangs ein *Schauern*, das uns überläuft, und sodann etwas dem Schwindel ähnliches, das uns oft nöthiget, die Augen von dem Gegenstande abzuwenden. Das große Weltmeer, eine weit ausgedehnte Ebene, das unzählbare Heer der Sterne, jede Höhe oder Tiefe, die unabsehlich ist, die Ewigkeit — und andere solche Gegenstände der Natur,

die den Sinnen unermesslich scheinen, erregen diese Art von Empfindung.

So wie es ein Unermessliches der ausgedehnten Grösse nach giebt; eben also giebt es ein *Unermessliches der Stärke*, oder der unausgedehnten Grösse nach, das mit jenem ähnliche Wirkungen hat. Die Macht, das Genie, die Tugend, haben ihr unausgedehntes Unermessliches, das gleichfalls eine schauervolle Empfindung erregt, dabey aber den Vorzug hat, dafs es durch keine ermüdende Einförmigkeit sich zuletzt in Sättigung und Eckel endiget, wie bey dem ausgedehnten Unermesslichen zu geschehen pflegt. Iene sind so mannigfaltig als grofs, und es ist die Empfindung, die sie erregen, von Seiten des Gegenstandes, unvermischt; daher die Seele ihnen mit so vieler Begierde nachhängt. Man nennet gemeiniglich das *intensiv Grofse: das Starke*, und das *Starke in der Vollkommenheit* mit der besondern Benennung des *Erhabenen*. Man könnte also überhaupt sagen; ein jedes Ding, das dem Grade seiner Vollkommenheit nach, unermesslich ist oder scheinet, wird *erhaben* genannt. Man nennet Gott das erhabenste Wesen. Man nennet eine Wahrheit erhaben, die irgend ein sehr vollkommenes Wesen, als Gott, das Weltall, die menschliche Seele angehet, die *von unermesslichem Nutzen für das menschliche Geschlecht* ist, oder zu deren Empfindung ein grofses Genie erfordert wurde.

M. MENDELSSOHN.

Wenn aber das Erhabene nur im Unermesslichen und Unbegrenzten besteht, so giebt es ja weder in Natur noch Kunst einen erhabenen Gegenstand? denn wo wäre die Grösse, oder die Macht, die im eigentlichen Verstande unerreichbar ist, anzutreffen? —

Eigentlich liegt aber auch die Erhabenheit nur in der Seele dessen, der sie empfindet, nicht in den Dingen selbst. Von dem, was wir sehen, steigt die Einbildungskraft auf, zu dem, was wir nicht sehen, und bildet sich so die Idee des Erhabenen, welche die Natur ihr nicht liefert, und die Kunst ihr nicht nachbildet. In sich selbst fühlt der Mensch eine unbegrenzte Erhabenheit des Willens, eine moralische Allmacht, die ihn über alles hinaussetzt, was seinen festen Entschluß beugen könnte; in sich selbst fühlt der Mensch Kräfte für eine unendliche Dauer, und diesen Maasstab überträgt er auf die ihn umgebende Natur, um sie erhaben zu finden. Erhaben also ist die Natur in den Gegenständen, welche dem Menschen Gelegenheit geben, an das Unermessliche zu denken. Wir denken aber ans Unendliche da, wo die Einbildungskraft nicht im Stande ist, einen Gegenstand mit einem Male aufzufassen. Darum sind hohe Gebirge, darum ist der Sternenhimmel und der Ocean erhaben, weil sie für die Einbildungskraft zu groß sind, als daß diese sie fassen kann, und wir sie darum als unendlich vorstellen. Je mehrere und grössere Gegenstände wir daher gesehen haben; desto höher steigt unsere Forderung an das Er-

habene. Wer nie ein Gebirge sah, den wird schon eine mälsige Klippe in Erstaunen setzen, dagegen wird der Reisende auf den Alpen den Harz nicht mehr für erhaben gelten lassen, so wenig als der, der den Atlantischen Ocean durchschiffte, noch die Ostsee erhaben findet. Es liegt also das Erhabene nicht in der äußerlichen Beschaffenheit selbst, sondern darin, daß ein Gegenstand uns veranlaßt an das Unendliche zu denken, und mit dieser Vorstellung unsre Seele erfüllt.

SCHMIDT — PHISELDECK.

Das Practisch - (dynamisch) erhabene unterscheidet sich darinn von dem Theoretisch - (mathematisch) erhabenen, daß es den Bedingungen unsrer Existenz, dieses nur den Bedingungen der Erkenntniß widerstreitet. Theoretischerhaben ist ein Gegenstand, insofern er die Vorstellung der Unendlichkeit mit sich führet, deren Darstellung sich die Einbildungskraft nicht gewachsen fühlt. Praktischerhaben ist ein Gegenstand, insofern er die Vorstellung einer Gefahr mit sich führt, welche zu besiegen sich unsre physische Kraft nicht vermögend fühlt. Wir erliegen an dem Versuch, uns von dem ersten eine Vorstellung zu machen. Wir erliegen an dem Versuch, uns der Gewalt des zweyten zu widersetzen. Ein Beyspiel des ersten ist der Ocean in Ruhe, der Ocean im Sturm ein Beyspiel des zweyten. Ein ungeheuer hoher Thurm oder Berg kann ein Erhabenes der Erkenntniß abgeben.

Bückt er sich zu uns herab, so wird er sich in ein Erhabenes der Gesinnung verwandeln. Beide haben aber wieder das mit einander gemein, daß sie gerade durch ihren Widerspruch mit den Bedingungen unsers Daseyns und Wirkens, diejenige Kraft in uns aufdecken, die an keine dieser Bedingungen sich gebunden fühlt; eine Kraft also, die einerseits sich mehr denken kann als der Sinn faßt, und die anderer Seits für ihre Unabhängigkeit nichts fürchtet, und in ihren Aeufserungen keine Gewalt erleidet, wenn auch ihr sinnlicher Gefährte unter der furchtbaren Naturmacht erliegen sollte.

Bey dem *furchtbaren* Gegenstand ist unsre Sinnlichkeit ganz anders interessirt, als bey dem *Unendlichen*; denn der Trieb der Selbsterhaltung erhebt eine viel lautere Stimme als der Vorstellungstrieb. Es ist ganz etwas anders, ob wir um den Besitz einer einzelnen Vorstellung, oder ob wir um den Grund aller möglichen Vorstellungen, unsre Existenz in der Sinnenwelt, ob wir für das Daseyn selbst oder für eine einzelne Aeufserung desselben zu fürchten haben.

Das Furchtbare rührt also in der ästhetischen Vorstellung lebhafter und angenehmer, als das Unendliche, und das Praktisch-erhabene hat, der Stärke der Empfindung nach, einen sehr großen Vorzug vor dem theoretischen. Das letztere erweitert eigentlich nur unsre *Sphäre*, das erstere — unsre *Kraft*. —

Unsre wahre und vollkommene Unabhängigkeit von der Natur erfahren wir ei-

gentlich nur durch das Praktischgroße; denn es ist ganz etwas anders in der bloßen Handlung des Vorstellens und in seinem ganzen innern Daseyn sich von Naturbedingungen unabhängig fühlen, als sich über das Schickfal, über alle Zufälle, über die ganze Naturnothwendigkeit hinweggesetzt und erhaben fühlen.

Groß ist also, wer das Furchtbare überwindet. *Erhaben* ist, wer es, auch selbst unterliegend, nicht fürchtet.

Hannibal war theoretischgroß, da er sich über die unwegsamten Alpen den Durchgang nach Italien bahnte; praktisch groß oder erhaben war er nur im Unglück.

Groß war *Herkules*, da er seine zwölf Arbeiten unternahm und beendigte. — Erhaben war *Prometheus*, da er am Kaukasus angeschmiedet, seine That nicht bereute und sein Unrecht nicht eingestand.

Groß kann man sich im *Glück*, erhaben nur im *Unglück* zeigen.

SCHILLER.

Das *Erhabene* ist — der in dem Menschen entwickelte moralische Heroismus. —

Wir verstehen unter *Heldenmuth*, das freudige Wagen oder Hingeben des Lebens für die Heiligkeit der Gesetze Gottes, oder der Vernunft. Für Freyheit und Recht, (diese sind die Namen der Gesetze Gottes,) wenn sie um keinen andern Preis zu erlangen sind, soll der Mann von Ehre sein Leben aufopfern. *Freyheit* und *Recht* sind die

höchste moralische Ehre, der Alleingehorsam gegen Gott oder die Vernunft. —

Nichts kostet mehr Kampf, nichts erhebet den Menschen mehr über sich und macht ihn zum *Heros*, (Halbgott,) als die Ueberwältigung des süssesten Triebes, und das frohe Hingeben des größten irdischen Gutes. Für denjenigen, welcher Muth hat, dem Leben zu entsagen, scheint keine Aufopferung, keine moralische Handlung zu groß zu seyn. —

Aus dem deutlich erkannten und gefühlten Heroismus entsteht die *Erhabenheit*, die schwerste Probe der Tugend, die höchste, durch die Kunst erregte Empfindung zur Erreichung des höchsten Zweckes der Menschheit. Hier ist die stärkste Spontaneität, die Sinnlichkeit folget ganz unserm vernünftigen Willen. —

Das Erhabene, da es das Gefühl der größten Tugend ist, gewähret das höchste intellectuelle Wohlgefallen, ist das Gewaltigste in den schönen Künsten, und der Triumph der Künstlergröße. —

Erhabenheit kann allein durch den Menschen und für den Menschen vorgestellt werden. Wenn die Götter nicht ideale Menschen sind, so werden sie nicht unsre Muster, wir können nicht mit ihnen sympathisiren; sie können nichts aufopfern, sind über alle Leiden erhaben, ihre Kraft ist unwiderstehlich. —

Die so genannte Erhabenheit in der Natur, lieget nicht in der Natur selbst, sondern wir müssen in selbige, nachdem sie erst

in unfre Worte und Empfindungen *übersetzt* worden, die Erhabenheit aus uns übergehen lassen. —

K. L. PÖRSCHKE.

Das Erhabene in den Gefinnungen oder das Heroische besteht in solchen *Vollkommenheiten der Begehrungskräfte*, die *Bewunderung* erregen. Wenn der Held, indem er solche Gefinnungen äußert, selbst redend eingeführt wird; so muß er sich so kurz und so ungeschmückt, als möglich ausdrücken. Eine große Seele drückt ihre Gefinnungen anständig und nachdrücklich, aber ohne Wortgepränge aus. Es ist eine größere Vollkommenheit, wenn uns die edlen Gefinnungen gleichsam zur zweyten Natur geworden sind; wenn wir groß denken, und groß handeln, ohne es zu wissen, und ohne uns ein sonderliches Verdienst daraus zu machen. Daher gefällt die nachdrückliche Kürze in der Antwort des alten *Horaz*: *Qu'il mouent*; des *Brutus* beym *Voltaire*: *Brutus léut immolé*; und der ungekünstelte Antrag der Freundschaft beym *Corneille*: *Soyons amis, Cinna!*

Dahin gehört die Antwort jenes Spartaners, gegen welchen ein Perfer prahlte, die Menge der Pfeile und Wurffspieße des persischen Heeres würde die Sonne bedecken. *Wir werden also im Schatten fechten*, gab er ihm zur Antwort. Auch des *Simonides* Grabchrift auf die Lacedämonier, die in der Schlacht bey *Thermopylä* geblieben waren, ist von dieser Art:

„Wandrer sag' es in Sparta: Wir sind im Streite
gefallen.

Haben gehorsam erfüllt unsers Landes Gesetz.“

M. MENDELSSOHN.

Die erste und herrlichste Quelle des Erhabenen liegt in der Fähigkeit der Seele, große Gedanken zu schaffen. Diese muß nun zwar freylich angeboren seyn, und kann nicht erworben werden: aber dem ungeachtet kann man die Seele auf einen gewissen Grad dazu stimmen, und sie, so zu sagen, immer mit großen und edlen Gedanken befruchten. Und wie das? Ich habe schon anderswo das *Erhabene* in dieser Rücksicht das *Echo der Seelengröße* genannt. So ist's auch, und so kann oft ein Gedanke ohne den Ausdruck der Worte bloß in sich erhaben seyn, wie z. B. das Stillschweigen des Ajax in der Hölle, das so erhaben ist, so wahr, als je ein Ausdruck der Rede seyn konnte! — Ueberhaupt kann nur der etwas Großes sagen, der selbst groß denken und empfinden kann; nur diesem fällt etwas Erhabenes ein. So giebt *Homer* das Maas des Erhabenen an, nach dem Maas der Entfernung des Himmels von der Erde, wenn er sagt:

*Auf der Erde den Fuß, und in den Wolken die
Stirne;*

und gewiß, das ist nicht sowohl das Maas der Eris, von welcher der Dichter das gesagt hat, als vielmehr das *Maas des Dichters selbst*. Auch das sind große Bilder, wenn er den Götterkrieg beschreibt:

Mächtig rauschten sie gegeneinander; es krachte
die weite
Erde; der Himmel erscholl.

Und:

Fürchterlich donnerte Zeus, der Vater der Götter und
Menschen.

Oben herab; von unten erschütterte Poseidaon
Die unendliche Erde bis zu den Häuptern der Berge;
Alle Füße wankten den quellenströmenden Ida
Bis zu den Gipfeln; es wankte die Stadt, und die
Schiffe der Griechen.

Da erschrock in der Tiefe der Schattenbeherrischer Ae-
dons;

Bebend entsprang er dem Thron, laut rufend, dass
nicht von oben

Poseidaon, der Gestadeerschütterer, die Erde zerrisse,
Dass nicht erschiene den Menschen, dass nicht den Göt-
tern erschiene

Seine düstre Behausung, für die auch Olympiern grauet.

Da siehst du, Freund! wie die Erde bis
zum Abgrund aufgerissen, die Hölle offen,
die ganze Welt geborsten, alles unter einan-
der, Himmel und Hölle, Lebendige und
Todte, alles, alles in dem Kampf arbeitet,
und alles in Gefahr ist! —

In einer andern Stelle hat er die göttli-
chen Eigenschaften viel grösser und reiner
als bey dem Götterkampfe dargestellt:

— — Es bebten Wald und Gebürge
Unter dem Tritt der unsterblichen Füße des Poseidaon.

Und weiter fort:

Ueber die Wogen fuhr er; es tanzten unter dem Gotte,
Ihren Klüften entschlüpfend, die Ungeheuer der Tiefe;

E

*Sie erkannten den König des Meeres; die freudigen
Fluthen
Wichen von beyden Seiten zurück. —*

Eben so hat der Gesetzgeber der Juden, gewiss kein verächtlicher Schriftsteller, da er sich den größten Begriff von der Gottheit gemacht, gleich in dem Anfange seines Buches gesagt: — *Gott sprach, es werde Licht! — und es ward Licht! es werde die Erde! — und sie ward.*

Vielleicht wird dir nicht unangenehm seyn, mein Lieber, wenn ich zu dieser Stelle noch eine aus dem Homer anführe, wo er menschliche Gröfse mahlt, damit du vorausiehst, wie er die Leser zur Heldengröfse aufspannt. Dicke Finsternifs und schwarze Nacht hieng über dem Schlachtfelde, und hinderte die Griechen am Kampfe; — Da läfst er den Ajax in seiner Verzweiflung sagen:

*Jupiter, Vater, o reiß aus dieser Nacht nur die
Griechen,
Ach verleihe uns nur Tag, nur unsern Augen die Sonne!
Tödest du mich auch in dem Licht.*

Wahr und groß die Empfindung des Ajax! Er bittet nicht ums Leben; (solch eine Bitte entadelt den Helden;) aber weil in der Finsternifs alle seine Tapferkeit vergeblich wäre, darum seufzt er in der Unthätigkeit, und bittet um Licht, wär' es auch nur, wenn doch Zeus ihm zuwider seyn will, um ein Grab zu finden, das seiner Tapferkeit würdig wäre.

LONGIN.

Auf zweyerley Weise kann sich die Selbstständigkeit des Geistes im Zustand des Leidens offenbaren. Entweder *negativ*: wenn der ethische Mensch von dem physischen das Gesetz nicht empfängt, und dem Zustand keine Kausalität für die *Gefinnung* gestattet wird; oder *positiv*: wenn der ethische Mensch dem physischen das Gesetz *gibt*, und die Gefinnung für den Zustand Kausalität erhält. Aus dem ersten entspringt das Erhabene der *Fassung*, aus dem zweyten das Erhabene der *Handlung*.

Ein Erhabenes der Fassung ist jeder vom Schickfal unabhängige Charakter. „Ein tapfrer Geist, im Kampf mit der Widerwärtigkeit, sagt Seneca, ist ein anziehendes Schauspiel selbst für die Götter.“ Einen solchen Anblick giebt uns der römische Senat nach dem Unglück bey Kannä. Selbst *Miltons* Lucifer, wenn er sich in der Hölle, seinem künftigen Wohnort, zum erstenmal umsieht, durchdringt uns, dieser Seelenstärke wegen, mit einem Gefühl von Bewunderung. „Schrecken, ich grüße euch, ruft er aus, und dich unterirdische Welt und dich tiefste Hölle. Nimm auf deinen neuen Gast. Er kommt zu dir mit einem Gemüthe, das weder Zeit noch Ort umgestalten soll. In seinem Gemüthe wohnt er. Das wird ihm in der Hölle selbst einen Himmel erschaffen. Hier endlich sind wir frey u. s. f.“

Das Erhabene der Fassung läßt sich *anschauen*, denn es beruht auf der Coexistenz; das Erhabene der Handlung hingegen läßt

sich bloß *denken*, denn es beruht auf der Succession. Daher ist nur das erste für den bildenden Künstler, weil dieser nur das Coexistente glücklich darstellen kann, der Dichter aber kann sich über beydes verbreiten. Selbst, wenn der bildende Künstler eine erhabene *Handlung* darzustellen hat, muß er sie in eine erhabene *Fassung* verwandeln.

SCHILLER.

Wenn *Glein* (in den Kriegsliedern) uns sagt, indem zwey Heere zur Schlacht bereit sind:

„Gott aber wog bey Sternenklang
 „Der beyden Heere Krieg;
 „Er wog und Preussens Schaale sank,
 „Und Oestreichs Schaale stieg.

So findet jeder diese Idee erhaben. Worin liegt aber diese Erhabenheit? darin, daß der Dichter das Bild einer unbegrenzten, stillwirkenden Allmacht, deren Beschlüssen nichts zu widerstehen vermag, in unsre Seele bringt. In eben dieser Hinsicht giebt auch die herrliche Beschreibung: Gott sprach, es werde Licht! — und es ward Licht! — uns die erhabenste Idee von Allmacht, welche die Seele fassen kann. Wie erreicht aber der bildende Künstler das Erhabene? besonders das *unermesslich Weite*, von dem eine wirkliche Darstellung durch die Kunst unmöglich ist? Hier muß er durch Täuschung ersetzen, was an der Wirklichkeit abgeht, und durch einen Betrug der Kunst, der, wenn er gelingt, ihr höchster

Triumpf ist, die Idee der Unendlichkeit in der Seele erwecken. Er nimmt zur Perspektive seine Zuflucht, durch deren Hülfe er das Auge des Betrachters in Weiten hinausführt, die sich in einer unbegrenzten Ferne zu verlieren scheinen.

Auf diese Art stellten die größten Naturmahler aller Zeiten den Sturm des Meeres, oder den stillen blauen Himmel, Bergprospekte und Wasserfälle dar. — Den erhabenen *moralischen Charakter* drückt der Dichter durch Beschreibung, der Künstler durch Nachbildung der, erhabenen Eigenschaften entsprechenden, Gesichtszüge aus. Was in der körperlichen Bildung überhaupt Erhabenheit des Geistes verräth, pflegen wir *edel* zu nennen, und dadurch etwas von dem Schönen noch Verschiedenes zu bezeichnen, was sich mehr auf den innern Charakter bezieht. —

SCHMIDT — PHISELDECK.

Das blos Schöne und Gute, in der Natur und Kunst, gefällt, ist angenehm und ergötzend; es macht einen sanften Eindruck, den wir ruhig genießen: aber das Erhabene würkt mit starken Schlägen, ist hinreißend und ergreift das Gemüth unwiderstehlich. Was eine liebliche Gegend gegen den erstaunlichen Anblick hoher Gebirge, oder die sanfte Zärtlichkeit einer *Zidli*, gegen die rasende Liebe der *Sappho*, das ist das Schöne gegen das Erhabene.

Es ist demnach in der Kunst das Höchste, und muß da gebraucht werden, wo

das Gemüth mit starken Schlägen anzugreifen, wo Bewunderung, Ehrfurcht, heftiges Verlangen, hoher Muth, oder auch, wo Furcht und Schrecken zu erwecken sind; überall wo man den Seelenkräften einen grossen Reitz zur Wirkksamkeit geben, oder sie mit Gewalt zurückhalten will. —

Die Gegenstände der Bewunderung bey dem Erhabenen wirken entweder auf die *Vorstellungskräfte* oder auf die *Begehrungskräfte* der Seele. Alle Gattungen der Vorstellungen, die welche durch die Sinnen kommen, die von der Phantasie gebildet, und die vom Verstand erzeugt werden, können zur Bewunderung führen. Man kann die Majestät der Natur in den Alpen nicht ohne Bewunderung sehen; und wer solche Gegenstände würdig mahlen oder beschreiben kann, der erreicht das bloß sinnlich Erhabene, wie *Haller*

der sich die Pfeiler des Himmels, die Alpen, die er besungen, zu Ehrenläulen gemacht.

Noch weiter erstreckt sich das Erhabene der Phantasie, die uns eine zweyte sinnliche Welt erschafft. Durch diese Grösse sind die Gemälde des Himmels und der Hölle, bey *Milton* und *Klopstock*, erhaben: welches erstaunlicher Reichthum der Phantasie in ihren Beschreibungen! — —

Die andre Gattung wirkt die Bewunderung durch das Gefühl des Herzens. Indem wir anderer Menschen Empfindungen, Leidenschaften, innerlich wirkende Kräfte

oder äußerlich ausbrechende Handlungen, mit unserm Gefühl vergleichen und gegen das halten, was wir zu thun vermögend sind, so entsteht allemal Bewunderung. — Eben dies geschieht auch, wenn wir im Guten oder Bösen etwas sehen, das unsre Empfindung gleichsam bestürmt. Daher entsteht das Erhabene in den Gesinnungen, in den Charakteren, in den Handlungen. So ist der hohe Muth des Hohenpriesters *Joad* erhaben, der bey den gefährlichsten Umständen, womit man ihn erschrecken will, ruhig sagt: *ich fürchte Gott, Abner, und kenne keine andre Furcht*; so hat die Standhaftigkeit des *Milo* etwas Erhabenes, von dem *Cicero* sagt: *er halte nur den Ort für den Ort der Verbannung, wo es nicht erlaubt ist, tugendhaft zu seyn.*

I. G. SULZER.

Das wahre Erhabene erhebt die Seele, giebt ihr einen hohen Schwung und erfüllt sie mit Vergnügen und großen Gesinnungen.

LONGIN.

Die Leidenschaft, die von dem Großen und Erhabenen in der Natur erregt wird — ist Erstaunen. Die Seele ist dann mit ihrem Gegenstande so erfüllt, daß sie an keinen andern denken, und selbst über den ersten keine Betrachtungen anstellen kann. Daher kommt die große Gewalt, die das Erhabene über die Seele hat; eine Gewalt, die so wenig von unserm Nachdenken über die Sache herkommt, daß sie vielmehr das Nachden-

ken verhindert, und uns auch wider unsern Willen mit sich fortreißt. Die geringern Wirkungen des Erhabenen sind Bewunderung, Hochachtung und Ehrfurcht.

E. BURKE.

Ich denke, daß die Natur uns nicht zum Niedrigen und zum Kleinen geschaffen hat; sondern daß sie, da sie vor unsern Augen das große Schauspiel des Lebens und der weiten Schöpfung darstellte, und uns als wirkfame Mitglieder mit einflocht, uns auch den *Drang zum Großen* und zum *Göttlichen*, so weit es von uns umfaßt werden kann, eingegeben. Deswegen begnügt sich auch unsere Aussicht nicht mit den Grenzen dieser Welt allein, sondern unsere Gedanken steigen darüber hinaus ins *Unendliche*.

Sehet an den ganzen Kreis der menschlichen Dinge! Ueberzeugt uns nicht unser ganzes Gefühl von dem größern Eindruck des Großen und Schönen, wozu wir geboren sind? Schon von Natur bewundern wir nicht den Lauf des kleinen Bachs, so hell er dahin fließt, so nützlich er ist: aber, wie erweitert sich unsere Seele beym Anblick des Nils, der Donau, des Rheins, und vor allem des Oceans? Die Flamme, die wir anzünden, so rein sie lodert, erhebt uns lange nicht wie die Lichter des Himmels, wenn auch ihre Strahlen noch so oft verdunkelt werden, oder wie die Flammen des Aetna, die, wenn sie hervorbrechen, Steine und Felsen aus den Abgründen der Erde aufwerfen, und Ströme von Feuer ergießen. —

Aus dem allen schliessen wir also, das das Nützliche und Nöthige zu gewöhnlich ist, um uns zu rühren, das Außerordentliche aber allein unsere Bewunderung dahin reißt.

LONGIN.

Selbst erhaben seyn, und das Erhabene empfinden, ist zweyerley. Der, dessen Seele erhaben ist, ist in jeder Handlung groß, die nur einiger Gröfse fähig ist. *Fingal* ist bey dem Fest wie in der Schlacht; in der Liebe wie in der Freundschaft. So ist's *Achill*, so ist's *Philoktet*, so ist's jeder wahre Held.

I. G. SCHLOSSER.

Das Erhabene liegt eigentlich im Menschen selbst, und wird von ihm auf die Betrachtung der Natur übertragen. Dieses leitet uns zu einer andern Bemerkung, die in der Geschichte des Menschen ihre Bestätigung findet, diese nämlich, das der Sinn für das Erhabene der Natur schon einen Grad von Cultur und Bildung voraussetze, ohne den das Erhabene nur *Furcht* erregt. Ungebildete Völker zittern vor großen Gegenständen; sie finden kein Wohlgefallen an großen Gebirgsmassen, an großen Naturschauspielen, als Gewittern, Stürmen, Wasserfällen u. s. w. Sie sehen hier nur eine furchtbare Macht, die sie zertrümmern könnte, und sie daher mit Bangigkeit erfüllt. Dasselbige bemerkt man an Kindern, die überall das *Erhabene* nicht fassen, ohnge-

achtet sie das *Schöne* sehr früh und oft sehr richtig beurtheilen. Es gehört schon ein starkes Bewußtseyn innerer, allen äußerlichen Hindernissen überlegener Kraft dazu, ehe man an großen Scenen der Naturgewalt Vergnügen findet. Man mußte erst wissen, daß die Bauart des Schiffes den Menschen vor den Gefahren der Wellen schützte, ehe man mit Wohlgefallen auf diesen Wellen tanzte. Und wahrlich ein hoher Grad der Seelenstärke gehörte dazu, sich, wie *Vernet*, an den Mastbaum eines halbzertrümmerten Schiffes binden zu lassen, und in den brausenden Sturm mit Entzücken hinauszurufen:

„Es ist furchtbar — aber es ist doch herrlich!“

Dieses Gefühl, welches das Erhabene in uns erregt, ist wie selbst dieser Ausruf zeigt, von gemischter Art. Es ist nicht die reine Freude, die der Anblick des Schönen in uns erweckt; es ist ein Wohlgefallen, das aber zugleich mit einem Gefühle der Einschränkung unserer Natur verbunden ist, und daher eine gemischte Empfindung erregt, welche wir *Bewunderung* nennen, die sich gern in der Folge in ruhige Betrachtung, in stilles Anschauen aufzulösen pflegt.

SCHMIDT — PHISELDECK.

In *moralischen* Gemüthern geht das *Furchtbare* (der Einbildungskraft) schnell und leicht ins *Erhabene* über. So wie die Imagination ihre Freyheit verliert, so macht die Vernunft die ihrige geltend; und das Gemüth

erweitert sich nur desto mehr nach innen, indem es nach aussen Gränzen findet.

SCHILLER.

Nichts kann erhaben seyn, was die Seele zu verachten die Erhabenheit hat.

LONGIN.

Die Stimmung des Gemüths zum Gefühle des Erhabenen erfordert eine Empfänglichkeit desselben für Ideen; denn eben in der Unangemessenheit der Natur zu dem letztern; mithin nur unter dieser ihrer Voraussetzung und der Anspannung der Einbildungskraft, die Natur als ein Schema für die letztere zu behandeln, besteht das Abschreckende für die Sinnlichkeit, welches doch zugleich anziehend ist; weil es eine Gewalt ist, welche die Vernunft auf jene ausübt, nur um sie ihrem eigentlichen Gebiete (dem praktischen) angemessen zu erweitern und sie auf das Unendliche hinaussehen zu lassen, welches für jene ein Abgrund ist. In der That wird ohne Entwicklung sittlicher Ideen das, was wir, durch Cultur vorbereitet, erhaben nennen, dem rohen Menschen bloß abschreckend vorkommen. Er wird an den Beweisthümern der Gewalt der Natur in ihrer Zerstörung und dem großen Maassstabe ihrer Macht, wogegen die feinige in Nichts verschwindet, lauter Mühseligkeit, Gefahr und Noth sehen, die den Menschen umgeben würden, der dahin gebannt wäre. —

Darum, weil das Urtheil über das Erhabene der Natur *Cultur* bedarf (mehr als das über das Schöne), ist es doch dadurch nicht eben von der *Cultur* zuerst erzeugt und etwa bloß conventionsmäſig in der Geſellſchaft eingeführt, ſondern hat ſeine Grundlage in der menſchlichen Natur — nemlich in der Anlage zum Gefühl für (praktiſche) Ideen, das iſt, den moralifchen.

Hierauf gründet ſich nun die Nothwendigkeit der Beyſtimmung des Urtheils Anderer vom Erhabenen zu dem Unſrigen.

Denn, ſo wie wir dem, der in der Beurtheilung eines Gegenſtandes der Natur, welchen wir ſchön finden, gleichgültig iſt, Mangel des *Gefchmacks* vorwerfen, ſo ſagen wir von dem, der bey dem, was wir erhaben zu ſeyn urtheilen, unbewegt bleibt, er habe kein *Gefühl*; beydes aber fordern wir von jedem Menſchen, und ſetzen es auch, wenn er einige *Cultur* hat, an ihm voraus, nur mit dem Unterſchiede, daß wir das erſtere, weil die Urtheilskraft darin die Einbildungskraft bloß auf den Verſtand, als Vermögen der Begriffe, bezieht, geradezu von jedermann, das zweyte aber, weil ſie darin die Einbildungskraft auf Vernunft, als Vermögen der Ideen, bezieht, nur unter einer ſubjectiven Vorausſetzung, (die wir aber jedermann anſinnen zu dürfen uns berechtigt glauben) fordern, nämlich der des moralifchen Gefühls, und hiemit dem äſthetiſchen Urtheile Nothwendigkeit beylegen.

KANT.

Ueberhaupt kannst du sicher glauben, daß dieses wirklich schön und erhaben sey, welches *allemal* und *allen* Menschen gefällt.

LONGIN.

Der Gegenstand eines *reinen und unbedingten intellectuellen Wohlgefallens* ist das moralische Gesetz in seiner Macht, die es in uns über alle und jede *vor ihm vorhergehende* Triebfedern des Gemüths ausübt, und, da diese Macht sich eigentlich nur durch Aufopferungen ästhetisch kenntlich macht, welches eine Beraubung, obgleich zum Behuf der innern Freyheit ist, dagegen eine unergründliche Tiefe dieses übersinnlichen Vermögens, mit ihren ins Unabsehbliche sich erstreckenden Folgen, in uns aufdeckt, so ist das Wohlgefallen von der ästhetischen Seite (in Beziehung auf Sinnlichkeit) negativ, das ist, wider dieses Interesse, von der intellectuellen aber betrachtet, positiv und mit einem Interesse verbunden. Hieraus folgt: daß das intellectuelle, an sich selbst zweckmäßige (das Moralisch-gute ästhetisch beurtheilt, nicht sowohl schön, als vielmehr *erhaben* vorgestellt werden müsse, so daß es mehr das Gefühl der Achtung (welches den Reitz verächtet) als der Liebe und vertraulichen Zuneigung erwecke; weil die menschliche Natur nicht so von selbst, sondern nur durch Gewalt, die die Vernunft der Sinnlichkeit anthut, zu jenem Guten zusammenstimmt. Umgekehrt, wird auch

das, was wir in der Natur außer uns, oder auch in uns (z. B. gewisse Affecten), erhaben nennen, nur als eine Macht des Gemüths, sich über die Hinderhülfe der Sinnlichkeit durch menschliche Grundsätze zu schwingen vorgestellt und dadurch interessant werden.

KANT.

Erhaben ist die Vorstellung des Menschen in seiner moralischen Freyheit, erhaben die Vorstellung der uneingeschränkten Verpflichtung des Menschen zur Ausübung des Sittlichguten, erhaben die Vorstellung des höchsten Gutes, erhaben die Vorstellung eines Gottes als moralischen Welterschöpfers und Regierers, erhaben endlich die Vorstellung einer, der moralischen Bestimmung des Menschen angemessenen unendlichen Fortdauer.

K. H. HEYDENREICH.

Zweyerley *Genien* (Schön und Erhaben) finds, die
 durch das Leben dich leiten,
 Wohl Dir, wenn sie vereint, helfend zur Seite
 Dir gehn!
 Mit erheiterndem Spiel verkürzt Dir der Eine die
 Reife,
 Leichter an seinem Arm werden Dir Schickfal
 und Pflicht.
 Unter Scherz und Gespräch begleitet er bis an die
 Kluft Dich,
 Wo an der Ewigkeit Meer schauernd der
 Sterbliche steht —

Hier empfängt dich entschlossen und ernst und
schweigend der Andre,
Trägt mit gigantischem Arm über die Tiefe
Dich hin.
Nimmer widme Dich Einem allein. Vertraue dem
ersten
Deine *Würde* nicht an, nimmer dem andern
Dein *Glück*,

SCHILLER.

N A T U R.

Süfse, heilige Natur,
Lafs mich gehn auf deiner Spur,
Leite mich an deiner Hand,
Wie ein Kind am Gängelband!
Wenn ich dann ermüdet bin,
Sink' ich dir an Busen hin,
Athme süfse Herzensluft,
Hängend an der Mutterbrust.

Ach wie wohl ist mir bey dir!
Will dich lieben für und für;
Lafs mich gehn auf deiner Spur,
Süfse, heilige Natur!

F. L. V. STOLLBERG.

Lafs deinen Lebensodem mich läutern,
reinigen, erwärmen, allwirkende Mutter!
Schliels' meine Hand in die deine, mein
Herz in das deine, dafs es schlage wie die
Herzen deiner Geweihten, offen sey zum
Empfangen, offen zum Geben, ein Spiegel
werde, darin du lächelnd dein Bild schauft!

Wohin ich trete, da bist du schaffend und belebend, groß und herrlich, zeugend und nährend; — dein Heiligthum so unermesslich, deines geheimern Tretes Spur so unerforschlich!

O sey, allgütige Mutter, nahe meinem Herzen immerdar! Laß deinen Hauch mich durchschauern, wo ich wandle! Rein sey mein Auge zum Schauen, offen mein Ohr zum Hören, und willig mein Mund zum Verkündigen!

Eher wird die Mutter vergessen ihres Säuglings, eher der Jüngling der Braut, ehe du vergißest deiner Geliebten, die ungetrübten Blickes in dir schauen die Herrlichkeit des Allliebenden!

Der Verf. der Denkmale am Lebenswege.

Heilige Natur, deine Wege sind Güte und Wahrheit; und wohl uns, daß du so unablässig mütterlich bemühet bist, deine Rechte nicht aufzugeben!

TH. V. HIPPEL.

Natur! Allmutter! deren rege Hand
des bunten Jahres Wechselzeiten rollt,
wie sehr, wie göttlich - groß sind deine Werke!
Mit welchem Wonneschauer schwellen sie
den Geist, der staunend sieht und staunend singt!

THOMSON.

Hätt' ich den Geist
Geweihter Töne:
Dich, o Natur,

F

In deiner Schöne,
 Dich fang' ich nur:
 Wie du die Feier
 Dem Lenze schmückst,
 Und ihm den Schleier
 Mit Blüten stickst,
 Die sich durchschlingen
 Mit frischem Grün.
 O könnt' ich singen:
 So fang' ich ihn,
 Den Gott, der Leben
 In Alles haucht,
 Und jedes Leben
 In Wonne taucht:
 Dem jede Höhlung
 Zum Altar dient,
 Wo Auferstehung
 Des Lebens grünt.
 Welch' Auferstehen!
 Wer sieht nicht hell
 An Busch und Quell,
 An Thal und Höhen
 Das schöne Bild
 Von der Genesung,
 Die, froh enthüllt,
 Aus der Verwesung
 Des Grabes quillt,
 O könnt' ich singen!
 Auf Hymnusschwüngen
 Erreicht' ich ihn,
 Den Gott der Freuden,
 Dem Wald und Weiden
 Entgegen blühen,
 Und Opfer bringen.
 O könnt' ich singen:
 So fang' ich ihn!

C. A. TIEDGE.

O Heilige! die du mit reicher Hand
 Uns aus der Schönheit süßem lautern Born,
 Aus immer voller Urne spendend tränkst,

Natur, Natur! die unerschöpflicher
 Als selbst die kühnste Feuerphantasie
 In ihrem höchsten Flug zu träumen wagt,
 Uns mit der Schönheit Fülle überströmt;
 Die weit im ungemessnen blauen Raum
 Ein Heer zahlloser Sonnen hingefät,
 An dem des kühnen Forschers trunkner Blick
 Mit heil'gem, tiefen Staunen schweigend hängt,
 Sich selbst im Lichtesocan verliert, —
 Und sich beschämt zur Erde wieder senkt; —
 Da labst du ihn aus kühlern Becher, da,
 Da zeigst du, der Schönheit Urquell, dich,
 Da findet er im Schattenhaine dich,
 Im Veilchen wieder, im Vergifsmeinnicht,
 Im Mayenglöckchen, in der Reseda;
 Er findet dich, so tief er immer dringt;
 Und nimmer sah er noch den letzten Strich
 Von deinem Pinsel, nimmer späht' er noch
 Des Meißels äußerste Vollendung je;
 Entdeckt noch unerforschte Tiefen stets;
 Sieht in der Blüthe, die den Honig trägt,
 Und in dem Bienchen, das ihn emsig saugt,
 Die Meisterhand, die Blüth' und Biene formt.

— Du sendest uns der Weste leichte Schaar,
 Die ihren Fittig in den Balsamduft
 Von Millionen Blüth' und Blumen taucht,
 Und deinen trauten Liebling labend kühlt;
 Du reichst ihm reisend dar die Purpurfrucht,
 Dann krönest du dein reiches Freudenmahl
 Durch ein Konzert aus tausend Kehlen noch;
 Da fragt ein Sinn den andern staunend, sagt:
 Bin ich an ihrem vollen Tische nicht
 Der hochbegünstigte, geliebte Gast?

Sie all' erfreuend, lächelst, Milde! du
 Auf alle nieder — blickst voll Mutterlust,
 Die Myriaden deiner Kinder an,
 Die rund um deinen Tisch gelagert, all'
 Aus des Genusses Strome froh getränkt,
 Verkünden deines Reichthums Herrlichkeit.

CAROLINE P. DOLP. HI.

Lafs an deine Mutterbrust mich sinken,
 Heil'ge Erde, meine Schöpferin!
 Deines Lebens Fülle lafs mich trinken,
 Jauchzen, dafs ich dein Erzeugtes bin!

Was sich regt auf diesem grofsen Balle,
 Diese Bäume, dieser Schmuck der Flur;
Einer Mutter Kinder find wir alle,
Kinder einer ewigen Natur!

SOPHIE MEREAU.

Sehnende Freundschaft dir, und dir, o heilige Liebe
 Sey der Thalgrund geweiht, welcher mich grü-
 nend umschliesst!

Raufchet nicht Wehmuth der Bach? schwebt nicht
 von bläulicher Berghöh'
 Ueber den Erlen des Thals Tieffinn und Ruhe
 herab?

Auf! ich kränze mein Haupt mit des *Sinngrüns* glän-
 zendem Laube!

Holdes *Vergiftmeinnicht* du, helle den dunkeln-
 den Kranz!

Süfse Hoffnung, wie du dich hebst in des Leidenden
 Blicke!
 Sinnbild liebender Huld, lächl' in der Thräne des
 Thau's!

Dir nun einzig geweiht, dir allumfangende Mutter,
 Mutter und Schwester zugleich, dir, o du hohe
 Natur,

Sink' ich hin in den Schoos. An deinem nährenden
 Busen
 Athm' ich Anmuth und Kraft, Luft und Liebe
 des Seyns.

Du nur stillest mein Herz; dies brennende hohe Ver-
 langen,
 Süfs und schmerzend zugleich, gossst du mir in
 die Brust,

Dafs ich ahnend es wisse, dafs dieses Daseyn nicht
 Zweck ist,

Nur eine Stufe, von der Psyche sich fröhlicher
schwingt!

Aber reizend geschmückt ist diese Sprosse der Leiter,
Die durch Aeonen sich dehnt, hin in die Fülle
der Zeit!

Blendendes Sonnenlicht, du strahlest am höheren
Berge;

Friedlich verweile mein Geist hier im umschatte-
ten Thal!

Locket befriedigend hier nicht Duft und säuselnde
Kühlung?

Beut nicht die Pflanzenwelt mir stillen und zar-
ten Genuß?

Sieh' im saftigen Grün des *Lotus* goldene Flügel,
Welcher im schützenden Helm sorgsam die Kind-
lein verbirgt!

Bläulicher *Thymus* durchhaucht mit würzigem Odem
die Lüfte;

Schöne *Skabjosa* du winkst fernher der pflücken-
den Hand.

Ob dem kränzenden Busch im graulich wogenden
Roggen

Glänzen *Cyanen* herab unter dem nährenden
Halm.

Dort am dürren Gestein blüht hoch auf schwanken-
dem Stengel

Aquileja; sie senkt sanft und schüchtern ihr
Haupt.

Aquileja; du Holde, die Phöbus spähenden Blicken
Sittsam den Busen verbirgt, hüllend die reife
Frucht!

Schützend umheget vom Kelch, o purpurne *Nelke*
der Fluren,

Unentsetzt durch Kunst, blühest du einfach und
zart!

Stilles *Ehrenpreis*, mit dem Aetherbläulichen Schim-
mer,

Jede Berührung, wie schnell welkt sie dein Le-
ben dahin! —

Höher klimm' ich empor am Kieselbeworfenen
Pfade.

Unter mir rollet der Strom, über mir dräuet der
 Fels.
 Lauter klopft mir das Herz. In nächtlicher Tannen
 Umfchattung
 Weil' ich erfrischet vom Duft, ruhend auf schwel-
 lendem Moos.
 Ach, in schau'riger Kluft entfaltet sich ernstere
 Schönheit,
 Tief im wechselnden Grün schimmernden Mooses
 versenkt!
 Zartgestaltete Urne *), was birgst du in bräunlicher
 Höhlung?
 Welchem mächtigen Wink harrest, Verschleier-
 te, du?
 „Saamen der Zukunft verbirgt mein festverschloss-
 nes Gehäuse.
 „Also umschliestet auch dich einstens die bergende
 Gruft.
 „Nur dem Wink der Natur entflieht die deckende
 Hülle.
 „Hebe mit frevelnder Hand nicht den Schleier
 mir auf!“
 O Symbol der Natur! ich weil' in staunender Ehr-
 furcht
 Und mit sinnendem Geist, Pflanze der *Ahdung*,
 bey dir!
 Berg, o berge den Staub in zartgestalteter Urne,
 Bis ihn die Stimme des Lichts freundlich zum
 Leben erweckt!

SOPHIE BRUN.

Wäre es ein kühnes Unternehmen, for-
 schende Blicke in das Heiligthum *deiner Ge-
 heimnisse* zu werfen, *weise Natur!* so müfste es
 dasjenige noch übertreffen, sich *dir* selbst zu
 nahen.

Nicht die glänzenden Geschenke der
 Grofsen, noch Reichthum und Ehre erwar-
 te ich aus deiner Hand; weil ich weifs, dafs

*) Lycopodium Selago L.

weder Zahlen noch Worte die Größe und den Werth *deiner* Gaben bestimmen können. Mir, erleuchtete Natur, öffne nur deinen Tempel, und führe mich deine Wege. Voll der Kennzeichen deiner unbegrenzten Macht, und der Wunder, mit welchen du den Schauplatz der Welt erfüllst, sehe ich, wie es dir gleich viel ist, eine Milbe aus den Elementen zusammen zu setzen, oder den Elephanten zu einer neuen Welt belebter Wesen aufzulösen. Ich sehe die Verwandlung der Gewächse in Thiere und der Thiere in Gewächse; ja ich sehe, daß du nie ohne alles bist, wenn auch schon alles vergeht. -- Und wer lehret den Schmetterling, den vater- und mütterlosen Waisen, seine Eier auf die Pflanze zu legen, die nicht seine, sondern die Speise seiner kriechenden Nachkommenchaft ist? Wer zeigt der Schlupfwespe, die ihrigen in die Haut der Kohlraupe zu pflanzen, damit ihre Jugend von frischem Fleische genähret werde? Wer der Schnacke, ihre Eier mit den Hinterfüßen ihres schlanken Körpers auf dem Wasser wie Kegel auf- und aneinander zu setzen? Wer unterrichtet die Spinne, ihren herabfallenden Faden dem Winde zu übergeben, damit er ihr Baumeister werde, und ihr eine Brücke von einem Baume zum andern erbaue? — Wer anders, als du, *unbegreifliche Natur? Werkzeug eines noch unbegreiflichern Gottes!*

WILHELM V. GLEICHEN.

Haft du, haft du nicht gesehn,
 Wie sich alles drängt zum Leben?
 Was nicht Baum kann werden,
 Wird doch Blatt;
 Was nicht Frucht kann werden,
 Wird doch Keim.

Haft du, haft du nicht gesehn,
 Wie von Leben alles voll ist?
 Schon im Blatt, des Baumes
 Hoher Bau;
 Schon im Keim, der Früchte
 Volle Kraft.

Reiche Fülle der Natur,
 Labyrinth zum neuen Leben,
 Kürzend tausend Wege
 Taufendfach,
 Ueberall belebend,
 Allbelebt.

Selig, selig, der ich bin
 In der Welt voll Leben Gottes,
 Meine Adern wallen
 Seinen Strom;
 Meine Seele denket
 Gottes Licht.

Hoher Abgrund der Natur,
 Worinn Alles sich belebet!
 Alle Kräfte, Gottes
 Feuerliral,
 Alle Seelen, Gottes
 Lebenslicht.

HERDER.

O schlage du nur fort, mein Herz —
 muthig und frey, dich wird die Göttinn der
 Liebe — es werden die Huldinnen alle dich

befchirmen: denn du ließeſt alle — alle Freuden der Natur in dir lebendig werden; vertrauteſt ununſchränkt der allgütigen Mutter — ſchenkteſt ihrem zarteften Lächeln jedesmal von neuem dich ganz — frömteſt hin in verdachtloſem Entzücken: lernteſt, empfingeſt von ihr, zu geben und zu nehmen, wie ſie ſelbſt. Gleich den Millionen Lichtſtrahlen, die von unzähligen Gegenſtänden zurückprallen, ohne ſich zu verwirren, dann im Auge ſich ſammeln — wieder ohne ſich zu verwirren: — o unausſprechliches Wohlthun — unendliche Güte — Leben und Liebe!

Dafs ich es dir mittheilen könnte! könnte leben dich lehren dies *unendliche* Leben! Nie würdeſt du dann befeſtigen wollen die Sonne, weder in Oſten, noch in Weſten, ſondern würdeſt wenden dich nach Aufgang, und Untergang. — Und ſchön iſt ja auch der Mond unter Sternen am Nachthimmel — und ſchön der dunklere Nachthimmel mit hellerfunkelnden Sternen im Neulicht! — O, dafs ich dieſe Gottesader in dir rühren, und zum immerwährenden Pulsſchlage bringen könnte!

F. H. IACOBI.

Es giebt Menſchen, die nicht bloß ein artiſtiſches, ſondern ein *heiliges* Auge auf die Schöpfung fallen laſſen — die in dieſe blühende Welt die zweite verpflanzen, und unter die Geſchöpfe den Schöpfer — die unter dem Rauſchen und Brauſen des tauſend-

zweigigen dicht eingelaubten Lebensbaums niederknien, und mit dem darin webenden Genius reden wollen, da sie selber nur geregte Blätter daran sind — die den tiefen Tempel der Natur nicht als eine Villa voll Gemälde und Statuen, sondern als eine heilige Stätte der Andacht brauchen — kurz, die nicht bloß mit dem Auge, sondern auch mit dem Herzen spazieren gehen. . .

JEAN PAUL FR. RICHTER.

Nur reinen Herzen duftet der Abendthau
 Der bunten Lenzflur! Heilig nur ihnen sind
 Der Eiche Schatten! Deine Seegen,
 Einfachheit, können nur sie ertragen!

FR. L. V. STOLLBERG.

Wer vermöchte ihm zu widerstehen, diesem allgewaltigen Zauber der Natur? Immer dieselbige nach Jahrtausenden, und immer neu mit jedem werdenden Tage; voll tausendfacher Reize in ihrer höchsten Einfalt, und doch nur *Eine* in ihrer größten Mannigfaltigkeit. Sie ist in dem duftenden Veilchen, wie in dem rauschenden Ocean; in dem jungfräulichen Grün der Maibuche, wenn Thau und Regen von ihr triefen, wie in ihrem bunten Herbstgewande an der alternden Felsenwand; in dem werdenden Schimmer des Morgens, wie in dem scheidenden Abendroth. Wer ihr vertraut, dem reicht sie ihre Hand willig, öffnet ihm Auge, Ohr und Herz, und er vernimmt unzählige Dinge, die Andern Thorheit sind. Der Mensch, dem nie ein Strahl dieses Lichts

erschien, nie diese gewältige Harmonie ertönte; der nie seine Schwachheit über seiner Kraft, seine Niedrigkeit über seiner Herrlichkeit, seine Thorheit über seiner Göttlichkeit vergafs; der muß sehr stumpf von Sinn und Herz seyn. —

G. A. JACOBI.

Wie verschieden ist ein Spatziergang mit einem *grofsen Menschen* und einer mit einer Kokette! — Die Erde kam unserm *Victor* heilig vor, erst aus den Händen des Schöpfers entfallen — ihm war, als gieng er in einem über uns hängenden überblühten Planeten. *Emanuel* zeigte ihm Gott und die Liebe überall abgespiegelt, aber überall verändert, im Lichte, in den Farben, in der Tonleiter der lebendigen Wesen, in der Blüthe und in der Menschenschönheit, in den Freuden der Thiere, in den Gedanken der Menschen, in den Zirkeln der Welten; — denn entweder ist alles oder nichts sein Schattenbild — so mahlt die Sonne ihr Bild auf alle Wesen, groß im Weltmeere, bunt in Thautropfen, klein auf die Menschen-Netzhaut, als Nebensonne in die Wolke, roth auf den Apfel, silbern auf den Strom, bunt in den fallenden Regen und schimmernd über den ganzen Mond und über ihre Welten.

JEAN PAUL FR. RICHTER.

Ich behaupte, dafs ein *unmittelbares Interesse* an der *Schönheit der Natur* zu nehmen (nicht

blos Geschmack haben, um sie zu beurtheilen), jederzeit ein Kennzeichen einer *guten Seele* sey, wenn dieses Interesse habituell ist, wenigstens eine dem moralischen Gefühl günstige Gemüthsstimmung anzeige, wenn es sich mit der *Beschauung der Natur* gerne verbindet. Dieses Interesse ist der Verwandtschaft nach moralisch, und der, so es am Schönen der Natur nimmt, kann es nur so fern an demselben nehmen, als er vorher schon sein Interesse am Sittlichguten wohlgegründet hat.

KANT.

Die Natur ist Gottes Buch, der Vernunftschein Gottes Licht; nach ihnen muß man alles erklären. — Lust zu Naturfachen ist ein Merkmal der Großmüthigkeit.

GABRIEL WAGNER (*in seinen Schriften sich nennend* REALIS de VIENNA).

Trittst du heraus zur Natur aus deinem künstlichen Kreis, steht sie vor dir in ihrer großen Ruhe, in ihrer naiven Schönheit, in ihrer kindlichen Unschuld und Einfachheit; dann verweile bey diesem Bilde, pflege dieses Gefühl, es ist deiner herrlichsten Menschheit würdig. — Nimm sie in dich auf und strebe, ihren unendlichen Vorzug mit deinem eigenen unendlichen Prärogativ zu vermählen, und aus beyden das Göttliche zu erzeugen. Sie umgeben dich wie eine liebliche *Idylle*, in der du dich selbst immer wiederfindest, aus den Verirrungen der Kunst, bey der du Muth und neues Vertrauen sam-

melst zum Laufe und die Flamme des *Ideals*, die in den Stürmen des Lebens so leicht erlischt, in deinem Herzen von neuem entzündest.

SCHILLER.

Natur führt unsern Geist zur *Tugend*,
Und *Tugend* führt ihn zur *Natur*.

C. A. TIEDGE.

Die Analogie zwischen dem *Anmuthigen* in der leblosen *Natur*, und dem *Liebenswürdigen* im *Menschen*, fiel mir einst an einem der schönsten Sommerabende, in einer herrlichen Gegend meines Vaterlandes so sehr auf, daß ich nicht umhin kann, meine Betrachtungen mitzuthemen. — Was ist der Liebe ähnlicher, dachte ich, als die Empfindung, welche mir dieses von der Abendsonne erleuchtete herrliche Thal einflößt! Wie muß nun also wohl der Mensch seyn der diese Empfindung selbst, in seinen Nebengeschöpfen hervorbringen soll? Ohne Zweifel so wie die *Natur*, wie *Himmel* und *Erde*, mir in diesem Augenblick erscheint.

Erst *heiter*: also in sich vergnügt, mit seinem Zustande zufrieden. Der Ausdruck der Freude ist an und für sich schon angenehm.

Dann *sanft*, wie diese *Luft*, wie dieses *Licht*. Alles heftige erschöpft, betäubt, blendet: aber das stille, angenehme vergnügt. Warum bekommen alle Gegenstände in der *Abendsonne* ein so interessantes Ansehen, wenn sie auch in dem Glanze der *Mittagssonne* etwas gemeines zu seyn scheinen?

Weil dann der Grad des Lichts gerade unserer Kraft zu sehen angemessen ist. So müssen auch alle Kräfte im Menschen, welche ihm Vorzüge geben, Verstand, Muth, Fröhlichkeit, in ihren Aeufferungen sich etwas herabstimmen, und mildern, wenn sie auf den größten Theil der Menschen angenehme Eindrücke machen sollen.

Ferner *freundlich* und *wohlwollend*. Die Züge, welche Liebe ausdrücken, müssen in seinem Gesichte, in seinem Betragen seyn: sein offenes Herz, das gerne den andern Vergnügen machen will, muß sich in allem zeigen, was er sagt und thut, und in der Art, wie er es sagt und thut.

Aber auch *reich*: reich wie diese Gegend an Produkten, so reich an Vorstellungen, an Gedanken, an mitzutheilenden Kenntnissen. Nutzen und Fruchtbarkeit ist eine Folge davon. Das schönste Land nährt seine Einwohner am besten: der wirklich angenehme Mensch ist der, welcher seine Gesellschaft belehrt, und bilden hilft. —

Zu dem allen muß noch die *Beständigkeit*, die *Gleichheit* hinzukommen. Sie ist es, welche den schönen Dingen, den Werth des wirklich Liebenswürdigen giebt. Ein Tag, wo kalte Schauer mit heißen Sonnenblicken abwechseln, oder eine drückende Mittags-hitze auf rauhe Morgenwinde folgt, ist beschwerlich: aber der entzückt, an welchem die Frühlings- oder Herbstsonne, eine gleich sanfte Wärme, einen gleich milden Glanz von ihrem Aufgange bis zu ihrem Niedergange um uns her verbreitet. Ein Mensch,

dessen Launen oft abwechseln, ist, so angenehm seine gute Laune seyn mag, selten geliebt. —

Aber doch muß auch eine *sanfte Bewegung*, wie in der Natur, so im Menschen seyn, wenn sie am lieblichsten seyn sollen. Die Stille der Nacht ist ehrwürdig, nicht angenehm: ein sanftes Wesen der Luft belebt eine ganze Gegend. Auf eben die Weise muß der angenehme Mann munter und doch gesetzt, — nicht einförmig und steif seyn, aber doch nicht von einem Aeußersten zum andern ausschweifen.

GARVE.

O wie schön bist du Natur! in deiner kleinsten Verzierung wie schön! Die reinsten Freuden mißet, der nachlässig deine Schönheiten vorbeysieht, dessen Gemüth durch tobende Leidenschaften, und falsche Freuden verderbt, der reinsten Freude unfähig ist. — Selig ist der, dessen Seele durch keine trübe Gedanken verfinstert, durch keine Vorwürfe verfolgt, jeden Eindruck der Schönheiten empfindet. Wo andere mit aller Unempfindlichkeit vorbeysgehen, da lächeln manchfaltige Freuden um ihn her. Ihm schmückt sich die ganze schöne Natur, alle seine Sinne finden immer unendliche Quellen von Freuden auf jedem Fußsteig, wo er wandelt, in jedem Schatten, in dem er ruhet. Sanfte Entzückungen sprudeln aus jeder Quelle, duften aus jeder Blume ihm zu, ertönen, und lispeln ihm aus jedem Gebüchse. Kein Eckel ver-

dirbt ihm die immer neuen Freuden, die die Schönheiten der Natur in endloser Manchfaltigkeit ihm darbieten. — Selig, o selig, wer aus diesen unererschöpflichen Quellen seine unschuldigen Vergnügungen schöpft. Heiter ist sein Gemüth, wie der schönste Frühlingstag, sanft und rein jede seiner Empfindungen, wie die Zephir, die mit Blumengerüchen ihn umgeben! —

S. GESSNER.

Wer, in dem Bruderarm gefunden Schlafs, er-
quicket
Sein Lager im Gefühl der Auferstehung flieht.
Vom ersten Sonnenstrahl, der durch den Nebel
zücket,
Sein Morgenopfer brennen sieht; —
Dem lohnt Begeisterung. Sein frommes Auge,
strebet
Dem Unsichtbaren nach. Sein weifres Herz ver-
steht
Die edle Bangigkeit, die seinen Busen hebet,
Und jeder Blick wird ein Gebeth,
Entschluß, gerecht zu seyn, Muth zu der Freund-
schaft Thaten,
Veredeltes Gefühl der Lieb' entsteigen nur
Der Dunkelheit des Wald's, dem Wellenschlag der
Saaten,
Und deinem Säufeln, — o Natur! —

THÜMMEL.

Wem dampft das Opfer der bethauten Flur?
Ihr Duft, der hoch in Silbernebeln dringt,
Ist Weihrauch, den die ländliche Natur
Dem Herrn auf niedern Rasenstufen bringt.
Die Himmel sind ein Hochaltar des Herrn,
Ein Opferfunken nur der Morgenstern.

SALIS.

O was für Freude umströmet mich, wie herrlich ist alles um mich her! Welch' unerschöpfliche Quelle von Entzücken — von der belebenden Sonne — bis zur kleinsten Pflanze! O wie reißt das Entzücken mich hin, wenn ich von hohen Hügeln die weit ausgebreitete Gegend übersehe, oder wenn ich, ins Gras hingestreckt, die mannigfaltigen Blumen und Kräuter betrachte und ihre kleinen Bewohner; — oder wenn ich in nächtlichen Stunden den gestirnten Himmel — wenn ich den Wechsel der Jahreszeiten betrachte: dann schwellt mir die Brust; Gedanken drängen sich dann auf, ich kann sie nicht entwickeln. — Ich sinke hin und stammele mein Entzücken dem, der die Erde schuf!

GESSNER.

Hier Freyheit, blüht dein mütterlicher Boden,
 Hier weilest du!
 Hier wohnt Zufriedenheit! Hier weht der Oden
 Der Seelenruh!
 Hier träuft ein steter Himmelsthau von Freuden
 Auf Hain und Flur!
 So lang' ich bin, soll nichts von Dir mich scheiden,
 Natur! Natur!

MATTHISSON.

— — Welche Frische:
 In Amboinas Würzen schwimmt die Luft!
 Die kleeblühte Flur, die thaubesprenget'n Büsche,
 Sie träufeln Balsam, strömen Duft.
 Es ist der Liebe Hauch, der um uns säufelt,
 Es ist der Liebe Athem, der uns kühlt,
 Der Liebe Lispel ist's, der Deine Locken kräufelt,
 Und fächelnd um die Wangen spielt.

G

Ia schön bist Du, du unfers Lebens Wiege,
 Und einstens unser Grab! — Ach wenn ich nun
 An Deiner kalten Brust, du gute Mutter, liege,
 So laß mich schuldlos an dir ruhn!
 Ia schön ist unser Stern im Frühlingsgrün.
 Doch schöner ist ein menschlich Angesicht,
 Wenn leiß aus jedem Zug, und laut aus jeder Mine
 Der Seele hohe Schönheit spricht!

KOSEGARTEN.

Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht
 Auf die Fluren verstreut; schöner ein froh Gesicht,
 Das den großen Gedanken
 Deiner Schöpfung noch einmal denkt!

KLOPSTOCK.

Schön ist diese Natur, unermesslich
 wundervoll dieser ganze Schauplatz lebloser
 und lebender Wesen. Aber was wäre diese
 ganze Welt ohne die Menschheit, und was
 wäre sie mit der Menschheit, wenn diese
 Menschheit keine ihr würdige Bestimmung
 hätte! Nur wenn ich den Menschen als
 ihren Mittelpunkt denke, mir denke, wie
 die Unendlichkeit ihre ewigen Kreise um
 sein Dafeyn windet, Kreise, die nur der
 Blick des Unermesslichen überfieht; dann
 nur erscheint mir die Erde in ihrer Herrlich-
 keit als ein geheiligter Wohnplatz für die
 edelsten, und erhabensten Kinder der Zeit.

K. H. HEYDENREICH.

Schön ist der Felsenquell, der Blütenbaum,
 Der Hayn mit Gold bemahlt;
 Schön ist der Stern des Abends, der am Saum
 Der Purpurwolke strahlt;
 Schön ist der Wiese Grün, des Thals Gesträuch,

Des Hügels Blumenkleid,
 Der Erlenbach, der Schilfumkränzte Teich,
 Mit Blüthen überschneit.
 O wie umschlingt und hält der Wesen Heer
 Der ew'gen Liebe Band!
 Den Lichtwurm, und der Sonne Feuermeer
 Schuf Eine Vaterhand,
 Du winkst, Allmächtiger, wenn hier dem Baum
 Ein Blüthenblatt entweht;
 Du winkst, wenn dort im ungemessnen Raum
 Ein Weltsystem vergeht!

MATTHISSON.

Wundernswürdige Vereinigung der frischesten, lebendigsten, schönsten Farben, mit denen die Natur das Weltall ausgemahlt hat! Funkelndes Gold der Gestirne; beseelter Schmelz der Blumen; brennende Glut des Vulkans; dunkles Blau der Wogen; fattes Blau des Himmels; reines Licht der Sonnenstrahlen! Fügt diesem Gemälde hinzu, was die Horen ihm geben und nehmen, indem sie leichtfüßig die reizende Gegend durchstreifen; die Schatten, die Beleuchtungen, die Farbentöne, womit jede, wenn die Reihe sie trifft, den Pinsel der Natur führt, den Erdkreis auffrischt, und zu einem neuen Bilde umschafft: Frische des Morgens, Glanz des Mittags, Ruhe und Stille des Abends, und Liebesathem der Nacht!

DUPATY.

O wer nennet sie alle, die duftenden, farbigen
 Freuden,
 Die dem gewässerten Thal' und umwölkten Bergen
 entblühen?

G 2

Sprich, Natur, wo tauchtest du ein den schaffenden
 den Pinsel,
 Als du den Teppich der Alpen mit *Enzianen* be-
 mahlest,
 Deren glänzendes Haupt mit dem Blau des Himmels
 sich kleidet?
 Wen entückt nicht die *Lilie*? o, wie selig verweil'
 ich
 Unter den lieblichen Schaaren der tausendfaligen
Nelken?
 Siehe, dort kofet mit mir das duftende hangende
Geisblatt,
 Und es winket mir hier die kaum geöffnete *Rose*!
Rose, wer dich nicht liebt, dem ward im Leibe der
 Mutter
 Schon sein Urtheil gesprochen, der sanftesten Freu-
 den zu mangeln!
 Ihn wird *Philomelens* Gefang zur Quelle nicht
 locken,
 Ihn kein liebender Blick des süßen Mädchens ent-
 zücken!
Rose, dein Leben ist kurz! Ach, klagt im weinen-
 den Liede,
 Mädchen, klaget den Tod der schnellverblühen-
 den *Rose*?

F. L. V. STOLLBERG.

Da, wo die schlanke Fichte, und der
 silberne Pappelbaum mit verschränkten Zwei-
 gen eine vertrauliche Laube wölben, und
 der geflügelte Bach mit schneller Arbeit
 herunterrieselt: — Dahin laß Wein und
 Salben, und die kurzdauernde holde *Rose*
 bringen, nun es dir Glück und Alter noch
 vergönnen, und die drey Schwestern, die
 deine Lebenstage spinnen.

HORAZ

Wie lieblich da die sanfte Hügelreihe
 Sich hebt und senkt! Wie starr und tragisch — wild
 Der nackte Felsen gegenüber itzt
 Im Augenblick ins Thal zu stürzen droht!
 Du bebst zurück, und lächelst dann, und fühlst,
 Ihn hält Natur an ihren starken Banden,
 Da rollt der Strom im Kieselbette her,
 Und stutet hin mit schwindendem Geräusch
 Ins Blachfeld, wo die bunten Blumenufer
 Den glatten Zögerer rechts und links begrüßen!
 Hier hat die wiedererschöpferische Kunst
 Nach selbstgefühltem Schönheitsmaafs die Formen
 Der Schöpfung fortzusetzen unternommen,
 Der letzte jener Hügel, der das Feld
 Begränzt und lächelnd Thal und Ebne sieht,
 Er trägt auf seinem wiesengrünen Haupte
 Gleich einer Königskrone, die von fern
 Ihn als der Gegend Herrscher grüßen läßt,
 Ein Haus im edel-prächtigen Gebilde
 Erfindrisch aufgeführt. Ihm fließt der Strom,
 Ihm steht der rauhe Felsenhang. Ihm liegt
 Der Nähe helle Mannigfaltigkeit,
 Der Ferne blaue Täuschung herrlich da.
 Ein kleines Bild des All! Ein Archetyp
 Der selbstzufriednen lächelnden Natur! —
 Ein Garten, der sich um den Hügel zieht,
 Nach wenig Regeln der bescheiden Kunst
 Von einem schönen Herzen angelegt,
 Er winkt die Lieb' in seine Einsamkeit.
 Dort wandelt Hand in Hand und Herz in Herz!
 Dort hauchen stille Pomeranzenwäldchen
 Den liebegleichsten Duft. Dort rasselt lieblich
 Durch blinkend-schwanke, bange Silberpappeln
 Der Ruhe weicher Kühlungshauch am Abend
 Auf die geliebten Wandelnden herab.
 Dort lockt euch bald der Hinblick ins Gefilde
 Und bald des Stromes leises Ferngeräusch
 Auf kleine Rasenbänke unter Lauben
 Der ungehindert bildenden Natur,
 Von himmlischer Betäubung eingetauscht,
 O Schweigt und fühl! — —

BOUTERWECK,

Hoch in den Ulmenwipfeln faufste der Wind, rauh und kühl streifte er an uns vorüber, und die grauen Wolken von vielen Schattirungen jagten sich, stürzten sich schnell über einander her, liefsen Sonnenblicke durchfallen, und das Blau des Himmels zeigte sich von Zeit zu Zeit durch zerrißne Oeffnungen des Gewölkes. Da umfieng uns ein dunkler Schattengang von allerley Laubwerk. Noch faufste der Wind über uns, aber er berührte uns nicht mehr: wir vernahmen das sanfte Riefeln des Waldbachs, an dem unser Pfad sich hinschängelte, und stiegen an mancherley Gebüsch hinab in das Thal, bis wo sich der Bach zu einem stillen Flüschen sammelte, und leise dahin schlich im Gebüsch. Bald zwischen den überhangenden Zweigen, öffnete es sich in einem stillen Wasserpiegel, dessen Gränze man nicht überseh. — Wenige Schritte brachten uns an den lieblichen See. Hinter uns war ein schöner Grashügel, vorn ein Dorfkirchthurm, und seitwärts blockende Lämmer mit ihren Müttern. Hier stürzte sich ein neues Gewässer ins Becken.

Eine Moosgrotte am Bach, der in unendlichen Kaskaden zwischen dem Gebüsch und grünen Kräutern silbern herabfällt. Gegen über auf einer Anhöhe zwischen Taxus, und hohen Eichen eine schöne Urne:

Genio Loci.

Weiter durch einen Kranz von Eichen, Buchen, und Weifspappeln, wand sich der Pfad hinan um eine Waldwiese, längs den

Gränzen dieses Zaubergebiets, längs Hügeln mit Acker, Weide und Schatten gekrönt, bis wir an einen schönen Grashügel kamen, wo, umringt von hohen Fichten, ein alter Krug auf einem hölzernen Gestelle steht. Hier schwebte das Auge hin an die äußerste Gränze des Horizonts, und ruhete zuerst auf den fernen Gebirg' im blauen Nebelduft, und zog sich dann näher in die durcheinander kreuzenden Berge und Thäler. — Unter unsern Füßen das ganze liebe Dichterland, und große Hügelrücken prangend mit grünen Saaten, und der Bach, der sich breit um den Hügel windet, von Erlen beschattet, die ihre Zweige in das Wasser senken, und Reihen schlanker, junger, leichtbewipfelter Eichbäume, die den Umkreis in allerley Richtungen durchschneiden, und blühendes Gebüsch, welches die Wohnung des Eigenthümers halb versteckt.

Bey einer weit ausgebreiteten Wiese, wo man das Wasser im Gebüsch halb versteckt sieht, giebt ein kleines Wäldchen rechts dichten Schatten. Das Wasser bildet einen Teich, der von mehreren Seiten kleine rieselnde Zuflüsse aus den Gebüschern erhält. Unter den verflochtenen Wurzeln einer schönen Buchengruppe, an einem moosigen Felsen, läuft ein silbernes Fädchen Wasser, und stürzt sich einige Schuhe tief plätschernd hinab. — — Plötzlich ein Wald! — Ein Pfad windet sich schnell hinab in die jähe Tiefe; unten rauscht kühner und mächtiger der klarste Waldstrom dieses Ortes; ein schäumender Sturz über die dik-

bemooste Felsenbank, aus einer heiligen Grotte mit Epheu bekleidet, mit Stechpalmen umwunden, schleunigt seinen Lauf, und immer wieder stürzt die Welle mit neuer Jugendkraft die Bahn der Zeit sich hinab. — Wer ist der Schutzgeist dieser Schatten? — Wem spielt die Najade? — Wen verkündigt diese feyerliche Stille des Waldes?

G. FORSTER.

Ach, um wie viel freyer
Ist hier das Herz! wie athmet sich's so leicht
In diesen weiten hohen Hallen der
Natur! Die Luft so stärkend, heiter! — O
Die Aussicht so erquickend! und dies alles
So grün, so labend, alles Freude athmend
Da um uns her; so herrlich dieser Himmel!
So rein, so blau dies Unermessliche,
Wohin mein Auge sieht!

PFRANGER.

— — — — —
Blickt umher, von diesem Berg umher!
Seht, wie allmählig herrlicher
Die ganze Gegend sich erweitert.
Hier wird die bängste Brust erheitert;
Hier athmet selbst der Gram nicht schwer.
In Mauern Zwang und Stadtgetöse
Fühlt unser Geist sich arm und klein;
Natur! in deines Lichtes Schein
Erkennt er freudig seine Größe —
Den hohen Rang — ein Mensch zu seyn.

WILHELMINE MAISCH.

Sey mir gegrüßt, mein Berg mit dem röthlich strahlenden Gipfel,

Sey mir Sonne gegrüßt, die ihn so lieblich be-
 schein-
 Dich auch grüß ich lachende Flur, euch säuselnde
 Linden,
 Und den fröhlichen Chor, der auf den Aesten sich
 wiegt,
 Ruhige Bläue dich auch, die unermesslich sich aus-
 gießt
 Um das braune Gebirg, über den grünenden
 Wald,
 Auch um mich, der endlich entflohen des Zimmers
 Gefängnis
 Und dem engen Gespräch freudig sich rettet zu
 dir;
 Deiner Lüfte balsamischer Strom durchrinnt mich
 erquickend,
 Und den dürstigen Blick labt das energische
 Licht;
 Kräftig brennen auf blühender Au die wechselnden
 Farben,
 Aber der reizende Streit löset in Wohllaut sich
 auf,
 Frey, mit weithin verbreitetem Teppich empfängt
 mich die Wiese,
 Durch ihr freundliches Grün schlingt sich der
 ländliche Pfad,
 Um mich summen geschäftige Bienen, mit zweifelndem
 Flügel
 Wiegt der Schmetterling sich über dem röthlichen
 Klee,
 Durch die Lüfte spinnt sich der Sonnenfaden, und
 zeichnet
 Einen farbigen Weg weit in den Himmel hin-
 auf;
 Glühend trifft mich der Sonne Pfeil, still liegen die
 Wolke,
 Nur der Lerche Gesang wirbelt in heiterer Luft.
 Doch jetzt! braufts aus dem nahen Gebüsch, tief neigen
 der Erlen
 Kronen sich, und im Wind wogt das versilberte
 Gras,

Mich umfängt ambrosische Nacht; in duftende Küh-
 lung
 Nimmt ein prächtiges Dach schattender Buchen
 mich ein.
 In des Waldes Geheimniß entflieht mir auf einmal
 die Landschaft,
 Und ein mystischer Pfad leitet mich steigend em-
 por.
 Nur verstoßen durchdringt der Zweige laubigtes
 Gitter
 Sparsames Licht, und es blickt lachend das Blaue
 herein.
 Aber plötzlich zerreißt die Hülle. Der offene Wald
 giebt
 Ueberraschend des Tags blendendem Glanz mich
 zurück.
 Unabsehbar ergießt sich vor meinen Blicken die
 Ferne,
 Und ein blaues Gebirg endigt im Dufte die Welt.
 SCHILLER.

In sich gehüllt, umkränzt von grünen Hügeln,
 Leis angeweht von milder Schwermuth Flügeln,
 Ruht dort das Thal in stiller Dämmerung.
 Ein kühler Luftstrom wallt mir sanft entgegen,
 Und der Begeisterung süße Schauer regen
 Des Herzens Saitenspiel mit leisem Schwung.

Hier lege, was ihm Menschen aufgedrungen,
 Des Vorurtheils erträumte Foderungen,
 Der frohe Wanderer ehrerbietig ab,
 Und geh allein, sich selbst zurückgegeben,
 Der Wahrheit und Natur mit reinem Sinn zu leben
 Ein freyer Mensch, mit seinem Pilgerstab.

O du Natur! Wie strebt in deinem Reiche,
 Voll ew'ger Harmonie der Grashalm und die Eiche,
 In ihrer Kraft mit gleichem Recht empor.
 Und alles lebt und wirkt mit fröhlichem Beginnen,

Und aus der Freyheit Götterschaale rinnen
Glückseligkeit und Ruhe mild hervor!

Und nur der Mensch von aussen und von innen,
Bestürmt, geeugt, wünscht mit entflamnten Sinnen,
Was ihn aus deinem stillen Kreise zieht,
Und giebt des Herzens süsse Trunkenheiten,
Des Selbstgefühls, der Freyheit Seligkeiten,
Für ein erkünstelt Glück, das bald ihn flieht?

Wie schwebt der Blick die Höhen auf und nieder,
Und kehrt, getränkt mit süssen Bildern wieder,
Und neue Ahnung schwellt das trunkne Herz.
Es fühlt den hohen Reitz mit leisem Beben,
So still und groß, so voll von Glut und Leben,
Und ringt mit Luft und wunderbarem Schmerz.

Was für ein süsser weicher Wohl laut läufelt
Zu mir empor! Sieh über Kiesel kräufelt
Ein Bach sich hin mit sanfter Melodie,
Bald rauscht er fort gewaltig, wie auf Flügeln
Des Sturmes, bald, geküsst von grünen Hügeln,
Klagt er der Sehnsucht leise Iⁿtermonie.

Wie ist mit einem Mal von einem rauhen
Gebirg', das sich vermessen in die blauen
Gewölke drängt, der Eingang mir, entrückt!
Und durch den grünen waldigten Kolossen,
Scheint, wie durch Feenhand der Ausgang mir ver-
schlossen,
Der leise sich um einen Felsen drückt. —

Wir sind am Ziel. Dem müden Wandrer winket
Ein mondbeglänzt Dörfchen, und er sinket
Mit leichtem Muth auf weichen Rasen hin,
Und um ihn duften lieblicher die Linden,
Singt lieblicher der Quell, und unvermerkt ent-
schwinden

Der Schwermuth Bilder dem befreytten Sinn.

SOPHIE MEREAU.

Von der Sonne an bis zum Staube, der in ihrem Strahle schwebet, welch' eine Menge von Körpern, denen das Verdienst der Schönheit in verschiedenen Graden beygelegt ist! Für alle Kräfte unsrer Seele, für alle Arten von Empfindungen, für alle Länder, welch' ein Vorrath von Dingen, die uns Bewunderung, die uns Liebe, Zärtlichkeit, Freude und Entzückung abnöthigen! Oeffnet nur eure Augen, öffnet nur eure Herzen der Natur! An allen Orten hat sie einen prächtigen Himmel ausgedehnt; allenthalben hat sie grünende Wiesen zwischen rieselnde Bäche gelegt, und prächtige Flüsse zwischen fruchtbare Hügel, und waldige Berge geführt; überall hat sie angenehme Scenen geschaffen, die Blumen bemalet, die Früchte verfärbet, Luft, Wasser, Erde mit mannichfaltigen Geschöpfen bevölkert; an allen Enden der Erde hat sie ihren bezaubernden Reitz auf die Stirne des Menschen geprägt.

L. H. v. NICOLAY.

Gewöhnt euer Auge an die Schönheit der Natur, und aus ihren mannichfaltig schönen Formen ihren reichen Zusammensetzungen, ihrer reizenden Farbengebung füllet eure Phantasie mit Ideen des Schönen an. Bemühet euch, allen Werken eurer Hände und eures Geistes den Stempel der Natur einzudrücken. Alles was euch in euren Wohnungen umgiebt, stelle euch ihre

Schönheit vor, und erinnere euch, daß ihr
— ihre Kinder seyd.

WIELAND.

Die weite Natur hat eine beruhigende Antwort für jeden Zustand unsers Gemüths. Wenn wir in dem frischen Duft des Waldes unter einem Gewölbe von Laub in stille Betrachtung versinken, bis alle Schauer wehmüthiger Erinnerungen sich um uns herdrängen, dann auf einmal in eine weite Ferne schauen, wo die feinste Linie am Horizont in den blauen Himmel verfließt, und wo mannichfache Städte und Thürme aus der Ebene steigen; dann wird unsre Fantasie in eine Welt neuer Bilder und Lebensweisen hinübergezogen, und unser Herz erhebt sich aus den Fesseln seines Grams zum freundlichen Antheil an dem Leben und Wirken um sich her.

Wir fühlen unsre Einschränkung, der Kreis unsrer innren Sorgen fängt an sich freundlich und mild aufzulösen, und wir schweben in eine freiere Region hinüber. Die umgebende Welt spricht uns wieder laut an; sie schien uns eine todte Masse, so lang der Kummer auf unserm Busen lastete, und eine lebendige Sympathie verbindet uns wieder mit den Wirkungen des mannichfachen Lebens.

Der Verf. der Agnes v. Lilien.

O heilige Natur, wie herrlich ist dein Plan!
Der Weise staunet ihn mit stiller Ehrfurcht an,
Und läßt den blinden Thoren klagen,

wenn die gemeinschaftlichen Gegenstände, welche von allen Generationen gesehen worden sind, mir eben jetzt vor Augen stehen; und die gemeinschaftlichen Freuden, welche von allen genossen worden sind, eben itzt meine Sinnen, und meinen Verstand beschäftigen. *Auch sie, jene Helden, und Weisen der Vorzeit, sahen diese Sonne, und erwärmten sich an ihren Strahlen; auch sie freueten sich des wiederkehrenden Frühlings, und wurden auf ihren Fluren, und Wiesen von denselben Gestalten, Farben, Tönen, und Gerüchen als ich, ergötzt, und erquickt.* Oder ist es die unsichtbare Welt, der Geist des Menschen, Gott, und die Zukunft, auf welche mein Nachdenken gerichtet ist? Was führt mich mehr in sie hinein — was unterstützt das Bestreben der Vernunft, über die Sinnlichkeit emporzusteigen, durch mehr verwandte Empfindungen, als die in die Augen fallende, harmonische Wirkksamkeit von Himmel, und Erde, zum Entstehen, und Wachsen der künstlich gebauten Pflanzen, zum Leben und Vergnügen der empfindenden Thiere? Kommen Augenblicke der Ermattung, wo die Geisteskräfte sinken, und der Faden der Untersuchung abreißt: gleich sind auf dem Lande sinnliche Gegenstände bey der Hand, welche, auch unabhängig vom Nachdenken, vergnügen können, — Gegenstände, welche den Geist, ohne ihn zu zerstreuen, abspannen, die Lebensgeister erfrischen, und den Menschen nach einigen Augenblicken der Ruhe, gestärkt wieder an seine Arbeit gehen lassen.

GARVE.

Bin ich wirklich allein? in *deinen* Armen, an *deinem*

Herzen wieder, *Natur*, ach! und es war nur
ein Traum,

Der mit des Lebens furchtbaren Bild mich schau-
dernd ergreifen,

Mit dem stürzenden Thal stürzte der finstre
hinab.

Reiner von deinem reinen Altäre nehm' ich mein
Leben,

Nehme den fröhlichen Muth hoffender Jugend
zurück!

Ewig wechselt der Wille den Zweck, und die Regel,
in ewig

Wiederhohlter Gestalt wälzen die Thaten sich
um.

Aber jugendlich immer, in immer veränderter
Schöne

Ehrst du, fromme Natur, züchtig das alte Ge-
letz,

Immer dieselbe, bewahrst du in treuen Händen dem
Manne,

Was dir das gaukelnde Kind, was dir der Jüng-
ling vertraut,

Wiegest auf gleichem Mutter Schooße die wechselnden
Alter;

Unter demselben Blau, über dem nämlichen
Grün

Wandeln die nahen und wandeln vereint die fernem
Geschlechter,

Und die Sonne Homers, siehe! sie lächelt auch uns.

SCHILLER.

Wie unter Tiburs Bäumen,

Wenn da der Dichter saß,

Und unter Götterträumen

Der Jahre Flucht vergaß,

Wenn ihn die Ulme kühlte,

Und wenn sie stolz und froh

Um Silberblüthen spielte,

Die Fluth des Anio;

Und wie um *Platons* Hallen,
 Wenn durch der Hayne Grün,
 Begrüßt von Nachtigallen
 Der Stern der Liebe schien,
 Wenn alle Lüfte schwiegen,
 Und, sanft bewegt vom Schwan
 Cephifus durch Oliven
 Und Myrtensträuche rann;

So schön ist's noch hienieden!

Auch unser Herz erfuhr
 Das Leben und den Frieden
 Der freundlichen Natur;
 Noch blüht des Himmels Schöne,
 Noch mischen brüderlich
 In unsers Herzens Töne
 Des Frühlings Laute sich.

Drum such', im stillen Thale
 Den duftreichsten Hayn,
 Und gieß aus goldner Schaale
 Den frühen Opferwein.
 Noch lächelt unyeraltet
 Das Bild der Erde dir;
 Der Gott der Jugend waltet
 Noch über mir und dir!

HÖLDERLIN.

Blick auf zum fernen Raum des hohen Himmels,
 Wenn des erhabnen Donnerers Gesetze
 In reiner Anschäung sich deinem Geiste
 Enthüllen soll'n; *dort schweben noch die Sterne*
Im schönen Bünd der alten Harmonie:
 Dort hindert nie der Sonne Feuerwagen
 Des kalten Mondes Kreislauf; dort gelüftet
 Es nie den Bär, der sich in raschen Wirbeln
 Am hohen Pol des Weltalls dreht, und nimmer
 Zur Abendflut hinabgerissen wird,
 Die Flammen in den Ocean zu tauchen,
 Wenn er das Heer der übrigen Gestirne

H

Hinab sich senken sieht. Verkündet Hesper
 Im Einklang mit der Jahreszeiten Wechsel
 Nicht immer noch der Nächte späte Schatten?
 Führt er als Morgenstern nicht immer noch
 Den holden Tag herauf? Ja, alles hält
 Die Allgewalt der wechselfeit'gen Liebe
 In seinem ew'gen Gleise, und verbannet
 Die Zwietracht aus der Sterne Regionen.
 Sie ist es, diese Eintracht, die die Kämpfe
 Der Elemente schlichtet, das mit Flammen
 Der Frost sich gattet, das im stäten Wechsel
 Die Trockenheit der Nässe weicht, und das
 Auf in die Luft das leichte Feuer flammt,
 Und sich der Erde schwere Masse senkt.
 Sie ist die Ursach', das bekränzt mit Blumen
 Der laue Frühling Wohlgerüche haucht,
 Und das des Sommers Glut die Saaten reißt,
 Und das der Herbst der Früchte Fülle spendet.
 Und das der Regenguss sich auf den Winter
 Herabstürzt. Alles, alles was im Weltall
 Nur Leben haucht, erhielt durch diese Mischung
 Daseyn und Dauer; doch sie ist es auch,
 Die alles, was entstand, mit sich dahin reißt,
 Auflöst, und der Verwesung übergiebt,
 Indessen thront und herrscht der große Schöpfer
 Im weiten Reich der Schöpfung; er ist König
 Und Herr, und alles Daseyns einz'ger Urquell!

A. M. BOETHIUS.

Vier Priester stehn im weiten Dom der
 Natur und beten an Gottes Altären, den Ber-
 gen, — der eisgraue Winter, mit dem
 Schneeweissen Chorherd — der sammelnde
 Herbst, mit Erndten unter dem Arm, die er
 Gott auf den Altar legt, und die der Mensch
 nehmen darf — der feurige Jüngling, der
 Sommer, der bis zu Nachts arbeitet, um zu
 opfern — und endlich der kindliche Früh-

ling mit seinem weissen Kirchenschmuck von Lilien und Blüthen, der wie ein Kind Blumen und Blüthenkelche um den erhabenen Geist herumlegt, und an dessen Gebete alles mitbetet was ihn beten hört. — Und für *Menschenkinder* ist ja der *Frühling* der *schönste Priester*.

JEAN PAUL FR. RICHTER.

— Er kommt mit seiner Freundschaar
Heute aus der Morgenröthe Hallen,
Einen Blumenkranz um Brust und Haar
Und auf seiner Schulter Nachtigallen;

Und sein Antlitz ist ihm roth und weis,
Und er trieft von Thau und Duft und Segen —
Ha! ich brech' ein junges Knospenreis,
Und so tauml' ich meinem Freund entgegen! —

M. CLAUDIUS.

Welch' eine Aussicht! — Welch' ein Friede!
Sanftschauernd, wie die leise Morgenluft
Im jungen Rosenbusch am Ufer, gleitet
Der labende Gedank' an deine Gottheit,
Allschöpferinn, Allnährerinn — Natur!
Durch alle Tiefen meiner Seele,
Wie der Ton der Freude, laut, im leichtern Tanz
Der Lebensgeister, klopft mein Herz
Dir, heilige Mutter, itzt, von deren mächt'gem
Odem

Balsamisch mir, wie Thau von Abendwolken,
Unsterbliches Gefühl durch jede Nerve rinnt! —

K. I. FRIDRICH.

Ein neues Leben regt sich durch die Na-
tur. Die Wiese hat das matte Wintergrün

abgestreift, die letzten dürren Blätter begraben sich leise in dem rauschenden Strom. Ein neues Gebilde schießt hervor, ein frisches Grün breitet sich über den Grund, die Bäume schwellen von junger Lebenskraft. Meine Sehnsucht lockte mich auf die Höhen und ich drang durch die reine Luft hinauf. Mit welcher Luft erblickte ich unter mir den Raum immer mehr an Ausdehnung und Mannigfaltigkeit gewinnen, und ich dünkte mich an Freuden und Einsichten reicher, je mehr die Fläche immer gewaltiger anwuchs! So immer höher zu steigen, dachte ich, und in heiliger Einsamkeit die ganze Erde ihren einfachen Gesetzen gemäß, dahin wandeln zu sehen, dann den unerfättlichen Durst zu befriedigen, und den Sonnen und Sternen ihre ewigen Geheimnisse abzulauschen! — Ach! daß es einen Punkt giebt, wo alles sich in Nebel hüllt, wo der Blick des menschlichen Auges, wie des menschlichen Geistes traurig an der Gränze haftet, die eine unbegreifliche Macht seiner durstigen Neugier vorschob! —

*Der Verf. der Briefe von Amanda
und Eduard in den Horen
v. 1797.*

O wunderschön ist Gottes Erde,
Und werth, darauf vergnügt zu seyn;
Drum will ich, bis ich Engel werde,
Mich dieser schönen Erde freun!

HÖLTY.

Eine wunderbare Heiterkeit hat meine ganze Seele eingenommen, gleich dem süßen Frühlingsmorgen, den ich mit ganzem Herzen genieße. Ich bin allein, und freue mich meines Lebens in dieser Gegend, die für solche Seelen geschaffen ist, wie die meine. Ich bin so glücklich, so ganz in dem Gefühle von ruhigem Daseyn versunken, daß meine Kunst darunter leidet. Ich könnte jetzt nicht zeichnen, nicht einen Strich, und bin nie ein größerer Maler gewesen, als in diesen Augenblicken. Wenn das liebe Thal um mich dampft, und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finsternis meines Waldes ruht, und nur einzelne Strahlen sich in das innere Heiligthum stehlen, ich dann im hohen Grase am fallenden Bache liege, und näher an der Erde tausend manchfaltige Gräschen mir merkwürdig werden; wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwischen Halmen, die unzähligen, unergründlichen Gestalten der Würmchen, der Mückchen, näher an meinem Herzen fühle, und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach seinem Bilde schuf, das Wehen des Allliebenden, der uns in ewiger Wonne schwebend trägt, und erhält; mein Freund! wenn's dann um meine Augen dämmert, und die Welt um mich her und der Himmel ganz in meiner Seele ruhn, wie die Gestalt einer Geliebten; dann sehne ich mich oft, und denke: ach könntest du das wieder ausdrücken, könntest dem Papiere das einhauchen, was so voll, so warm in dir lebt.

dafs es würde der Spiegel deiner Seele, wie deine Seele ist der Spiegel des unendlichen Gottes! — Mein Freund! — Aber ich gehe darüber zu Grunde, ich erliege unter der Gewalt der Herrlichkeit dieser Erscheinungen.

GÖTTE.

Nun erwacht aus ihrem langen Schlummer
 Die Erde, kleidet sich aufs neu
 In helles Grün; der Wald, nicht mehr ein stummer
 Verödeter Ruin, wo nur die Pfeiler stehn
 Der prächt'gen Laubgewölb', und hohen Schatten-
 gänge
 Des Tempels der Natur, steht wieder voll und
 schön,
 Und Laub drückt sich an Laub in lieblichem Ge-
 dränge.
 Mit Blumen decket sich der Busen der Natur,
 Aufblühend lacht der Garten und die Flur;
 Man hört die Luft vom Vogelfang erschallen;
 Die Felsen stehn bekränzt; die fließenden Kryfallen
 Der Quellen rieseln wieder rein
 Am frischen Moos herab; den immer dichtern Hayn
 Durchschmettert schon im lauen Mondenschein,
 Die stille Nacht hindurch, das Lied der Nachtigallen.
 WIELAND.

O Frühling, o Erde Gottes! o unum-
 spannter Himmel! ach, regte sich heute
 doch in allen Menschen auf dir das Herz in
 freudigen Schlägen, damit wir alle neben
 einander unter den Sternen niederfielen und
 den heißen Athem in Eine Jubelstimme er-
 gössen und alle Freuden in Gebete, und das
 hohe Herz nach dem hohen Himmelsblau

richteten und in der Entzückung nicht Kummer- sondern Wonne-Seufzer abschickten, deren Weg so lang zum Himmel wie unserer zum Sarge ist! . . .

JEAN PAUL FR. RICHTER.

Wie im Morgenglanze
Du rings mich anlüft,
Frühling, Geliebter!
Mit tausendfacher Liebeswonne
Sich an mein Herz drängt
Deiner ewigen Wärme
Heilig Gefühl,
Unendliche Schöne!

Dafs ich dich fassen möcht'
In diesen Arm!
Ach, an deinem Busen
Lieg' ich, schmachte,
Und deine Blumen, dein Gras
Drängen sich an mein Herz.
Du kühlst den brennenden
Durst meines Busens,
Lieblicher Morgenwind,
Ruft drein die Nachtigall
Liebend nach mir aus dem Nebelthal.
Ich komm'! Ich komme!
Wohin? Ach, wohin?

Hinauf! Hinauf strebt's!
Es schweben die Wolken
Abwärts, die Wolken
Neigen sich der sehrenden Liebe,
Mir! Mir!
In euerm Schoofse
Aufwärts!
Umfangend umfassen!
Aufwärts an deinem Busen,
Allliebender Vater!

GÖTTE.

Schon entfliehet der Winter, es schwebt durch die
 säuflenden Lüfte
 Lächelnd nieder der blumige Lenz, auf purpurnen
 Schwingen,
 Ihm bekränzt sich die Erde, sie schmückt mit duft-
 enden Blumen
 Ihren bräutlichen Schoos, und die Locken mit Blü-
 then des Sprößlings.
 Siehe die Wiesen lachen! sie saugen die Tropfen,
 die Aeos
 Träufelt, die Allernährende, denen die Rose sich
 aufschliesst,
 Auf dem Gebirge fröhlocken die Hirten, es tönen
 die Flöten
 Und der Gesang, und es freut sich der hüpfenden
 Lämmer der Schäfer.
 Schon befahren die Schiffer des Meeres Wogen; es
 schwellen
 Ihre Segel vom Hauche des lieblichathmenden Ze-
 phire,
 Schon erschallet das Jänchzen der Winzer, mit Epheu
 bekränzet
 Flehen sie Bakchos um reiches Gedeihen der schwan-
 geren Reben;
 Nun erwachen zu künstlichen Werken die Bienen,
 allein sie
 Bleiben emsig daheim und bereiten die wächsernen
 Zellen;
 Alle Geschlechter der Vögel erheben mit Wonne die
 Stimme,
 Ueber den Wellen die Mewen, und über den Dä-
 chern die Schwalbe,
 An dem Gestade die Schwanen, und Nachtigallen im
 Haine!
 Jetzt da die Erde sich schmückt, da die Blumen und
 Sprößlinge lachen,
 Jetzt da der Hirte sich freuet der Flöte, der Lämmer
 der Schäfer,
 Jetzt da der Schiffer tanzt auf dem Meer, auf den
 Hügeln der Winzer,
 Jetzt da die Bienen gedenken des Honigs, die Vögel
 des Liedes,

Sollte der Dichter jetzt schweigen, nicht Er den
Frühling besingen?

Der griechische Dichter MELEAGRUS.

Nun blüth jedes Gefild', und jeglicher Baum von
Erzeugung,

Nun ist laubig der Wald, nun prangt die Schöne des
Jahres!

VIRGIL.

Mit vollen Zügen athme ich den Früh-
ling, die Natur und das Leben ein. Ich se-
he Leben und Liebe überall aufblühen, in
jedem Zweige der Bäume, in jedem Blatt
des Gefträuchs, in jedem Halm des Grases,
in jedem Laut der Vögel. O wie beschämen
die Schönheiten der Natur die Pracht der
Kunst!

DUPATY.

Unter Wonnemelodien
Ist der junge Lenz erwacht;
Seht, wie froh, den Phantasien
Neuer Luft, sein Auge lacht!

Golden, über Thal und Hügel,
Bläu und golden schwebet er
Wohlgefühle weh'n die Flügel
Milder Winde vor ihm her.

Wolken hinter ihm verleihen,
Tränkend Wiese, Hain und Flur,
Labfal, Nahrung und Gedeihen
Jedem Kinde der Natur!

BÜRGER.

Freundliche Erde, du schwebst im Ringelreihen der
Welten

Leis' und linde, doch nicht tonlos noch seellos
dahin.

Zunge wurde dem Wald, dem Blättchen Athem ge-
geben,

Stimme dem schwätzenden Quell, Sprache dem
rieselnden Bach.

Liebe wirbelnd begrüßt Bardale den röthlichen
Morgen.

Der ambrosischen Nacht klaget Aeodi ihr Leid,
Von der Akkorde Fluthen ergriffen, erbebet des
Menschen

Zart besaitetes Herz hinter der wölbenden Brust.
Siehe, die Beugungen schwellen zu Lauten, die Lau-
te zur Rede,

Horch, in süßem Gesang fließet die Rede da-
hin.

Welcher Finger berührt die Harmonikaglocken der
Schöpfung?

Welchem beseelenden Hauch zittern die Saiten
des All?

Großser Harfner, dir tönt der Welten feyernder
Hymnus.

Hauchender Odem, dir schwillt heisser und hö-
her das Herz.

Sey mein Leben ein tönendes Lied! Im Pöon der
Sphären

Schmelz' es, ein reiner Akkord, sanft und me-
lodisch dahin.

KOSEGARTEN.

Da wir heute durch unser singendes
Thal, eh' noch die Morgenstrahlen herein-
gestiegen waren, hinausgiengen, so streck-
te sich ein ganzer krySTALLENER quellenheller
Tag auf den weiten Fluren vor uns hin —
wir waren bisher an schöne gewöhnt, aber
an den schönsten nicht. — Die Erdkugel

schien eine helle aus Dünften und Lüften herausgehobene Mondkugel zu seyn — die Berg- und Waldspitzen standen nackt in tiefem Blau, so zu sagen ungepudert von Nebeln — alle Prospekte waren uns näher gerückt und der Dunst vom Glase, wodurch wir sahen, abgewischt. — Die Luft war nicht schwül, aber sie ruhte auf den Gewürzfluren unbeweglich aus und das Blatt nickte, aber nicht der Zweig und die hängende Blume wankte ein wenig, aber blos unter zwey kämpfenden Schmetterlingen. Es war der Ruhetag der Elemente: ein solcher Tag, wo schon der Morgen die Natur eines schwärmerischen Abends hat, und wo schon er uns an unsere Hoffnungen, an unsere Vergangenheit und an unser Sehnen erinnert, kömmt nicht oft, kömmt für nicht viele, darf für die wenigen, in deren schwelendes Herz er leuchtet, nicht oft kommen, weil er die armen Menschen, die ihm ihre Herzen wie Blumenblätter aufthun, zu sehr erfreuet, sie vom kameralistischen Feudalboden, wo man mehr Blumen mähen als beriechen muß, zu weit ins magische Arkadien verschlägt. — —

Ein Steig trug uns durch das hohe Gras, das über ihn hereinschlug, an einer Einöde oder einem isolirten Hause vorüber, das zu entzückend in diesem Blumen-Ocean lag, als das man hätte vorbegehen oder reiten können. Wir lagerten uns auf einer abgemähten Rasenstelle, zur rechten Seite des Hauses, zur linken eines runden Gärtchens, das sich mitten in die Wiese versteckte. Im

armen Gärtchen waren und nährten sich (wie in einem toleranten Staate) auf dem nämlichen Beete Bohnen und Erbsen und Sallat und Kohlrüben; und doch hatte im Zwerggarten ein Kind noch sein Infusions-Gärtchen. — Zwey braune Kinder spielten und observirten uns — ihnen that am heutigen Morgen nichts wohl, als ihren entblößten Füßen die Sonne. O Natur! o Seligkeit! Du suchest wie die Wohlthätigkeit gern die Armuth und das Verborgne auf! —

Als ich so den stehenden Himmel, die Wind- und Blätterstille betrachtete, in der der vertikale Flügel des Papillons und das Härtchen der Raupe unverborgnen blieb: so sagt' ich: , wir und dieses Räumchen stehen unter und in drei allmächtigen Meeren, unter dem Luftmeer, unter dem Wassermeer und unter dem elektrischen Meere: gleichwohl sind die brausenden Wogen dieser Oceane, diese Meilen-Wellen, die ein Land zerreißen können, so geglättet, so bezähmet, daß der heutige Sabbathstag herauskömmt, wo den breiten Flügel des Schmetterlings kein Lüftchen ergreift oder um ein gefiedertes Stäubchen berupft und wo das Kind so ruhig zwischen den Elementen Cesiathens tändelt und lächelt. — Wenn das kein unendlicher Genius bezwungen hat, wenn wir diesem Genius keine Zusammenordnung unsers künftigen Schicksals und unserer künftigen Welt zutrauen.“ —

O unendlicher Genius der Erde! an deinen Busen wollen wir unfre kindlichen Augen schmiegen, wenn sich der Sturm von

der Kette losreifset. — an dein allmächtiges heisses Herz wollen wir zurücksinken, wenn uns der eiserne Tod einschläfert, indem er vorbeysgeht! —

JEAN PAUL FR. RICHTER.

Auf einer Seite versinkt nun bald in seinem abendlichen Bette der Mond, der die Blüten des Oschaddi (einer Art Blumen, die bey Nacht blühen) anzündet; auf der andern beginnt ihren Lauf die Sonne, sitzend hinter Arun, ihrem Wagenführer. Beyder Glanz ist sichtbar; wenn sie aufgehen und untergehen, und nach ihrem Beispiel sollte der Mensch in Glück und Unglück gleich standhaft seyn. — — Jetzt verschwand der Mond und die Blume der Nacht gefällt nicht länger; sie läßt nur das Andenken ihres Wohlgeruchs zurück und hängt ihr Haupt wie eine zarte Braut, die in der Abwesenheit ihres Gatten unleidlichen Schmerz erduldet. — Der Morgen röthet sich; er färbt mit seinem Purpur die Thautropfen auf den Zweigen jenes Gesträuchs. Der Pfau schüttelt den Schlaf von sich ab und eilt hinunter von den mit heiligem Graß durchflochtenen Einsiedlerhütten. Und siehe! dort springt plötzlich die Antelope von der Opferstätte auf, die sie mit ihrem Huf bezeichnete; bäumt sich hoch empor, und streckt ihre niedlichen Glieder. — Wie ist der Mond vom Himmel gefallen mit erblässenden Strahlen! Der Mond, der seinen Fuß auf *Su-Merui* setzte; dem König der Gebirge auf das

Haupt trat, und das Gefolge der Finsterniß zerstreuend, hinanstieg bis in *Wischnus* (der indische Name der alles *erhaltenden* Gottheit) mittlern Pallast! So steigen die Großen dieser Erde mit äusserster Anstrengung hinan zum Gipfel des Elargeitzes, und schnell und leicht sinken sie wieder hinunter.

Der Indische Dichter KALIDAS.

O du, die du rollest oben, rund wie das Schild meiner Väter! Woher sind deine Strahlen, o Sonne, dein ewig daurendes Licht? Du kommst hervor in deiner ehrwürdigen Schönheit, und die Sterne verbergen sich am Himmel. Der Mond, kalt und blafs, sinkt in die westliche Woge. Aber du selbst wandelst alleine. Wer mag seyn ein Begleiter deines Laufes? Die Eichen der Berge fallen; die Berge selbst verwittern mit den Jahren; der Ocean schwindet und wächst wieder; der Mond selbst ist verlohren am Himmel. Aber du bist auf immer dieselbe, fröhlich einhersehreitend in der Klarheit deines Laufes. Wenn die Welt schwarz ist von Ungewittern, wenn der Donner rollt und die Blitze fliegen; da schauest du in deiner Schönheit aus den Wolken und lachest über den Sturm. Aber auf Ossian blickest du vergebens. Er sieht deine Strahlen nicht mehr, es mögen deine gelbe Haare fliefsen über die östlichen Wolken, oder du magst erzittern an den Thoren von Westen. Aber auch du bist vielleicht wie ich, nur für eine Jahreszeit; deine Jahre werden ein Ende haben. Du wirst

Schlafen in deinen Wolken unachtsam auf
 die Stimme des Morgens. — Hüpfte dann,
 o Sonne, in der Stärke deiner Jugend! Das
 Alter ist so finster und reizlos: es ist gleich
 dem flimmernden Lichte des Mondes, wenn
 er scheint durch zerrissene Wolken und der
 Nebel ist auf den Hügeln; der Hauch des
 Nordens ist auf der Ebene, der Wanderer
 fährt zusammen auf der Mitte seines
 Weges.

OSSIAN.

Schon schauert durch den Hayn ein neues Feuer,
 Schon spielt die Luft im jungen Laube freyer,
 Schon ist mit mildem Glanz der Tag erwacht.

Hinauf! dort wo der jungen Sonne Stralen
 Mit Himmelsglanz des Vogels Schwingen malen,
 Erwacht die Phantasie mit neuem Schwung,
 Wir steigen fröhlich durch bethaute Matten
 Den Tannenwald hinan, wo Sonnenlicht mit Schat-
 ten
 Zusammenschmilzt in süße Dämmerung.

Wie schwimmt in seinem lichten Farbenkranze
 Von Sonnenschein umspielt, im Aetherglanze
 Der schöne Grund vor meinem trunknen Blick!
 Mit der Natur in hohem Einklang fühlet
 Das rege Herz, von neuer Lust durchwühlet,
 Und ahnet der Begeisterung nahes Glück.

Die reinste Luft, geschöpft aus Aetherquellen,
 Umsänfelt mich, auf ihren leichten Wellen
 Wallt die entzückte Seele himmelan.
 Wie wogt im Glanz der jungen Morgensonne
 Ein Meer von neuer Lebenskraft und Wonne,
 Durch meine Brust ein Freudenocan!

Hinab! Ich will mir selbst die Banden kürzen,
 In diesen Himmel mich hinab zu stürzen,
 In dieser Glut zu sterben. Götterglück!
 Ich seh die leichten Schranken niederfallen,
 Mich aufgelöst im reinen Aether wällen,
 Und Gottheit liegt in diesem Augenblick!

SOPHIE MEREAU.

Auf einen Berg steigt der Mensch wie
 das Kind auf einen Stuhl, um näher am An-
 gesicht der unendlichen Mutter zu stehen
 und sie zu erlangen mit seiner kleinen Um-
 armung. Um meine Höhe liegt die Erde
 unter dem weichen Nebel mit allen ihren
 Blumenaugen schlafend — aber der Himmel
 richtet sich schon mit der Sonne unter dem
 Augenliede auf — unter dem erblassten Ark-
 turus glimmen Nebel an, und aus Farben
 ringen sich Farben los — der Erdball wälzt
 sich groß und trunken voll Blüthen und Thie-
 re in den glühenden Schoos des Mor-
 gens. — —

Sobald die Sonne kömmt, so schau' ich
 in sie hinein und mein Herz hebt sich em-
 por. . . Durchglühe, Aurora, das Men-
 schenherz wie dein Gewölk, erhelle das
 Menschenauge wie deinen Thau und zieh'
 in die dunkle Brust wie in deinen Himmel
 eine Sonne herauf! . . .

Wehe grössere Wellen auf mich zu,
 Morgenluft! ziehe mich in deine weiten
 Fluren, die über unsern Auen und Wäldern
 stehen und führe mich im Blüthengewölk
 über funkelnde Gärten und über glimmende
 Ströme, und laß mich, zwischen fliegenden
 Blüthen und Schmetterlingen taumelnd, in

der Sonne mit ausgebreiteten Armen zerfließend, leise über der Erde schwebend sterben und die Bluthülle falle zerronnen zu einer rothen Morgenflocke, gleich dem Ichor des Schmetterlings, der sich befreyet, in die Blumen herab, und den blauhellen Geist sauge ein heißer Sonnenstral aus dem Rosenkelch des Herzens in die zweite Welt hinauf. — —

Walle trunken um mich, beseelter Goldstaub, mit deinen dünnen Flügeln, ich zerdrücke dein kurzes Blumenleben nicht — schwelle herauf, taumelnder Zephyr und spüle mich in deine Blüthenkelche hinab — ach du unermesslicher Stralenguß, falle aus der Sonne über die enge Erde und führ' auf deinen Glanzfluten das schwere Herz vor den unendlichen Thron, damit das ewige Herz die kleinen an Asche gränzenden nehme und heile und wärme!

Ist denn ein armer Sohn dieser Erde so unglücklich, daß er verzagen kann mitten im Glanze des Morgens, so nahe an Gott auf den heißen Stufen seines Throns?

O Mensch, meine Seele hat sich aufgerichtet gegen die Sterne: der Mensch ist ein Engbrüstiger, der erstickt, wenn er liegt und seinen Busen nicht aufhebt. — Aber darfst du die Erde, diesen Vorhimmel, verachten, den der Ewige gewürdigt, unter dem lichten Heer seiner Welten mitzugehen? Das Große, das Göttliche, das du in deiner Seele hast und in der fremden liebst, such' auf keinem Sonnenkrater, auf keinem Planetenboden — die ganze zweite Welt,

das ganze Elyfium, Gott ſelbſt erſcheinen dir an keinem andern Ort als mitten in dir. Sey ſo groß, die Erde zu verſchmähen, werde größer, um ſie zu achten. Dem Mund, der an ſie gebückt iſt, ſcheint ſie eine fette Blumenebene — dem Menſchen in der *Erdnähe* ein *dunkler* Weltkörper — dem Menſchen in der *Erdferne* ein *ſchimmernder* Mond. Dann erſt flieſet das Heilige, das von unbekanntem Höhen in den Menſchen gefenkt iſt, aus deiner Seele, vermiſcht ſich mit dem irrdiſchen Leben und erquickt alles was dich umgiebt: ſo muß das Waſſer aus dem Himmel und ſeinem Gewölk erſt unter die Erde rinnen, und aus ihr wieder aufquellen eh' es zum friſchen hellen Trank geläutert iſt. — Die ganze Erde beb't jetzt vor Wonne, daß alles ertönt und ſingt und ruft, wie Glocken unter dem Erdbeben von ſelber erklingen. — Und die Seele des Menſchen wird immer größer gemacht vom nahen Unſichtbaren — —

JEAN PAUL FR. RICHTER.

Nicht in den Ocean der Welten alle
Will ich mich ſtürzen! ſchweben nicht;
Wo die erſten Erſchaffnen, die Jubelchöre der Söhne
des Lichts,
Anbeten; tief anbeten, und in Entzückung ver-
gehn!

Nur um den Tropfen am Eimer,
Um die Erde nur, will ich ſchweben und anbeten;
Halleluja! Halleluja! der Tropfen am Eimer
Rann aus der Hand des Allmächtigen auch!

Als der Hand des Allmächtigen
 Die größeren Erden entquollen,
 Die Ströme des Lichts rauschten, und Siebengestir-
 ne wurden,
 Da entrannst du, Tropfen, der Hand des Allmäch-
 tigen!

Als ein Strom des Lichts rauscht, und unsre
 Sonne wurde,
 Ein Wogensturz sich stürzte wie von Felsen
 Der Wolk hinab, und Orion gürtete,
 Da entrannst du, Tropfen, der Hand des Allmäch-
 tigen!

Wer sind die Tausend mal Tausend,
 Wer die Myriaden alle,
 Welche den Tropfen bewohnen und bewohnt?
 — Und wer bin ich?

Halleluja dem Schaffenden!
 Mehr, wie die Erden, die quollen,
 Mehr, wie die Siebengestirne,
 Die aus Stralen zusammenströmten!

Aber du Frühlingswürmchen,
 Das grünlichgolden neben mir spielt,
 Du lebst, und bist vielleicht
 Ach, nicht unsterblich!

Ich bin herausgegangen anzubeten,
 Und ich weine. Vergieb, vergieb
 Auch diese Thräne dem Endlichen,
 O du, der seyn wird!

Du wirst die Zweifel alle mir enthüllen,
 O du, der mich durchs dunkle Thal
 Des Todes führen wird! Ich lerne dann,
 Ob eine Seele das goldene Würmchen hatte,

Bist du nur gebildeter Staub
 Sohn des May's, so werde denn

Wieder verfliegender Staub,
Oder was sonst der Ewige will!

Ergeuß von neuem, du mein Auge,
Freudenthränen,
Du, meine Harfe,
Preise den Herrn!

Umwunden wieder mit Palmen
Ist meine Harf', unwunden! Ich singe dem Herrn!
Hier steh' ich. Rund um mich
Ist alles Allmacht — und Wunder alles!

Mit tiefer Ehrfurcht schau' ich die Schöpfung
an,
Denn du
Namenloser, du!
Schufest sie.

Lüfte, die um mich weh'n und sanfte Kühlung
Auf mein glühendes Angesicht hauchen,
Euch, wunderbare Lüfte,
Sandte der Herr, der Unendliche!

Aber itzt werden sie still, kaum athmen sie —
Die Morgensonne wird schwül —
Wolken strömen herauf —
Sichtbar ist der kommt, der Ewige!

Nun schweben und rauschen und wirbeln die
Winde!
Wie beugt sich der Wald! wie hebt sich der Strom!
Sichtbar, wie du es Sterblichen seyn kannst,
Ja, das bist du, sichtbar, Unendlicher!

Der Wald neigt sich, der Strom fliehet — und
ich
Falle nicht auf mein Angesicht? —
Ach, Herr! Gott! barmherzig und gnädig!
Du Naber! — — erbarme dich meiner!

Zürnest du, Herr!
 Weil Nacht dein Gewand ist?
 Diese Nacht ist Segen der Erde,
 Vater, du zürnest nicht!

Sie kommt, Erfrischung auszuschütten
 Ueber den stärkenden Halm,
 Ueber die herzerfreunde Traube —
 Du zürnest nicht, o Vater!

Alles ist Stille vor dir, du Naher!
 Rings umher ist alles stille!
 Auch das Würmchen mit Golde bedeckt, merkt auf —
 Ist es vielleicht nicht Seelenlos? Ist es unsterblich?

Ach, vermögt' ich dich, Herr, wie ich dürfte,
 zu preisen!
 Immer herrlicher offenbarest du dich!
 Immer dunkler wird die Nacht um dich,
 Und voller von Segen.

Seht ihr den Zeugen des Nahen, den zucken-
 den Stral?
 Hört ihr Jehova's Donner?
 Hört ihr ihn? Hört ihr ihn,
 Den erschütternden Donner des Herrn?

Herr! — — Herr! — — Gott! —
 Barmherzig und gnädig!
 Angebetet, gepriesen
 Sey dein herrlicher Name!

Und die Gewitterwinde! Sie tragen den Donner.
 Wie sie rauschen! Wie sie die Wälder durch-
 rauschen! —
 — Und nun Schweigen sie — Langsam wandelt
 Die schwarze Wolke.

Seht ihr den Zeugen des Nahen, den fliegenden
 Stral?

Hört ihr doch in der Wolke den Donner des Herrn?
 Er ruft: Jehova! Jehova! Jehova!
 Und der geschmetterte Wald dampft. —

Aber nicht unfre Hütte.
 Unser Vater gebot
 Seinem Verderber
 Vor unfrer Hütte vorüber zu gehen.

Ach, schon rauscht, schon rauscht
 Himmel und Erde vom gnädigen Regen!
 Nun ist, wie dürstete sie! die Erd' erquickt,
 Und der Himmel der Seegensfüll' entlastet.

Siehe, nun kommt Jehova nicht mehr im Wet-
 ter,
 Im stillen, sanften Säufeln
 Kömmt Jehova —
 Und unter ihm neigt sich der Bogen des Friedens.
 KLOPSTOCK.

Herrlich und furchtbar bist du, gewaltiger
 Wolkenverfammeler, Himmelverfinsterer!
 Kein Erdegebieter, und kreiste dein Machtwort,
 So wie die Sonne kreist,
 Reichet an dich.

Herrlich und furchtbar bist du. So sagte mir
 Tief in die Seele dein Donner.
 So lange dein Donner sprach, lag es verstummet;
 Aber nun sagt es mein Harfenspiel nach:
 Herrlich und furchtbar!

Heiß war der Tag. Dein Finger gebot
 Nach Süden. Da zogen nach Süden
 Von tausend Thälern und tausend kochenden Sümp-
 fen
 Die blaulichen Hauche, verdickten sich dort
 Zu schwarzen Wolkengebirgen. Von da
 Sollte dein Blitzgesspann,

Sollte dein erdenerfchütternder Wagen
Ueber das Antlitz der Welt ergehn.

Die Sonne barg sich. Immer stiller,
Stiller ward der Waldgefang.
Der Schwalbe Flügel streiften auf der Erde,
Die Mücken summeten ahnend umher.
Schnaubend warf der Stier den Nacken auf,
Und suchte den strömenden Wind.
Aber von dir war ihm noch nicht zu strömen ge-
böten;
Unbewegt, unerfrischt stand die Luft,
Und die Brust des Barden war beklemmt,
Und sein Odem schwach.

Endlich gebotst du dem Winde zu strömen,
Da trug er in seiner weitkreisenden
Tief niederhangenden Wolkennacht
Deinen erschrecklichen Wagen herauf.
Rifs auf Rifs zerborst die Nacht
Deinen geschlängelten glühenden Keilen
Vor dem Wagen her.
Aber der Wagen krachte noch nicht. Er rollte nur.
Und die Brust des Barden war beklemmter,
Und sein Odem schwerer.

Nun war der Wagen über unserm Haupte.
Dem Drucke seiner schweren Räder
Erbebten die Thürme der Kaiserstadt,
Erbebte bis in ihren tiefen Schoofs die Veste.
Jeglicher blendende Blitz
Ereilt vom betäubenden Knalle
War des nahen Todes Zeuge.
Bleich und stumm war mein Geschlecht.
Und ich saß mit gebogenem Nacken,
Und in meiner Seele war kein Laut, als dieser:
Herrlich und furchtbar!

Aber die zackigen Keile
Führen ergrimmet umher.
Einer durchwühlte den Busen der Flur.

Ein andrer begrub sich in der erschrockenen Donau-
fluth.

Dieser erlosch in dem unendlichen Raume der Him-
mel.

Jener traf der schönsten Eiche Wipfel,
Morgen kömmt der Barde, will sich kränzen,
Ach sie steht versengt!

Also fuhren die Keile; doch hatte
Der auf dem Wagen den Keilen geboten
Meines Geschlechtes zu schonen,
Und itzo gab er seinen Wassern
Befehl herunter zu stürzen.
Da wurden die Wolkengebirge zur Ebne,
Und der Wagen krachte immer, rollte nur,
Und ich hub mein Haupt allgemach empor,
Und die Brust des Barden ward erweitert,
Und sein Odem leichter,

Nun war er hinüber der Wagen nach Norden;
Doch irrte von Berge zu Berge
Der langsam sterbende Nachhall von seinem Gerolle,
Da schwang sich mein freyerer Blick zum Himmel,
Der farbige Bogen (die Brücke der Götter,
Als Odin noch herrschte, noch Asgard stand,
Und itzo der Schatten, Allvater!
Von deinen besänftigten Augenbraunen)
Der wölbte sich hell in Osten empor,
Wie klares Gestein, so glänzte zur Luft
Der Segen der Wolken auf Laub und Gras,
Da tauchten die Vögel, da tauchten die Heerden
Den munteren Fuß ins erfrischende Nass,
Und neues Gefühl des Lebens erhuh
Das zagende Menschengeschlecht.

Auch mich, auch mich erhuh dies neue Gefühl,
Ich rührte die Saiten und sang:
Herrlich und gnädig bist du, gewaltiger
Wolkenverwälzer, Himmelerheiterer!
Siehe, dort dampfet der Hain getroffen von dir,
Aber du schontest der Menschen.

Deine Sonne barg sich.
 Nun erscheint sie wieder
 In der Abendpracht,
 Ihrer Blitze letzter
 Goldet mein erwachtes,
 Frohes, dankbemühtes Saitenspiel.

DENIS,

Gegen Westen rückte ein Gewitter mit seinem Donner - Tritt über den Himmel und hieng sein Bahrtuch von schwarzem Gewölk über die Sonne. Die Gegend sah wie das Leben eines großen, aber nicht glücklichen Menschen aus; der eine Berg glühte vom Flammenblick der Sonne, der andre verdunkelte sich unter der niederfallenden Nacht einer Wolke — — drüben in der Abendgegend braufte im Himmel statt des Vogelgesangs das himmlische Pedal, der Donner, und in Kolonnaden von weissen Wasserfäulen rifs sich der wärmende Regen vom Himmel los und füllte seine Blumenkelche und Gipfel wieder, aus denen er gestiegen war — es war einem so feyerlich, *als würde ein Thron für Gott errichtet und alles wartete, das er darauf niederstiege.* — — —

Die Wolke war verronnen und verzogen. — Niemand konnte aus seinem geniessenden Schweigen heraus — als auf einmal die tiefe Sonne die schwarze Wolkendecke durchbrannte und entzwei rifs und den Leichenschleier des Gewitters weit zurückschlug und uns überstrahlte und die glimmenden Gesträuche und jeden feurigen Busch... Alle Vögel schrien, alle Menschen verstümmten — die Erde wurde eine Son-

ne — der Himmel zitterte weinend über der Erde vor Freude und umarmte sie mit heißen unermesslichen Lichtstrahlen. — —

Die Gegend brannte im himmlischen Feuerregen um uns; aber unsere Augen sahen sie nicht und hiengen blind an der grossen Sonne. — Endlich legte sich die undonnerte Sonne wie ein Weiser ruhig unter die kühle Erde, ihr Abendroth ruhte glühend unter dem blitzenden Wetter, sie schien wie eine Seele, zu Gott gegangen zu seyn und ein Donnerschlag fiel in den Himmel nach ihrem Tode.

Es dämmerte, ... die Natur war ein stummes Gebet... der Mensch stand erhabener wie eine Sonne darin; denn sein Herz fasste die Sprache Gottes ... aber wenn in das Herz diese Sprache kömmt und es zu gross wird für seine Brust und seine Welt: so hauchet der grosse Genius, den es denkt und liebt, die stillende Liebe zu den Menschen in den stürmenden Busen und der Unendliche läset sich von uns sanft an den Endlichen lieben...

JEAN PAUL FR. RICHTER.

Mit des Jubels Donnerschlägen
Gab die Wolke Gottes Seegen,
Und der Fluren Opferduft
Wallet lieblich durch die Luft.

Und die Wolke steht, umzogen
Von des Friedens hellen Bogen,
Unter dem der Blitz noch spielt,
Der des Tages Glut gekühlt.

Und die Sonn' am blauen Himmel,
Rings umschwebt von Glanzgewimmel;
Und das grüne Weizenthal
Ueberströmt vom milden Strahl.

Und auf lichtigem Beete funkeln
Mohne, Rosen und Ranunkeln;
Bienen suchen Honigseim,
Sumfen goldgefögelt heim.

Alle Kreaturen loben,
Wachteln unten, Lerchen oben;
Und die Heerd' am Bache springt,
Und der frohe Bauer singt.

I. H. Voss:

Nun tritt die Erdenform auf die Erdengebirge und von diesen Fellenstufen in ihr heiliges Grab: die unendliche Erde rückt ihre großen Glieder zum Schlafe zu recht und schliesset eintausend ihrer Augen uns andere zu. Ach welche Lichte und Schatten, Höhen und Tiefen, Farben und Wolken werden draussen kämpfen und spielen und den Himmel mit der Erde verknüpfen — sobald ich hinaustrete (noch ein Augenblick: steht zwischen mir und dem Elyfium), so stehen alle Berge von der zerschmolzenen Goldstufe, der Sonne überflossen da — Goldadern schwimmen auf dem schwarzen Nachtschlacken, unter denen Städte und Thäler übergossen liegen — Gebirge schauen mit ihren Gipfeln gen Himmel, legen ihre festen Meilen-Arme um die blühende Erde, und Ströme tropfen von ihnen, seitdem sie sich aufgerichtet aus dem Uferlosen Meer — Länder schlafen an Län-

dern, und unbewegliche Wälder an Wäldern, und über der Schlafstätte der ruhenden Riesen spielet ein gaukelnder Nachtschmetterling und ein hüpfendes Licht, und rund um die große Scene zieht sich wie um unser Leben ein hoher Nebel. — Ich gehe jetzt hinaus und sink' an die sterbende Sonne und an die entschlafende Erde.

JEAN PAUL FR. RICHTER.

Endlich ist sie hinabgesunken hinter die himmelanstrebenden Berge in Westen, diese Sonne, die mich blendete, wärmte, bezauberte durch ihre vermannichfaltigte Beleuchtung dieses Wunderthals, seiner Felsen, und seiner Haine. Sey mir gegrüßt, holde Dämmerung, und du blauer Abendhimmel mit den Purpurstreifen im Westen, und willkommner als sie, göttliche Kühle, rauschend in dem wogenden Meere von Wipfeln, lauter als die lispelnden Fluthen des Flusses, und überstimmt nur von einzelnen schmetternden Tönen der Nachtigallenchöre, die in jenem Schatten das Lied der glücklichen Liebe singen! Gebt mir stillen Genuß, unrauscht mich sanft zur nachsinnenden, nach empfindenden Ruhe! Ich bin des Schauens für heute satt, und erliege unter der Unerforschlichkeit der Natur; ich sehne mich nach mir selbst. — Des heutigen Tages tausendfältige Bilder einen Augenblick nur im Vorbeygehen aufzufassen, ohne sie festhalten zu können, ist Herabwürdigung zum leblosen Spiegel: sie alle zu verzehren, alle ins eigene Wesen verwan-

deln zu wollen, stürmisches Schwelgen, ohne Zweck, wie ohne Empfindung. Wie wohl ist mir in dieser Einsamkeit! Hier will ich nicht mehr mit umherspähendem Blick den Gegenständen nachjagen; nicht mit Anstrengung, und Spannkraft haschen, was mir rechts und links entfliehen will; nein ich entbinde meine Sinne ihres Dienstes, und überlasse mich leidend dem alleindringenden Berühren der Natur. Ich will nicht mehr unterscheiden, nicht zergliedern die Gestalten, die Töne, die Farben ihres Himmels, und ihrer Erde; Ein Lied, Ein unnenbares, untheilbares Bild ströme sie mir durch Aug' und Ohr, und fülle meine lechzende Seele mit der Wonne, die keine Zunge stammeln kann! Dies ist die allgemeine Zauberey der schönen Natur, Allen fühlbar, wenn gleich nicht von allen erkannt; die wohlthätige Macht, die uns alle hält, und nährt, und erfreuet, und deren Wirkungen die Vernunft nicht fassen kann; denn des Genusses Grenze ist Zergliederung des Eindrucks. Dennoch! — wunderbares Gesetz der Menschenform! — dennoch sind die Weisereu unter uns glücklich nur wie ein Kind, das, wenn es die Blume sieht, ihrer lieblichen Gestalt, und Farbe einen Augenblick froh wird, sie dann bricht, und zerpfückt. Heilige Pflegerin! mehr Blüten, als wir zerstören können, schufft du um uns her; und den Quell der ewigwiederkehrenden, ewig sich verjüngenden Wesen verbargst du vor unserm verzehrenden Geiste? O, ich wähne dir nachzuwandeln, auf dei-

nem verborgenen Pfade, und Absicht, und Mittel, wie in dem Lebensgang eines Menschen, darauf zu erblicken. Er ist nicht ohne Zweck, dieser Trieb des Forschens, und Sonderns, den du in uns legtest, der schon im Kinde sich regt, der bis ins Alter uns begleitet. Du durchbebst die Saiten der thierischen Bildung, du führst den Aetherstrom des Lebens in ihren Adern umher, und das ferne Geblöcke, das jetzt aus den Triften emporsteigt, und in den säuselnden Abendwind tönt, — und diese Jubelgefänge in den hochbelaubten Buchenästen, sind der Wiederhall deiner alles erquickenden Freude. — Aber ein anderer Genuß wartet des sinnenden, sondernden Menschen: im Labyrinth der Gefühle sucht er das empfindende Wesen; im unendlichen Meere von Bildern den Seher; in der duldsamen Materie den gebietenden Willen; in Allem außer ihm, *sich selbst*.

G. FORSTER.

Erde, dich liebt die Sonne, dich lieben die heiligen
Sterne,
Dich der himmelwandelnde Mond! Sobald du vom
Schlummer
Dich erhebst, und Thau aus duftenden Locken
dir träufelt,
Sendet die Sonne dir Purpur und Gold und glän-
zenden Safran,
Dafs du bräutlich geschmückt erscheinst im Mor-
gengewande.
O, wie schirmest du dann im rosigen Schleier! mit
taufend
Jungen Blumen umkränzt, von silbernen Tropfen
umträufelt,

Und mit glänzender Binde des blauen Meeres um-
gürtet!

Aber wenn dein Haupt zum süßen Schlummer sich
neiget,

Und in schattender Halle die Nacht die Glieder dir
kühlet,

Siehe, dann lächelt der Mond von seinem einsamen
Pfade,

Saafte Freuden dir zu, gefängt am Busen der Stille,
Und dann singen die Sterne dir zu, In heiliger

Stunde,
Hört ich gestern ihr Lied, im Wehen wölbender
Buchten.

Einiger deiner Kinder, o Mütter! will ich erzählen,
Was im goldnen Reihentanze — die Sterne dir
sangen.

Also saugen sie; lauscht ihr Lieblingskinder der
Mütter!

Schlummre sanft, o Schwester, im kühlen duften-
den Betté,

Schlummre Geliebte, sanft, auf daß du rosig er-
wachest!

Wilde Stürme müssen dir nicht die Locken zer-
wehen,

Müssen deine Ströme nicht über die Ufer empören,
Nicht den Wiegengesang des rauschenden Meeres
verstimmen!

Hekla müsse dich nicht, dich müsse der Aetna nicht
wecken,

Ruhen müsse der Blitz in schwarzen Gürteln der
Alpen,

Keine Wolke verbergen vor uns dein liebliches
Antlitz,

Müsse dir keine den Blick des freundlichen Mon-
des umschleiern!

Leichtes Fußes müssen vorbey die Stunden dir
tauzen,

Bis mit rosigem Finger die Morgenröthe dich
wecket!

Deine Kinder müssen dich nicht im Schlummer be-
kammern,

Denn sie schlummern mit dir; die wenigen, welche
 der Kummer
 Von der Ruhe Lager verscheuchte, tröstet mit
 milden
 Blicken der sanfte Mond, der mit den Weinenden
 weinet,
 Sich mit Freunden freut, und liebend Liebenden
 lächelt.
 Deine Kinder, welche das Meer auf Schiffen um-
 tanzen,
 Wollen wir während der Nacht am strahlenden Gän-
 gelband leiten,
 Dafs die Gleitenden nicht ein kreifender Strudel er-
 hafche!
 Dafs kein tückischer Fels die eilenden Kiele verletze!
 Schlummre sanft, o Schwester, im kühlen duften-
 den Bette,
 Schlummre, Geliebte, sanft, auf dafs du rosig er-
 wachest!

Also fangen die Stern', und schimmerten
 freundlich, die Lüfte
 Beben, wie mit ertönende Saiten der ruhenden
 Leyer,
 Wenn ein preisendes Chor den gewölbten Tempel
 durchhallet!

FR. L. V. STOLLBERG.

Erde, du Mutter Aller, du festgegründete, singen
 Will ich, Aelteste, dich, du aller Lebenden Amme!
 Allen, welche das Land betreten, die Wasser be-
 wohnen,
 Giebst du Nahrung aus deiner Füll', und dem Fit-
 tiggeschlechte;
 Kinderfelig, und reich an Früchten, ist alles, o
 Hehre,
 Nur von dir! dein ist's dem sterblichen Menschen
 zu geben
 Und zu rauben das Leben. Ihn den du mit segnen-
 den Blicken
 Anschaust, wohl dem Beglückten! — —
 — — Ihm folgen Seegen und Reichthum;

Jünglinge jauchzen umher von junger Freude be-
lebet,

Blühende Jungfrau spielen in Reigentänzen und
pflücken,

Freudiges Herzens, Blumen der Wief' und bekrän-
zen das Haar sich.

Ach beglücke sie ferner du hehre segnende Göttin!
Heil dir Mutter der Götter, o Weib des Sternebe-
fä'ten

Himmels! Gieb mir zum Lohn des Gefangs ein ru-
higes Leben!

HOMER.

Es war ein schöner Abend. Die Sonne war im Begriff unterzugehen. Ihr Feuer röthete den Himmel und emallirte die Meeresfläche. Sie war wie ein Spiegel von Perlenmutter, auf dem sich nur hin und wieder eine Welle etwas emporhob, den Glanz der Sonne stärker aufnahm, und in ihrer sanften Schwingung dem Spiel eines atlassen Stoffes ähnelte. Am Ende des Horizonts flossen Meer und Firmament in die sanfteste Harmonie der röthlichen Perlfarbe und des Silberblau zusammen. Eine Menge von Schiffen, die von fern wie schwarze Punkte erschienen, bezeichneten allein die Gränze zwischen beyden. Die Sonne selbst verbarg sich hinter einer dunkelblauen Wolke, die höherer Purpur verbräunte, aber dicht unter ihr glühte das Meer. Rund um uns herum waren Schiffe von verschiedener Größe, von denen die Stimmen des Schiffvolks, welches Betstunde hielt, zu uns herüberka-

K

men. — Mein Geist feyerte mit ihnen und der ganzen Natur.

F. W. B. v. RAMDOHR.

Diesen Spaziergang am Strande gäb' ich nicht um Vieles!

Es war etwa eine Stunde nach Sonnenuntergang: der Himmel blau und heiter, und wolkenleer über uns. Das Meer rauschte auf den Kiesel'n des abschüssigen Strandes fast ohne Wellen; denn ein sanfter Abendwind hauchte nur längs seiner Oberfläche hin, und die Ebbe milderte die Gewalt der majestätisch anprellenden großen Kreise, die der Krümmung des Ufers parallel in schäumenden Linien verrauchten. Hinter uns hieng Shakspear's Felsen hoch und schauervoll in der Luft; einethurmähnliche lenkrecht abgestürzte Masse, fünfhundert Fuß über der Meeresfläche erhaben, weiß, und nur mit etwas daran hängendem Grün verziert. Links auf einer ähnlichen doch etwas niedern Höhe, über dem Kieselstrande, sträubten sich, im magischen Lichte der Dämmerung, die malerischen Thürme des Schlosses von Dover, gleichsam vor dem Sturz, an dessen Rande sie standen. Und jenseits des blauen Meeres, das links und rechts im unabsehblichen Horizont sich verlor, lag Frankreichs weiße und blaue Küste, in manchen hervorspringenden Hügeln vor uns hingestreckt. So wie wir dieses Schauspiel betrachteten, und von einem Gegenstande zum andern unsere Blicke wandern ließen, wachten neue Empfindungen in uns

auf. — Plötzlich, indem ich die Felsenähnlichen Spitzen des Schlosses betrachtete, that mein Reisegefährte einen Schrei — des Erstaunens und Entzückens. Ich wandte mich um, und sah über dem Ufer von Calais ein aufloderndes Feuer. Es war der Vollmond, welcher göttlich aus dem Meere stieg, und allmählig sich über die Region der dichtern Dünste erhob. Welch' ein Anblick von unbeschreiblicher Einfachheit und Pracht! Bald höher und höher empor schwebend, schickte er von Frankreichs Ufer bis nach Albion herüber einen hellen Lichtstreif, der, wie ein gewässertes Band, zwischen beyden Ländern eine täuschende Vereinigung zu knüpfen schien. Im Dunkel, das längs der Felsenwand unter dem Schlosse herrschte, flimmerte ein Licht romantisch hervor; über Shakspeare's Cliff hieng ein schöner Stern im weißesten Glanze nieder. — *O Natur! die Größe, womit du die Seele erfüllst, ist heilig, und erhaben über allen Ausdruck.*

G. FORSTER.

O Theuerster, wie schön war die Stelle und die Zeit! Die Pyrenäen ruhten groß, halb in Nächte, halb in Tage gekleidet um uns, und bückten sich nicht wie der veraltende Mensch, vor der Zeit, sondern erhoben sich ewig; und ich fühlte warum die großen Alten die Gebirge für Giganten hielten. Die Häupter der Berge trugen Kränze und Ketten von Rosen aus Wolken gemacht; aber so oft sich Sterne aus dem leeren tiefen Aethermeer herausdrängten, und aus

den blauen Wellen glänzten, so erblichen Rosen an den Bergen und fielen ab. Nur das Mittagshorn schauete wie ein höherer Geist lange der tiefen einsamen Sonne nach, und glühte entzückt. Ein tieferes Amphitheater aus blühenden Zitronenbäumen zog uns mit Wohlgerüchen auf die eingehüllte Erde zurück, und machte aus ihr ein dunkles Paradies. Und *Gione* drang voll stillem Entzücken in ihre Lautensaiten und *Nadine* sang den gleitenden Tönen leise nach. Und die Nachtigallen wachten in den Rosenhecken am Wasser auf und zogen mit den Tönen ihres kleinen Herzens tief in das große menschliche, und glimmende Johanniskörnchen schweiften um sie von Rose zu Rose, und im spiegelnden Wasser schwebten nur fliegende Goldkörner über gelbe Blumen. — Aber da wir gen Himmel sahen, schimmerten schon alle seine Sterne und die Gebirge trugen statt der Rosenketten ausgelöschte Regenbogen, und der Riese unter den Pyrenäen war statt der Rosen mit Sternen gekrönt. — — O mein Geliebter, mußte dann nicht jeder entzückten Seele seyn, als falle von der gedrückten Brust die irdische Last, als gebe uns die Erde aus ihrem Mutterarm reif in die Vaterarme des unendlichen Genius — als sey das leichte Leben verweht? — Wir kamen uns wie Unsterbliche und erhabener vor. —

O wie richtete sich der innere Mensch unter den Sternen auf, und wie leicht wurde das Herz!

JEAN PAUL FR. RICHTER.

Die Natur und ein ruhiges Herz sind ein schönerer und weit mehr erhabener Tempel Gottes, als die Peterskirche in Rom, oder die Paulskirche in London. Gottes Unermesslichkeit und Allgegenwart heiligen jeden Hügel, auf dem ein friedliches und von bösen Leidenschaften freyes Herz ihm sein stilles Opfer bringt. — Wir eilen aufwärts oder steigen nieder, keinen Staub finden wir, der nicht seine Macht erfüllet; aber auch keine Stätte, die das Feuer der Andacht mehr entzündet, als eine Gegend, in der das Erhabenste und Angenehmste der Natur, das Herz bey jedem Blicke entzündet, und alle unsre Empfindungen zerschmelzet in Bewunderung, Liebe und Ruhe.

I. G. ZIMMERMANN.

Auch die Erde, nicht nur der Himmel, macht den Menschen groß. — Zieheth in meine Seele und in meine Worte, ihr Mai-Gefühle, die ihr in der Brust meines *Victor's* schluget, da er über die knospende, schwelende Erde sah, von Sonnen über seinem Haupte bedeckt, von grünendem Leben umstrickt, das von Gipfeln zu Wurzeln, von Bergen zu Furchen reichte, und von einem zweiten Frühling unter seinen Füßen getragen, da er sich hinter der durchbrochenen Erdrinde die Sonne mit einem Glanztag unter Amerika stehend dachte. — Steige höher, Mond, damit er den quellenden, geschwollenen, dunkel-grünen Frühling

leichter sehe, der mit kleinen blaffen Spitzen aus der Erde dringt, bis er sich herausgehoben voll glühender Blumen, voll wogender Bäume — damit er die Ebenen erblicke, die unter fetten Blättern liegen und auf deren grünem Wege das Auge zu aufgerichteten Blumen rückt, an denen die zerspaltenen Reize des Lichtes wachsen und sich befestigen, und zu den in Blüthen zerspringenden Büschen und zu den langsamen Bäumen, deren gleißende Knospen in den Frühlingswinden auf und niederschwanken —

Victor war in Träumen gesunken, als auf einmal das kalte Anwehen der Frühlingsluft, die jetzt mehr mit kleinen Wolken als mit Blumen spielen konnte, und das Rauschen der Frühlingsbäche, die neben ihm von allen Bergen und über jedes dunklere Grüne wegschossen, ihn erweckte und berührte. — Da war der Mond ungesehen gestiegen und alle Quellen glimmten und die Maiblumen traten weifsblühend aus dem Grün und um die regen Wasserpflanzen hüpfen Silberpunkte. Da hob sich sein wonneschwerer Blick um zu Gott zu kommen, von der Erde auf, und von den grünenden Rändern der Bäche, und stieg auf die herumgebognen Wälder, und zog auf die weissen Berge, wo der Winter in Wolken schläft, — — aber als der heilige Blick in dem Sternen-Himmel war und zu Gott hinauf sehen wollte, der die Nacht und den Frühling und die Seele geschaffen hat; so fiel er mit zurücksinkendem Flügel und weinend und fromm und demüthig und selig

zurück. . . Seine schwere Seele konnte nur sagen: *Er ist!* —

Aber sein Herz sog sich voll Leben an der unendlichen, quellenden, wehenden Welt um ihn, über ihm, unter ihm, worin Kraft an Kraft, Blüthe an Blüthe reicht, und deren Lebensquellen von einer Erde in die andere sprützen, und deren leere Räume nur die Steige der feinern Kräfte, und der Aufenthalt der kleinern sind — die ganze unermessliche Welt stand vor ihm, deren ausgespannter Wasserfall, in Däfte und Ströme, in Milchstraßen und Herzen zerfprungen, zwischen den *zwey* Donnern des Gipfels und des Abgrunds, reißend, gestirnt, geflammt herabfährt aus einer vergangenen Ewigkeit, und niederspringt in eine künftige — und wenn Gott auf den Wasserfall sieht, so malt sich der Zirkel der Ewigkeit als Regenbogen auf ihn und der Strom verrückt den schwebenden Zirkel nicht. . .

JEAN PAUL FR. RICHTER.

Ich habe lange hier gestanden, um den Mond aufgehen zu sehen, und von der lauen Luft umspielt, meine Blicke träumend in die nächtliche Gegend hin ergossen. Wie mild doch jede Naturscene die Seele zu stimmen und über das harte Gemälde des Menschenlebens ein weiches, geistiges Colorit zu hauchen vermag! Ueber den Berg erhob sich ein wankender Schein, der sich immer weiter und weiter verbreitete. Das tiefe

Schweigen der Lüfte, die feierliche Erwartung in der Natur, der wachsende Schimmer des Himmels, alles verkündigte die nahende Erscheinung einer Gottheit. — Sie stieg herauf, in Glanz gehüllt, die Beherrscherinn der Nacht, und ein silbernes Licht strömte aus ihrem Auge über die Erde hin. Mit dem fluthenden Schimmer wallte eine Unruhe in mein Herz. Waren es Ahndungen oder Erinnerungen, die meinen Blick in ein schattiges, mit wankenden Gestalten erfülltes Halbdunkel hinabzogen? In Träumen aufgelöst und von dem langen Wiegenlied der Grillen in tiefe Selbstvergessenheit gefungen, stand ich lange da, und sah dem ewigen Tanz der Wolken um unsern Erdkreis zu, bis endlich ein heller, kalter Strahl von Besonnenheit durch mein Innres zuckte, und mich wieder zur Gegenwart zurückbrachte...

Der Verf. d. Briefe v. Amanda u. Eduard.

O draussen unter den Sternen, unter den Tönen der Nachtigall, die nicht am Echo, sondern an den fernem herabschimmernden Welten zurückzuschlagen scheinen, neben dem Monde, den der sprudelnde Bach am gestickten gewässerten Bande fortzieht und der unter die kleinen Schatten des Ufers wie unter Wolken inkriecht; o unter solchen Gestalten und Tönen wird der Mensch erst, und wie das Abendlängen sonst erklang, um den Wanderer durch die

großen Waldungen in die Nachtheimath zurückzuweisen, so sind in der Nacht solche Stimmen in uns und um uns, die uns aus unsern Irrgängen rufen und die uns stiller machen, damit wir unsere Freuden mälsigen und fremde malen können. —

JEAN PAUL FR. RICHTER.

O stille Wege heiliger, reinerer
Natur! Entbundne säuselnde Lüfte, wer
Gab euch verstummten euern Athem,
Erde, dein milderes Licht dir wieder?

Du wandelst dort, Selene, in herrlicher,
Bescheidner, stillgenugsamer Glorie,
Und deine Silbererleuchtung theilet
Freundlich die Wellen des nahen Stromes.

Der Bäume Wipfel tönen von Melodie;
Halb Trug, halb Wahrheit, schwärmen Ge-
stalten durch,
Ein Bild des Lebens, immer wechselnd
Kommen und gehn sie, wie unsre Freuden.

Hat ihres Friedens schöne Geheimnisse,
Der mildern Reize bessere Segnungen
Hier die Natur verbreitet? Sichtbar
Wallt die Unsichtbare durch die Dämme-
rung.

Hörst du die Geistertritte? der Gang ist Gang
Der Gottheit; ihre Nähe verkündet mir
Der reine Duft; in Duft und Ahndung
Schwebt und in dämmerndem Glanz mein
Wesen.

CONZ

— Und ich gieng ohne Ziel durch Wälder, durch Thäler und über Bäche und durch schlafende Dörfer, um die große Nacht zu genießen wie einen Tag. Ich gieng und sah gleich dem Magnet, immer auf die Mitternachtsgegend hin, um das Herz an der nachglühenden Abendröthe zu stärken, an dieser heraufreichenden Aurora eines Morgens unter unsern Füßen. Weisse Nachtschmetterlinge zogen, weisse Blüten flatterten, weisse Sterne fielen, und das lichte Schneegestöber stäubte silbern in dem hohen Schatten der Erde, der über den Mond steigt und der unsere Nacht ist. Da fieng die Aeolsharfe der Schöpfung an zu zittern und zu klingen, von oben herunter angeweht, und meine unsterbliche Seele war eine Saite auf dieser Laute. — Das Herz des verwandten ewigen Menschen schwellt unter dem ewigen Himmel, wie die Meere schwellen unter der Sonne und unter dem Mond. — Die fernen Dorfglocken schlugen um Mitternacht gleichsam in das fortsummende Geläute der alten Ewigkeit. — Ich schaue auf zum Sternenhimmel, und eine ewige Reihe zieht sich hinauf und hinüber und hinunter, und alles ist Leben und Gluth und Licht und alles ist Göttlich oder Gott...

JEAN PAUL FR. RICHTER.

Stern der dämmernden Nacht! schön funkelt du in Westen, hebst dein strahlend Haupt aus deiner Wolke, wandelst stattlich

deinen Hügel hin. Wornach blickst du auf der Heide? Die stürmenden Winde haben sich gelegt; von ferne kömmt des Giefsbachs Murmeln; rauschende Wellen spielen am Felsen ferne; das Gefumme der Abendfliegen schwärmt übers Feld. Wornach siehst du schönes Licht? Aber du lächelst und gehst; freudig umgeben dich die Wellen, und baden dein liebliches Haar. Lebe wohl, ruhiger Strahl!

OSSIAN.

Wenn die Sterne in Osten entglimmen, dann dringt etwas Lebendiges an unser Wesen. Es ist als ob eine sanfte Hand uns faßte, die Seele löste, und hinzöge in das tiefe Blau der unendlichen Ferne.

Das Bild unsrer Liebe wird gleichsam eins mit den Sternen, es ist die geliebte Gestalt, die uns ergreift! Dann hat gleichsam die Unendlichkeit ein Zeichen, ein Ring, an dem wir uns in ihr fest halten, und unser Schmerz löst sich, wenn die Banden des Raums von uns fallen.

Das heilige Leben der Natur, ihre zarten nie verblühenden Gestalten ziehen uns ins Reich der unermesslichen Kräfte.

Der unendliche Himmel liegt vor unserm Auge, das Geräusch der Wasserströme, Symbole des nie stockenden Lebensquelles der Natur, tönen in unserm Ohre; — so so dringt heilige, unendliche Fülle durch unsre Sinne, und der Sturm der Sehnsucht verwandelt sich in ein laues Lüftchen.

Aber jetzt schallt der Ton einer Glocke durch die Nacht, und wir kehren mit unförm Empfinden in das engbegrenzte menschliche Seyn, in die Bande der Zeit zurück.

Unser Herz sucht den Geliebten aufs neue, und findet nur seine Sehnsucht wieder.

Der Vf. der Agnes von Lilien.

Wie so herrlich! wie so prächtig,
 Allbezaubernde Natur!
 Durch Gewölk der Mond jetzt flimmert,
 In dem Mond die Aue schimmert,
 Auf der Au die Grille wimmert,
 Einsam, und es horcht die Flur!
 Wie durch reine Aetherlüfte,
 Wohlgeruch und Blüthendüfte
 Mir die jungen Zefirs wehn!
 Wie in einem Wonnemeer
 Schwimm' ich, alles um mich her
 Ist so herrlich, ist so hehr!
 Ach! man möchte schier vergehn.
 In dem Meer von Seligkeiten,
 In der stillen Zauberpracht
 Dieser feyerlichen Nacht!
 Irr' ich hier noch auf der Flur?
 Oder hast du meine Sinnen
 Mir bethört, entrückt von hinnen
 In das Engelreich, Natur?
 Will die Wahrheit von mir fliehn?
 Wie bezaubert tauml' ich hin,
 O der Paradieseschöne!
 Deine dir geweihten Söhne
 Leitest durch geheime Töne
 Du durchs Leben himmelan,
 Träume mancher fernen Zeiten
 Schaffst du um zu Wirklichkeiten,
 Webst in goldner Seligkeiten
 Schleyer himmelschön sie ein:

Selig, die sich deiner freu'n!
 Manche himmlische Gefühle,
 Die der Thor nicht fühlen kann,
 Wehst du in der Morgenkühle,
 Bey des Abends leichter Ruh,
 Süßen Odems ihnen zu!

CONZ.

Der Venusstern und ein Wald blühen am schönsten am Morgen und am Abend: auf beyde treffen dann die meisten Strahlen der Sonne. Daher war unserm *Victor* im Walde, als gieng er durch die Pforte eines neuen Lebens, die er an diesem feurigen Morgen mit der Sonne, die neben ihm von Zweigen zu Zweigen flog, durch das brausend Gehölze, hinweg unter vollstimmigen Aesten, die so viele bewegte Spielwalzen waren, über das im grünen Sonnenfeuer stehende Moos, und unter dem ins himmlische Blau getauchte Tannengrün hindurchschwankte. — Und an diesem Morgen erneuerte sich in seinem Herzen die schmerzhafteste Aehnlichkeit von vier Dingen — von dem *Leben*, einem *Tage*, einem *Jahre*, einer *Reise*, die einander gleichen im frischen Jubelanfang, im schwülen Mittelstück, im müden fatten Ende. —

JEAN PAUL FR. RICHTER.

Oft such' ich Trost im hohen Wald,
 Von Eich', und Buche dicht und alt,
 Wo unter grün gewölbter Nacht
 Mich schauerliche Kühl' umfacht,
 Und Balsamduft aus Laub und Kräutern

Mein schweraufathmend Herz erweitern.
 Dort wo kein Lichtstrahl mich entdeckt,
 Auf kühles Moos sanft hingestreckt,
 Laufsch' ich des Hügels leisen Quell,
 Der dunkel hier, dort silberhell
 Wie der West die Zweig' erschütteret,
 Rasch ins Thal vorüberzittert;
 Dem Säuseln durch den hohen Wald,
 Vom hohlen Anfellaut durchschallt,
 Und vom Geseufz der Ringeltaube
 Aus hochzeitlicher Wipfellaube;
 Auch mancher Honigsammlerin,
 Die froh am bunten Ufer hin
 Sich von Blum' auf Blume schwingt,
 Und zur süßen Arbeit singt.
 Bald schwebt der Schlaf in Lilienduft
 Aus des Zwillingbruders Kluft
 Daher auf thauigem Gefieder,
 Und schließt mir sanft die Augenlieder
 Mit leisem Finger, weich wie Flaum;
 Und mancher wunderbare Traum
 Zeigt mir im Thal Elysiums
 Die Weisesten des Alterthums,
 Die Schaarweis sich und einsam freun
 In dämmerlichem Rosenschein.
 Holdlächelnd winken mir die hohen
 Ringsum gefeyerten Heroen,
Homer; Theokritus, Virgil,
 Und stimmen mir das Saitenspiel,
 Dem Zitterraden, und schnell erwacht.
 Hör' ich noch durch Zaubermacht,
 Sanfter Melodien Schall
 In gemessnem Wechsellall
 Wogen, wie ein weites Meer,
 Oben, unten, ringsumher,
 Die waltend mir ein holder Geist
 Im Wehn des Waldes heräufeln heist.
 So hebt in Gottes Tempel sich,
 Voll ernster Andacht, feyerlich
 Des Chors harmonischer Gesang
 Mit Orgel- und Posaunenklang,
 Dafs rings der hochgefäulten Hallen

Durchdämmerte Gewölb' erschallen
 Von Gott, der Erd' und Himmel schuf;
 Der Fromme horcht dem Donnerruf
 Des Dreymalheilig, staunt, erschrickt,
 Und wird zu Engelwonn' entzückt!
 So abgeschieden, so voll Himmels,
 So satt unheiliges Getümmels,
 Mög' ich im Schoofs umbüfchter Auen
 Mein Eremitengärtchen baun,
 Bey armer Kost und stillem Buch
 Und Saitenspiel mir selbst genug,
 Bis mich mein Genius verjüngt
 Zur Schaar verwandter Geister bringt!

I. H. Voss.

O! sollte doch auch ich, nach solcher weiten Reise,
 Und so viel Ungemach, bey euch seyn gleicher-
 weise,
 Ihr Thäler, ihr Gebirg', ihr Brunnen, und du
 Strand
 Des Bobers, da man mich zum ersten auf der Hand
 Herum getragen hat, wo die begraben lieget,
 So mich zur Welt gebracht, und wo ich erstlich
 krieget
 Dies schlechte, was ich weiß! Ich halte nichts auf
 Geld,
 Auf Ehre, die vergeht, und Gaukeley der Welt.
 Mein Wunsch ist einig der, mit Ruh da wohnen
 können,
 Wo meine Freunde sind, die gleichsam alle Sinnen
 Durch starke Zauberey mir haben angethan,
 So daß ich ihrer nicht vergessen will, noch kann.
 Hier wollt' ich, was mir noch übrig ist von dem
 Leben,
 Wie wenig es auch ist, mir und den Meinen geben;
 Ein Feld, ein kleines Feld selbst bauen mit der
 Hand,
 Dem Volke zwar nicht viel, doch selber mir bekannt.
 Ich würde zu voraus die lange Zeit vertreiben,
 Wie auch bisher geschehn, mit Lesen, und selbst
 Schreiben;

Verachten sicherlich das, was das blaue Feld
Des Meeres weit und breit in seinen Armen hält;
Weil alles eitel ist, die Kräfte ausgenommen,
Die von den Sinnen nur und vom Gemüthe kom-
men,

Das aller Eitelkeit, die der gemeine Mann
Für große Sachen hält, getrost entsagen kann.
Ich lernte täglich was aus meinem Leben nehmen,
So nicht darein gehört, und die Begierden zähmen,
Und fragte nichts darnach, ob einer, der sein Land
Aus Ehrgeitz übergiebt den Feinden in die Hand,
Und mit dem Eide spielt, mit Sechsen prächtig
führe,

Und, wenn er lüge schon, bey seinem Adel
schwüre.

Kein Herr der sollte mich sehn bey dem Wagen
gehn,

Und mit der Hofebursch vor seiner Tafel stehn.
Dem allen ab zu seyn, wollt' ich mich ganz ver-
hüllen

Mit tausend Bücher Schaar, und meinen Hunger
stillen

An dem, was von Athen bisher noch übrig bleibt,
Das was *Aristons Sohn*, ein Gott der Weisen schreibt,
Was *Stagirites* sagt, *Pythagoras* verschweiget,
Homerus, unser Prinz, gleich mit den Fingern zeigt,
Und was der treffliche *Pluarchus* hat gewußt,
Ja mehr ganz Griechenland das wäre meine Lust,
Dann wollt' ich auch zu Rom, der Königin der
Erden,

Was mein Latein belangt, mit Ehren Bürger wer-
den

Der große *Cicero*, *Sallustius* ingeleichen,
Und *Maro*, würden mir die Hände selber reichen;
Auch *Flakkus*, der so wohl in seine Leier singt,
Daß der Thebaner Schwan kaum also schön erklingt.
Der reiche *Seneca* an Witz und an Vermögen,
Der schlaue *Tacitus*, und was noch ist zugegen
Müßt alles um mich seyn. — —

Nur die auf den Lauf der Welt recht Achtung geben,
Erlernen der Natur hier angemessen leben.

Sie bauen auf den Schein des schnöden Wesens nicht,
Das beydes nur die Zeit gebietet und zerbricht.

Sie werden durch den Wahn, der wie ein blinder
irret,

Im Fall er die Vernunft will meistern, nicht ver-
wirret;

Sie wissen allen Fall des Lebens zu bestehn,
Und können unverzagt dem Tod entgegen gehn.

M. OPITZ VON BOBERFELD.

Tochter Edens, o Ruh, die du die Finsterniß
Stiller Haine bewohnst; unter der Dämmerung
Mondver Silberter Pappeln

Mit verschlungenen Armen weilst;

Mit dem Schäfer am Bach stötest; der Schäferin

Unter Blumen der Au singest und Kränze slichst,

Und dem Schellengeklingel

Ihrer tanzenden Schäfchen horchst:

Wie der Jüngling die Braut liebet, so lieb ich dich,

Allgefällige Ruh! spähe dir immer nach;

Bald auf duftenden Wiesen,

Bald im Busche der Nachtigall.

Endlich bietest du mir, Herzenserfreuerin

Deinen himmlischen Kranz! ach! und umarmest
mich

Wie den stötenden Schäfer,

Wie die singende Schäferin.

Jeden Lispel des Baums, jedes Geräusch des Bachs,

Jedes ländliche Lied, welches dem Dorf entweht,

Wandelt, Göttin! dein Odem

Mir in Sphärengeßanges Ton!

Hingegossen auf Thau, blick ich den Abendstern,

Deinen Liebling, o Ruh! blick ich den Mond hinan,

Der so freundlich, so freundlich

Durch die nickenden Wipfel schaut,

Ruhe, lächle mir stets, wie du mir lächeltest

Als mein Knabengelock, mit der entknospeten

Rosenblume begränzet,

Abendlüftchen zum Spiele flog.

Hier bey Früchten und Milch, unter dem Halmen-
dach,

L

Weil' o Freundin bey mir, bis du mich an der
Hand

Eines ländlichen Mädchens
Edens Hütten entgegenführst!

HOELTY.

— — Ich lobe mir das Feld, den Bach,
Den moosumwebten Felsen und den Wald.
Mir ist's nun so. Ich leb' und bin ein König.
Sobald ich alle jene Herrlichkeiten
Verlassen habe, die ihr andern bis zum Himmel
mit Einem tausendstimm'gen Schall erhebt.

Wenn *nach Natur zu leben* Weisheit ist,
und wer ein Haus sich bauen will, zuförderst
auf einen guten Grund bedacht seyn muß;
so sprich, wo ist ein Ort zum glücklich leben
Bequemer eingerichtet als das Land?
Wo sind die Wintertage lauer? Wo
die Lüfte lieblicher, des Hundsterns Wuth
zu mildern, und den Grimm des Löwen, den
der Sonne schärfster Pfeil getroffen hat?
Wo unterbricht den Schlaf die Sorge minder?
Riecht oder glänzt das Wiesen gras vielleicht
so gut nicht als das schönste Mosaik?
Und ist das Wasser, das auf euern Plätzen
das enge Bley zu sprengen strebt, ist's reiner
als jenes, das mit murmelndem Geriesel
den Bach hinab in kleinen Wellchen eilt?
Ihr selber pflanzt ja zwischen Marmorsäulen
Gebüsche, lobt ein Haus, je freyer es
ins Feld hinausieht! — Wie verächtlich ihr
sie von euch stofst, die stärkere Natur
kommt immer unverfehns zurück und dringt
durch euern falschen Eckel siegend durch.

HORAZ.

An diesem Hain, vom Erlenbach durchtanzt,
Ein Gärtchen nur vor einer kleinen Hütte,
Mit schlanken Pappeln malerisch umpflanzt,
Ist alles was ich vom Geschick erbitte.

Hier würde mir die Weisheit Rosen streun,
 Des Himmelsfriede meinen Geist umfließen,
 Und einft, o goldnes Bild! im Abendschein,
 Die Freundschaft mir die Augen weinend schliessen.

Hell würde sich des reinsten Glückes Spur
 Mir dann entwölken, fern vom Weltgetümmel,
*Wo Liebe, Freundschaft, Weisheit und Natur
 In frommer Eintracht wohnen, ist der Himmel.*

Auf jenem Vorland, von der Wog' umrauscht,
 Wo die Betrachtung gern, auf grünen Matten,
 Die leisen Tritte der Natur belauscht,
 Erhöhe sich mein Grab im Eichenschatten.

Kein Marmorbild, kein thatenreicher Stein,
 Vor dem erröthend sich die Wahrheit wendet,
 Entehrte des Entschlummerten Gebein,
 Den eitler Gröfse Schimmer nie geblendet.

Die Rose nur würd' über meinen Staub
 Des zarten Mooses Wohlgeruch verhauchen,
 Der Thränenweide niederhangend Laub
 Mit leisem Flüftern in die Flut sich tauchen;

Die Nachtigall, vom Lenzgesträuch umblüht,
 Um ihren Freund dort in der Dämmerung klagen,
 Und Dafne mir, von Zärtlichkeit durchglüht,
 Das Opfer einer Thräne nicht verlagen.

MATTHISSON.

Entlegnes Thal, von Fichtenhöhe begrenzt,
 Mit Erlenreihn umhegte flache Matten!
 O Bach, auf dem ein goldnes Schlaglicht glänzt!
 O Meierhof, im dunkeln Wallnussfchatten!

Der Freudenruf entzückter Wanderer grüßt
 Dich, holdes Thal, vom Gipfel ferner Hügel;
 Betrachtung sinnt, wo sich dein Quell ergießt;
 In deinem Hayn lauft der Begeiftrung Flügel.

Nimm trauter Hayn, nimm Schattengang, mich
auf!

In deiner Nacht ent schlummern alle Sorgen!
Beschränkt wie du, ist auch mein Erdenlauf;
Dein Ausgang mir, so wie sein Schlufs, verborgen.

Hier ruht der Ehrsucht Schiff am treuen Strand;
Genügsamkeit band es an Blumenküsten,
Der Vorwitz legt sein Fernrohr aus der Hand;
Besorgniß späht nicht nach der Zukunft Wüsten.

Die Bosheit sprüht hier nicht ihr Nattergift
Auf unbeforgter Unschuld Rosenkronen,
Gerechte Gleichheit theilt des Landmanns Trift,
Und Freyheit herrscht, wo gute Menschen wohnen.

O selig, wer, nach freyer Herzenswahl,
In diesem Grund sich heimlich siedeln konnte?
Wie dort Petrarch im felsumragten Thal;
Wie Xenophon im ländlichen Scillonte.

Wer lang' bereut, daß er es einst versucht
Sich in das Gleis des Weltlings zu gewöhnen,
Der eil', entflohn dem Sturm, in dieser Bucht,
Der Meinung nicht, nur der Natur zu fröhnen:

Hier darf ein Herz, das man schon oft verrieth,
Noch eine Welt sich träumen, frey von Bösen;
Die Liebe, die des Schickfals Härte schied,
Sucht hier den Gram in Thränen aufzulösen.

O du, die mich mit Serafshuld umschwebt,
Entfernte! hier belebt sich mein Vertrauen;
Die Zukunft glänzt von Hoffnungsgold durchwebt;
Hier dürften wir ein Zufluchtshüttchen bauen.

Die Liebe braucht ein Feld und einen Pflug;
Ein Halmendach, das sie getreu verberge;

Ein Räumchen zur Umarmung weit genug,
Und einen Platz für zwey vereinte Särge.

O ruht' ich hier, an häuslich stillem Ziel,
Nicht mehr verlockt von nichtigen Entwürfen!
O möchte nie das öde Weltgewühl
In seine trüben Strudel mich verschlürfen!

Fern, wie das Meer ein Hirt in Ennas Thal,
Hört' ich die Flut der Zeitgeschichte tosen;
Nur edler Freyheitshelden Rosenmal
Krönt' ich mit Eichenlaub und Silberrosen.

— — — — —
Dort wo, gelind', in lauer Luft gewiegt,
Die schlanken Pappeln sich zusammenlehnen,
Vergöls', an meine Urne hingeschmiegt,
Mein junges Weib der Treue stille Thränen.

SALIS.

Alfonso floh in dieses unwirthbare
Verlassne Eiland, floh mit fest zerstörtem Sian
In dies Gebirg, und fand mehr als er suchte drin,
Erst *Rub*, und, mit dem stillen Fluß der Jahre,
Zuletzt *Zufriedenheit*, Ein alter Diener, der
Ihn nicht verlassen wollte, die einz'ge treue Seele
Die ihm sein Unglück liefs, begleitet' ihn hicher,
Und ihre Wohnung war nun eine Felsenhöhle.

Allmählig hob sein Herz sich aus der trüben Flut
Des Grams empor, die *Nüchternheit*, die *stille*,
Die *reine freye Luft*, durchläuterten sein Blut,
Entwölkten seinen Sinn, belebten seinen Muth.
Er spürte nun, das, aus der ew'gen Fülle
Des Lebens, Balsam, auch für seine Wunden, quille,
Oft brachte die *Magie von einem Sonnenblick*
Auf einmahl ausj der Gruft der Schwermuth ihn
zurück.

Und als er endlich dies Elyfium gefunden,
 Das, ringsumher mit Wald und Felsen eingefchanzt,
 Ein milder Genius, recht wie für ihn gepflanzt,
 Fühlt' er auf einmahl sich von allem Gram ent-
 bunden,

Aus einer ängftlichen traumvollen Fiebernacht
 Als wie zur Dämmerung des ew'gen Tags erwacht,
 Hier, rief er feinem Freund, vom unverhofften
 Schauen

Des fchönen Orts entzückt, hier laß uns Hütten
 bauen!

Die Hütte wird erbaut, und, mit Verlauf der Zeit,
 Zur Nothdurft erft verfehnt, dann zur Gemächlich-
 keit,

Wie fie dem Alter eines Weifen
 Geziemt, der minder ftets begehret als bedarf. —

Und fo verlebt' er nun in Arbeit und Genuß
 Des Lebens fpäten Herbst, befchäftigt, feinen Garten,
 Den Quell von feinem Ueberfluff,
 Mit einer Müh, die ihm zu Wolluft wird, zu
 warten.

Vergessen von der Welt, — und nur, als an ein
 Spiel

Der Kindheit, fich erinnernd aller Plage
 Die ihm ihr Dienft gebracht, — befolgt feine Tage
Gefundheit, Unfchuld, Ruh, und reines Selbstgefühl.

Nach achtzehn Jahren farb fein redlicher Gefährte.
 Er blieb allein. Doch deſto feſter kehrte
 Sein ſtiller Geiſt nun ganz nach jener Welt ſich hin,
 Der, was er einſt geliebt, itzt alles angehörte,
 Der, auch er ſelbſt ſchon mehr als dieſer angehörte.
 Oft in der ſtillen Nacht, wenn vor dem äußern Sinn
 Wie in ihr erſtes Nichts die Körper ſich verlieren,
 Fühlt' er an ſeiner Wang' ein geiſtiges Berühren.

Dann hört' auch wohl ſein halb entſchlummert Ohr
 Mit ſchauerlicher Luſt, tief aus dem Hayn hervor,
 Wie Engelſtimmen ſanft zu ihm herüber hallen.

Ihm wird als fühl' er dann die dünne Scheidwand
 fallen,
 Die ihn noch kaum von seinen Lieben trennt;
 Sein *Innes* schließt sich auf, die heil'ge Flamme
 brennt
 Aus seiner Brust empor; sein Geist im reinen Lichte
 Der unsichtbaren Welt, sieht himmlische Gesichte.

Sie dauern fort, auch wenn die Augen sanft betäubt
 Entschlummert sind. Wenn dann die Morgensonne
 Den Schauplatz der Natur ihm wieder aufschließt,
 bleibt

Die vor'ge Stimmung noch. *Ein Glanz von Him-*
melswonne

*Verkläret Fels und Hayn, durchschimmert und erfüllt
 Sie durch und durch; und überall, in allen
 Geschöpfen, steht er dann des Uerschaffnen Bild,
 Als wie in Tropfen Thau's das Bild der Sonne, wallen.*

So fließt zuletzt unmerklich *Erd' und Himmel*
In seinem Geist in Eins. Sein Innerstes erwacht,
 In dieser tiefen Ferne vom Getümmel
 Der Leidenschaft in dieser heil'gen Nacht
 Die ihn umschließt, erwacht der reinste aller
 Sinne —

Doch — wer versiegelt mir mit unsichtbarer Hand
 Den kühnen Mund, daß nichts unnennbars ihm
 entrinne?

Verstummend bleib' ich stehn an dieses Abgrunds
 Rand.

WIELAND.

Freundliche hehre Natur, du lächelst Weisheit und
 Einfalt,

Freyen Sinn, und zur That Kraft und Ent-
 schlufs in das Herz!

Wen dein lächelnder Blick zum vertrauteren Lieb-
 ling geweiht hat,

Eilet gern aus dem Dunst und dem Gerassel
 der Stadt

Eilt in die grünen Gefild', - und athmet auf, und
 empfindet
 Menschlicher, neben des Hains lüftigen Bache
 gestreckt.
 Aber wenn sein Schickfal in dumpfge Mauern ihn
 kerkert,
 Pflanz er sich, wie er kann, irgend ein Gärt-
 chen zum Trost;
 Mirte, Zitron' und Rose, die Balsamin' und der
 Goldlack,
 Und süsduftendes Kraut, schmücken sein Fen-
 stergefims;
 Eine blühende Lind' und Kastanie, nicht von des
 Gärtners
 Bildender Scheere gestutzt, oder die Reb' an
 der Wand,
 Die, voll junger Trauben, ihr schwebendes Grün
 um der Wohnung
 Sonnige Fenster geschmiegt, säufelt ihm Küh-
 lung und Ruh,
 Kränz', o Viol' und Narzisse, mein Haar! des Gefil-
 des Bewohner
 Bin ich, und nicht der Stadt! —

Voss.

Wo vernimmt der Mensch am reinsten die
 Stimme der Natur und Wahrheit? Im Tumult
 der Städte? Unter diesem Gewirre kleinlicher
 Leidenschaften, welche dort unser Herz
 umstricken? — Nein: im Freyen und auf
 dem Lande, nur da ermannt sich unser Geist,
 nur da empfindet er reiner die Majestät des
 Univerfums, diese so gewaltig Sprechende
 und rührende Majestät. Hier gewinnt sei-
 ne Empfindung Ausdruck; hier entflammt
 sie sich, und das Bild, das die Seele vom
 Ganzen empfängt, wird um so schöner und

erhabener, als sich der Horizont erweitert,
der uns umgiebt.

MERCIER.

— O!

Mein liebes Feld! wann sehen wir uns wieder?
Wann wirds so gut mir werden, bald aus Schriften
Der Alten, bald in stillem Müsiggang
und ungestörtem Schlaf, ein liebliches Vergessen
Der Stadt und ihres Lebens einzuschlürfen!
Wann werd ich wieder selbstgepflanzten Kohl mit
Speck

und dem Pythagoras verwandte Bohnen
auf meinem Tische sehn! O wahre Göttermahl!
O frohe Nächte! wo ich mit den Meinen
es mir am eignen Heerde schmecken lasse,
und mit denselben Speisen, die ich vorgekostet
mein muth'ges junges Hausgefinde füttere.
Vom Unsinn eurer Trinkgesetze frey
leert jeder meiner Gäste nach Gefallen
ungleiche Becher, größer oder kleiner,
so wie der stärkere mehr vertragen kann,
der schwächere lieber langsam sich befeuchtet.
Nun spinnet unvermerkt ein trauliches Gespräch
sich an, nicht über anderer Leute Wirthschaft, nicht
ob Lepos übel tanze oder gut?
Wir unterhalten uns von Dingen, die
uns näher angehn, welche nicht zu wissen
ein Uebel ist: ob Reichthum oder Tugend
den Menschen glücklich mache? Vortheil oder
Rechtchaffenheit das Band der Freundschaft
knüpfe?

Was wahres Gut, und was das Höchste sey? —

HORAZ.

Mir ist der Liebling des Himmels, der, fern vom
Getümmel der Thoren
Am Bache schlummert, erwachet und singt, Ihm
mahllet die Sonne

Den Ost mit Purpur; ihm haucht die Wiese, die
 Nachtigall singt ihm;
 Ihm folget die Reue nicht nach, nicht durch die
 wallenden Saaten,
 Nicht unter die Heerden im Thal, nicht an sein
 Traubengeländer,
 Mit Arbeit würzt er die Kost, sein Blut ist leicht wie
 der Aether,
 Sein Schlaf verfliegt mit der Dämmerung, ein Mor-
 genlüftchen verweht ihn. —
 Ach wär' es auch mir vergönnt, in euch, ihr hol-
 den Gefilde,
 Gestreckt in wankende Schatten, am Ufer schwatz-
 hafter Bäche,
 Hinfort mir selber zu leben! — — —
 — — — Ach möchte
 Doch Doris die Thränen in euch von diesen Wan-
 gen verwischen,
 Und bald Gespräche mit Freunden in euch mein Lei-
 den verfließen,
 Bald redende Todte mich lehren, bald tiefe Bäche
 der Weisheit
 Des Geistes Wissensdurst stillen! dann gönnt' ich
 Berge von Demant
 Und goldne Klüfte dem Mogul, dann möchten krie-
 g'rische Zwerge
 Felshohe Bilder sich bau'n, die steinerne Ströme
 vergößen, —
 Ich würde sie nimmer beneiden, —

E. CH. V. KLEIST.

Glücklich ist der, dem das Loos fiel,
 der mütterlichen Erde nahe und treu zu
 bleiben, und in dem unmittelbaren Umgang
 mit der Natur seine Freude, seine Arbeit
 und seine Bestimmung zu finden! Er ist an
 der wahren Quelle der ewigen Jugend, Ge-
 sundheit und Glückseligkeit, Leib und See-
 le bleiben in der schönsten Harmonie und

in dem besten Wohlseyn; Einfachheit, Frohsinn, Unschuld, Zufriedenheit begleiten ihn durchs Leben, und er erreicht das höchste Ziel des Lebens, dessen er in dieser Organisation fähig ist. — Herder sagt so schön:

Mir gefällt des Freundes Entschluß, der, dem
Kerker der Mauern

Entronnen, sich sein Tusculum erwählt.

Warum thürmten Unsinige wir die gehauenen
Felsen?

Zu fürchten etwa ihren schnellen Sturz?

Oder uns zu verbaun des Himmels glänzenden,
Anblick?

Zu rauben uns einander selbst die Luft?

Anders lebte voreinst in freyer und fröhlicher Un-
schuld,

Von solcher Thorheit fern, die junge Welt
Auf dem Lande. Da blühen unschuldige Freuden,
Sie füllen

Mit immer neuer Wohl lust unsre Brust.

Da schaut man den Himmel. Da raubt kein
Nachbar den Tag uns.

Apoll aus frischen klaren Quellen beut

Trank des Genius uns, O kennten die Menschen
ihr Glück nur,

Gewiß in finstre Städte barg es nicht

Unsre Mutter Natur, nicht hinter Schlösser und
Riegel;

Für alle blüht in offner freyer Flur,

Wers nicht suchte, fand. Wer reich ist ohne Pro-
cente,

Genießt. Sein Schatz ist, was die Erde beut.

Hier der rinnende Bach, sein Silber. Es steigt in
Aehren

Sein Gold empor, und lacht am Bäumen ihm.

Dunkel im Laube verhüllt singt seine Kapelle. Da
klaget,

Frohlockt und streitet seiner Sängers Chor,

Anders klagt in der Stadt der | gefangene traurige
Vogel ;

Ein Slave, der ihm feiñ | Körnchen streut,
Glaubt, er sänge dem Herrn. Mit jedem Tone ver-
wünscht er

Den Wüterich, der ihm seine Freyheit stahl. —
Auf dem Lande beglückt die Natur; ihr Affe, die
Kunst, darf

Nur furchtsam dort und züchtig sich ihr nahn.
Schau hier diesen Pällast, die grüne Laube, Ge-
wölbet

Von wenig dichten Zweigen birgt sie dich,
Wie den Perfermonarch sein Haus von Cedern, und
schenkt dir,

Was jenen flieht, gefunden süßen Schlaf,
Große Städte sind große Laster. Der eigenen Freu-
den

Beraubst, hascht nach fremden Freuden man,
Alles in ihnen ist gemahlt, Gesichter und Wände,
Gebörden, Worte, selbst das arme Herz.

Alles in ihnen ist von kostbaren Holz und von Mar-
mor,

Von Holz und Marmor sind auch Herr und
Frau.

O Landesarmuth, o wie bist du reich!
Wenn man hungert, so ist man dort, was jegliche
Jahrzeit

An mannichfaltiger Erquickung dir
Froh gewährt. Der Pflug wird Tafel, das grünen-
de Blatt wird

Ein reiner Teller für die schöne Frucht,
Reinliches Holz dein Krug, dein Wein die erfri-
schende Quelle,

Die frey von Giften dir Gesundheit strömt,
Und mit sanftem Geräusch zum Schlaf dich ladet;
indessen

Hoch über dir die Lerch' in Wolken singt,
Steigend auf und hernieder, und schießt dir nah
an den Füßen

In ihr geliebtes kleines Furchenneß. — —

In der That nur das Landleben erhält von innen und von aussen Gemüthsruhe und Gleichmuth, der so sehr Lebenserhaltend ist; es giebt zwar Freuden, Hoffnungen, Genüsse in Menge, aber alle ohne Heftigkeit, ohne Leidenschaft, *temperirt durch den sanften Ton der Natur.* —

C. W. HUFELAND.

O glücklichster — hier zwischen vertraulichen
Bächen,
Und an heiligen Quellen erfrischt dich schattige
Kühlung.
Dort der Zaun, der hinab an benachbarter Grenze
des Feldes
Stets hybloische Bienen in Weidenblüte bewirbt,
Tönt mit leisem Gesumme dich oft in gemächlichen
Schlummer:
Hier am hangenden Fels singt hoch der scherende
Winzer;
Während indess dein Liebling, die heisere Taube
des Waldes,
Rastlos girrt, und die Turtel vom lustigen Wipfel
der Ulme, —

VIRGIL.

Liebtlich ertönt das Geräusch, das die Pinie drü-
ben
Dort an dem Felsengequell uns herabschwirrt. —
— — — — — Lieblicher singst du;
Unter dem Oelbaum hier und dem schattigen Haine
gelagert.
Schau, wie kalt das Gewässer daherstürzt! Schau,
da sproßet
Gras und polsterndes Moos, da ertönt Feldheimen;
geschwätz dir!

THEOKRIT.

Wer aus! schöner Natur Weihendem Brunnquell
 schöpft,
 Meidet niedriger Lüfte Sumpf; —
 — Seelengefühl trinkt sein geweihter Blick,
 Ihn entzücken des Buchenwalds
 Säulenhallen, der Luft sternbefäter Dom,
 Und der Spiegel des klaren See's.
 Silber gießt ihm des Monds ruhiges Flimmerlicht;
 Gold der Scheidende Sonnenstrahl;
 Perlen streut ihm der Thau, färbt sich zum Edel-
 stein
 Auf dem wankenden Tulpenkelch,
 Kräuselnd blüht sich das Moos, polstert den Fel-
 senfütz,
 Schwellt zum Sofa die Rasenbank;
 Der gefällige Lenz sticket ihm Teppiche
 Mit Viole und Guldendee.
 Frische haucht ihm die Kluft, athmet das Birken-
 laub,
 Das vom duftigen Frühthau träuft;
 Schatten bräunen sich ihm und der ummooste Bach
 Rauscht ihm Kühlung und Schlummerton.
 Baldachinen von Laub breitet der Eiche Schirm
 Ueber ländlicher Lieb' Altar,
 Und des Nachtigallhains dämmerndes Brautgemach
 Hellt die Leuchte des Abendmonds.

SALIS.

Wem, bey dem Eintritt in das Leben
 Der Charitinnen Weihekufs
 Die Stirn berührt, und wem Natur zum Mit-
 genuss
 Ein *fühlend Herz* und *zarten Sinn* gegeben:
 Nur der kann über Pöbellust
 Und niedre Freuden sich, der Glückliche, erhe-
 ben:
 Oft werden Schauer seine Brust
 Im Mondenschein, im Sternenlicht durchbeben:
 Er wird die Stimmen der Natur,
 Der Mutter hohen Geist und großes Herz ver-
 sehen,

Den Frühling herrlicher durch die erwachte Flur,
 Die Sonne segnender am Himmel wandeln sehen:
 Im Wettersturm und in der Wüste Wehen
 Erkennen seiner Göttin Spur:
 Ihn trübt Begeisterung von steiler Felsenhöhen,
 Ihn schreckt zerrissner Himmel Aufruhr nicht:
 In blitzversenkten Eichenwipfeln
 Und in verbrannter Berge Gipfeln
 Kennt er ihr liebend Angesicht.

Im Blumenthal, im bunten Schmelz der Aue,
 Vom jungen Bienenvolk umschwirrt,
 durch das mäandrisch dort das stille Bächlein irrt,
 Verweilt sein Auge gern; es schmelzt im Morgen-
 thale
 Sein Herz; die Gegend um ihn her,
 Von leichtem Silberflore übersponnen,
 Gleich einem Tempe jetzt; von hellen Tropfen
 schwer
 Blinkt ihm der Buchenhain in tausend jungen Son-
 nen.
 In ungefärbtem Glanz wird er die Schönerheit sehn,
 Sie, tausendfach geschmückt, von hohem Reitz
 umflossen,
 Und ihr Gewand in Wellenlinien
 Zu ihren Füßen leicht herabgegossen,
 Verändert und doch Eins, die Göttin ohne Tadel;
 Und ihren Schmuck und ihren Geistesadel
 In ihren äusseren Erscheinungen verstehen,

An das Unendliche wird sich sein Fittich wa-
 gen,
 Mit schreckenden Gebirgen hoch empor
 Gen Himmel seine Seele ragen;
 Begeisterung bis zu der Gottheit Thor
 Ihn mit verwegnem Fluge tragen;
 Am gränzenlosen Ocean
 Der Wasserwelt, am höhern uferleeren
 Der Sternwelt sucht er sich neue Bahn,
 Der Wogen lauter Gang, der stille Lauf der Sphären
 Wird ihm des Ewigen Gefühl beredter lehren.

Oft wandelt einsam / er, beym goldnen Sternenschein;
 Betrachtung senkt sich zu ihm nieder,
 Ein süßser Schreck durchzittert seine Glieder:
 Wie fühlt er im Unendlichen sich klein,
 Und im Unendlichen wie großs sich selber wieder!
 Gewurzelt steht er da in dieser Wohlfluß Schwüle,
 Verlohren in das Meer entzückender Gefühle,

Zur Sittenwelt hat ihm mit treuer Hand
 Die Sinnenwelt den Schlüssel übergeben;
 Die beyde knüpft ein heilig Band,
 Und in einander fließt der beyden zartes Leben!
 Hat jene ihre Größe nicht
 Und ihrer Milde Geist und ihrer Schönheit Licht
 In die mit großen Ziffern eingeschrieben?
 Wer die Natur nicht liebt, kann keinen Menschen
 lieben;

Wer sie nicht fühlt, der Stieffsohn der Natur,
 An ihr nicht hängt mit innigen Ergötzen,
 Verlohren hat er sich auf diese Erdensflur:
 Er sey verdammt zu schnöden Schätzen,
 Zu Geld und Gut, verdammt zu niedrer Wollust
 Lüften,

Verstoßen ist er von der Mutter Brüsten;
 Der Menschheit himmlische Beglaubigung der
 Thränen

Wie süßser Than — hat nie sein Auge noch erhellt.
 Der reinen Freuden Zauberland
 Ist ewig ihm verwehrt; sie, die mit holder Hand
 Des Lebens Faden schöner spinnen.
 Die Töchter froher Harmonie,
 Die Schmerzenlindernder, die süßsen Pierinnen,
 Vernahm sein Ohr, erfah sein Auge nie:
 In ihrer Grotte wird ihm nie ein Lied gelingen!
 Er darf den Thyrsus der Begeisterung nicht schwin-
 gen,

Es giebt nur wenige Menschen, die wissen, wie weit die Harmonie der *aussern* Natur mit *unserer* reicht, und wie sehr das ganze All nur *Eine* Aeolsharfe ist, mit längern und kürzern Saiten, mit langsamern und schnellern Bebungen vor einem göttlichen Hauche ruhend.

JEAN PAUL FR. RICHTER.

Ich bet', o heilige Natur,
 Dich an mit *Zeno Epikur*,
Pythagoras und *Sokrates*,
 Und *Plato* und *Diogenes*:
 Dich, *Weltgeist*, hehr und unbekannt,
 Dem Weisen minder nur, genannt
Jehova, *Jupiter* und *Thor*,
Zeus, *Oromazes*, *Tien* und *Gott*,
 Der Land und Feuer, Luft und Meer,
 Und alle Himmelskreiß' umher,
 Mit Wachsthum regt und Lebensgeist,
 Und fort zu höhern Leben reißt
 Durch manches Schicksals Nacht und Tod,
 Bis zum letzten Morgenroth.

I. H. Voss.

Lebt und webt es doch stets in der Natur! Es schläft
 Nie die Kraft, die den Schoos unsrer gesegneten
 Großen Mutter befruchtet,
 Und der Säugenden Brüste schwellt.

O du Ewigkeit her — alles umarmende
 Alldurchdringende Kraft — Sage, wie nenn' ich
 dich!
 Wunderfame, wer bist du?
 Niegelebne, wo haulest du?

Leben, nimmer gezählt, preisen dich, Künstlerin,
 Leben jeglicher Art, Kondor und Kolibri,

M

Strauspolype und Flufspferd,
Riefenmuschel und Räderthier.

Aber lauter, denn sie; preißt dich des Menschen-
geist,
Dich der *Kant's* Vernunft, dich der Gesang *Homers*,
Dich der Zirkel des *Newton*,
Dich der Pinsel des *Rapbael* —

Ahnd' ich Wahrheit? Bist du jenes unendliche,
Unbegreifliche Ding, welches des Denkers Flug
Zu erfliegen, der Hymne
Schwung umsonst zu erschwingen ringt?

Bist du Gottheit? Bist du's, welchen die Myrias
Menschenzunge besingt, den der Mäander *Zeus*,
Den der Jordan *Jehova*,
Der *Isuren* der Ganges grüßt?

Schwindelnd steh' ich am Rand deiner Unendliche-
keit!

Eins nur fass' ich. Ich bin deiner Unendlichkeit
Mitgenosse, bin Tropfe
Deines ewigen Flammenborns.

In des flammenden Borns Silbergeriesel fließt
Einst der Tropfe zurück, freut sich der Einigung,
Und durchrollt der Welten
Allumgürtenden Ocean.

KOSEGARTEN.

Auf und vernimm der Geheimnisse Größtes.
Alles, was da ist
ruhet in mir, wie die Luft im weiten, unendlichen
Aether,
und kehrt wieder zurück nach seinem vollendeten
Zeitlauf,
in die Quelle des Seyns, aus welcher es wieder her-
vortritt.

Vater und Mutter der Welt, der Erscheinungen
 Grund und Erhalter,
 ihre Geburt und Wiederauflösung und endlicher
 Ruhort,
 Regen und Sonnenschein, Tod und unsterbliches
 Leben,
 Aus- und Einkehr bin ich, der Dinge Seyn und
 Verschwinden.

— — — — —
 Nichts ist größer als Ich. Wie die köstliche Perle
 an der Schnur hängt,
 hangen die Wesen an Mir. Ich bin im Wasser die
 Feuchte,
 Licht in der Sonn' und im Mond', Anbetung bin
 ich im Wedam,
 Schall in dem Firmament, und Menschennatur in
 der Menschheit,
 süßer Geruch in der Erd' und Glanz in der Quelle
 des Lichtes.
 Leben und Glut in Allem, des Weltalls ewiger
 Saame. — —

Ich bin der Schöpfung Geist, ihr Anfang, Mittel
 und Ende, —
 Millionen Formen, Geschlechter, Arten und Farben,
 Das ist meine Gestalt. Auf! siehe mit himmlischem
 Auge

Mich, wie ich bin —
 Arjan sahe die hohe Gestalt in himmlischer Zierde,
 Vielbewafnet, geschmückt mit Perlen und köstlichen
 Kleidern,
 Duftend in Wohlgerüchen, bedeckt mit seltenen
 Wundern.

Allenthalben umher der Häupter Blicke gerichtet,
 hielt er die Welten in sich, geschieden in jede Ver-
 änderung.
 Uebertäubt von den Wundern, das Haar vor Schre-
 cken erhoben,
 sank der Schauende nieder und betete preisend den
 Gott an:

„Ewiger, in dir seh ich die Geister alle, ver-
 sammelt,

Bebet meine Harfe von selber?
 Rauschen deine stärkere
 Wehen, deine lindere Lispel darein?
 O Allmutter Natur!
 Unsichtbare Sichtbare!
 Ueberall Hörbare, überall Fühlbare!
 Wo dein melodischer Laut mir tönt,
 Wo deines himmlischen Lächelns Widerstrahl
 Ueber der Fläche der Erde schwebt,
 Wann du dein Zaubergewand dem Frühling
 Um die schwellenden Hüften wirfst,
 Wann du in tausend Vögelkchlen
 Deine schöne Seele hauchst,
 Und von schwanken Aesten nieder
 Der Akzent der Liebe schwebt,
 Und der aromatische Duft im Hain,
 Und der Balsamathem des Blüthenzweigs
 Die unsichtbare Göttin verräth,
 Alle die Kinder deiner Liebe,
 Die Wesen alle Dir zeugen.
 Wann aus vergeudendem Füllhorn
 Der braune Sommer,
 Der falbere Herbst
 Deinen Segen,
 Deiner Fruchtbarkeit Fülle spendet,
 Und stillerhaben
 Der feyrende Winter
 (So ist die Ruhe des grossen Mannes
 Fruchtbarer Thaten Beginn)
 Deine schaffende Ruhe verkündet;
 Ueberall du Allschöpferin,
 Wo du säufelst im West,
 Wo du wandelst im Sturm,
 Schmetterst im Donner,
 Und in der wilden Woge zürnend brausest;
 Ueberall verfolgt dich mein Aug,
 Und ich sehe dich nicht, erkenne dich nicht,
 Ahnde dich nur.
 In deine stille Grotte,
 Wo du sinnend sitzest,

Zu deiner Rechten tausende der Leben zu tausendern
 gereicht,
 Immer schaffest, immer zerstörest,
 Nie — zernichtest,
 Schwindelt hinab mein Blick,
 Und die schwankende Seele hebt;
*Denn deinen Schleyer hat
 Kein Endlicher noch aufgedeckt.*
 Lafs mich dich anbeten immer,
 Mög' harmonisch mein Leben seyn wie du,
 Und wann ich mich vereine wieder mit dir,
 Soll der edlere Hauch
 Den du mir einbliefest,
 Ewig tönen zu deinem ewigen
 Gleich grossen, gleich harmonischen Concert.
 CONZ.

— *Hienieden* wollte die *Natur* uns zeigen,
 Wie viel *dort oben* sie vermag. —

PETRARCA.

O du, der Gottheit Glanz! durch den ich da
 Der sel'gen Welt Triumphspracht erblickte:
 Verleih mir Kraft zu sagen, wie ich's sah!
 Es ist dort oben eine reine Klarheit,
 Darin erscheint der Schöpfer dem Geschöpf,
 Das Frieden sucht, im Schauen ew'ger Wahr-
 heit.
 Ein Strahl nur scheint sie ganz; und dieser wallt
 Rückstrahlend auf des höchsten Himmels Bo-
 gen,
 Giebt Leben ihm und schaffende Gewalt.
 Und wie zum Bach an seinem Fuß ein Hügel
 Sein Bildniß neigt, als sah' er, hold ge-
 schminkt
 Mit Grün und Blumenschmelz, sich gern im
 Spiegel;
 So schien sich Alles, was von uns nach droben
 Zurückgekehrt, zu spiegeln in dem Licht,
 Auf tausend Stufen rings herum erhoben.

Und faßt in sich die untersten der Reihn
 So vieles Licht, wie weit entfaltet müssen
 Die äußern Blätter dieser Rose seyn?

Mein Auge maafs mit ungehemmten Schweifen
 Die Höh' und Weite durch; es wurd' ihm
 leicht,

Den Umfang all der Wonne zu begreifen.

Hier giebt und nimmt die Näh' und Ferne nicht:

Denn das Naturgesetz hat da, wo Gott

Unmittelbar regieret, kein Gewicht.

DANTE (AGLIGHIERI).

Was ist *Natur*? was ist diese plastische Bildnerin, die alles verändern, umbilden, auflösen, entwickeln, erneuern nur nichts erschaffen und vernichten kann? Ist sie, wie *Platon* und seine spätern Schüler es sich dachten, ein verständiges Wesen, eine Intelligenz, eine Seele der Welt? oder gar unmittelbares Wirken Gottes, seine lebendige Kraft, die alles umfaßt und belebt, und die Materie umstaltet? — Wie schwer diese Frage zu entscheiden sey, wird derjenige am besten empfinden, der auch die Frage: was ist *Gott*? oft und reiflich erwogen hat, und dem dieses Nachdenken das Bekenntniß des Syrakusers ablockt: je mehr er die Tiefen dieses erhabensten Wesens zu ergründe versuche, je unmöglicher finde er es, zu sagen, was es sey. Wir überlassen speculativen Köpfen, geübten Metaphysikern beyde Aufgaben zur Entscheidung, und falls sie dieselbe nicht lösen könnten, zur Uebung ihrer Urtheils- und Einbildungskraft. Uns genügt nichts Geringeres als Wahrheit, und diese bietet uns die Betrachtung der Schö-

pfung in überschwenglichem Mafse dar. Je weniger wir im Stande sind, eine einzige Kraft in der Natur ganz zu begreifen, um so viel mehr finden wir zur ehrfurchtsvollsten Anbetung, zur feurigsten Dankbarkeit, zur kindlichsten Gegenliebe; die dringendste Veranlassung. Die Natur, es sey als Wirkung oder wirkende Kraft, bleibt allezeit die erste unmittelbare Offenbarung Gottes an einem jeden unter uns. „Sie ist ein offenes Buch, sagt der beredte *Büffon*,“ in welchem wir lesen, als in einem Exemplare oder Abdruck der Gottheit. Was wissen wir anders von unserm unsichtbaren, unerforschlichen Urheber, als was uns die laute Stimme dieser Offenbarung durch so unendlich viele bewundernswerthe Kräfte verkündigt? Eben das Unbegreifliche, nicht bloß im Kreislaufe der Gestirne, sondern in der Entwicklung eines jeden Dinges aus seinem unsichtbaren Keime; das Uerschöpfliche so vieler Millionen Zeugungen, die stets dem Urbilde ähnlich sind; kurz, dieses beständige, jedoch fast unerkannte Wunder, das nun seit einigen Jahrtausenden währt und immer wieder vor unsern Augen sich erneuert, — ist Vorbereitung unseres Geistes zu Wundern anderer Art, zum Glauben an jene nachfolgenden Offenbarungen, welche das Heil des Menschengeschlechtes näher betrafen, und die Hoffnungen der Vorwelt erfüllten.

Wohin wir uns wenden, sehen wir überall nur Wirkung in der Welt; den Wirker selbst erblicken wir nie. Die thä-

tige, lebendige Kraft, die alles in der uns bekannten Schöpfung wirkt, ist geistig und unsichtbar. Eine erstaunlich große körperliche Masse ist der Stoff, den sie bearbeitet, und den sie, anstatt ihn zu erschöpfen, unerschöpflich macht. Zeit, Raum und diese Materie sind ihre Mittel, das Weltall ihr Schauplatz, Bewegung und Leben ihre Endzwecke.

G. FORSTER.

Ganze Zeitalter sind uns über Erforschung der Natur verfloßen, und noch sind wir ihrer nicht müde. Einzelne haben in dieser Beschäftigung ihr Leben hingebacht, und nicht aufgehört, auch die *verschleiyerte Göttin anzubeten*. Die größten Geister haben, unbekümmert um die Principien ihrer Erfindungen, in ihrer eignen Welt gelebt, und was ist der ganze Ruhm des scharffinnigsten Zweiflers gegen das Leben eines Mannes, der eine Welt in seinem Kopfe und die ganze Natur in seiner Einbildungskraft trug?

F. W. I. SCHELLING.

Keine höhere Gefinnung, kein untadelhafteres Principium aller Handlungen kann es geben, als die *Liebe zur ganzen Natur*. In dieser ist Zufriedenheit mit allen Schickfahlen, Gelassenheit im Leiden, Standhaftigkeit im Arbeiten, Einwilligung in alles was die Nothwendigkeit der Natur, und das Verhältniß unsrer Umstände von uns fordert, mit eingeschlossen. Und diese Lie-

be der ganzen Natur: wie kann sie einem menschlichen Herzen statt finden, als wenn sie sich in die Liebe Gottes gleichsam umbildet? Er ist es, welcher dem Guten, das uns durch die ganze Natur wiederfährt, das Ansehn des Wohlwollens giebt; dem Schönen, was wir in ihr sehen, den Stempel des Verstandes und der Kunst aufdrückt. Und dann erst kann die Welt ein Object von Empfindung und Zuneigung werden, wenn sie gleichsam der immerwährende Beweis, einer über uns waltenden Güte und Weisheit ist.

Wer genießt eines schönen Tages, der glänzenden Sonne, der heiteren Luft, des sanftwallenden Abendlichts, einer mit allen Schönheiten des Frühlings geschmückten Flur, wer genießt ihrer mehr, als der, welcher in allem diesen, einen großen, über alles erhabenen, ihm zulächelnden, ihm Wohlseyn zusagenden, Wohlseyn von Zeit zu Zeit, (als ein Unterpfand einer bessern Zukunft,) verschaffenden Freund erblicket? Und wer fühlt nicht, wenn ihn die Natur in eine Rührung dieser Art versetzt, sich zu allem Guten gestärkter, zur Uebernehmung schwerer Pflichten aufgelegter: wer drückt nicht in denselben seine Mutter, seinen Freund zärtlicher ans Herz? Wer denkt nicht alsdann an die Beschwerden des Lebens, an die Beleidigungen, die ihm von seinen Nebenmenschen wiederfahren, an den Druck, welchen er von den Höhern leidet, mit mehr Gelassenheit? und ist dies nicht die Fassung der Seele, die sich der

Vollkommenheit nähert; die zur Ausübung der Tugend vorbereitet? Und war diese nicht eine Folge der lebhaft gewordenen Idee von Gott?

GARVE.

Natur, Natur, vernimm mich! Alles, alles
 Was Odem hat im ungeheuren Tempel
 Des großen *All's* — vereine sich mit mir
 Zur Anbetung, zum Preis, und jauchze glühend
 Den tausendstimm'gen Lobgesang hinauf!
 O haucht ihm sanft, ihr schmeichlerischen Lüfte,
 Ihm, dessen Geist in eurer Frische athmet!
 O lispelt ihm im öden Schattendunkel,
 Wo einsam die gebogne Felsensichte
 Die braune Nacht mit heil'gem Schrecken füllt,
 Und ihr Orkane, deren küh'nre Stimme
 Fernher gehört, die Welt mit Schauern füllt;
 Hebt himmelan den Donnerfestgesang,
 Und zeigt, durch wen ihr wüthet! — Stille Flüsse,
 Ihr sanften Quellen stimmt sein Loblied an?
 Und laßt es mich Begeisterten vernehmen!
 Ihr schnellen, niederreisenden Gewässer,
 Ihr sanften Bäche, die ihr labyrinthisch
 Das Thal durchirrt; und du erhabnes Meer,
 Verborgne Welt von Wundern in dir selbst —
 Erheb das Lob des *Wundergeist's*, der dich
 Jetzt brüllen heist; jetzt tobend spricht: Verstumme!
 Sanft wirbelt euren Weihrauch, Kräuter, Früchte!
 Ihr Blumen schickt ihn in gemischten Wolken
 Zu ihm hinauf, dem *Besten*, dessen Sonne
 Euch auferzieht, euch Balsamdüfte spendet,
 Und dessen Pinsel eure Krone mahlt!
 Ihr Wälder neigt euch! — —

Die ihr am hohen Himmel wacht,
 Wenn unter euch bewußtlos unsre Erde
 In Schlaf versunken liegt — ihr *Sternenböhre*
 Ergießet eure schönsten Strahlen! laßet
 Im goldbeströmten Aether eure Engel

Die Silberleier rühren! Grofse Quelle
 Des Tages! Schönstes Bild von deinem Schöpfer!
 Die du von Welt auf Welten unverfiegbar
 Die goldne Fluth des Lebens träufelst — grabe
 Mit jedem Strahl fein Lob in die Natur!
 Der Donner rollt — die Unterwelt verstumme —
 Weil ein Gewölk den Preisgefang dem andern
 Zurücktönt! — —

Wenn der Tag
 Erlofchen ist, und lautlos unter ihm
 Die zwitfchernden Geschlechter schlummern — dann
 Du süfsefter der Vögel! — dann bezaubre
 O holde Nachtigall, die stillen Schatten,
 Und lehr' die Nacht das Lob des Unerfchaff'nen!
 Vor allem du, für den die ganze Schöpfung
 So himmlifch lächelt, — *du o Mensch, das Haupt,*
Die Zunge und das Herz des Ganzen! — Kröne
Den grofsen Hymnus. —

THOMSON.

K U N S T.

Im Fleiß kann dich die Biene meistern,
 In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer seyn,
 Dein Wissen theilest du mit vorgezognen Geistern:
 Die Kunst, o Mensch, hast du allein!

SCHILLER.

Die Kunst ist das eigenthümlichste Vorrecht der Menschennatur, weil bey der Hervorbringung und dem Genusse schöner Kunstwerke *alle* Kräfte derselben in dem schönsten Verhältnisse geübt werden, und weil daher auch die Bildung, die sie gewähren, ächt menschlich ist.

*Der Verf. d. Kritik über Schillers
 Künstler in d. Akad. d. sch.
 Redek. —*

— Trenn dich den Kühnsten weih'n.
Macht unfre Sitten sanft, und lehrt uns menschlich
seyn!

OVID.

Hier ist der Menschheit Heiligthum!
O! wäre nie im Schatten dieser grünen
Geweihnten Gäng' Apollons Chor erschienen,
Uns bliebe kaum des Thieres Ruhm.

Vom Bildner, der sein Ideal
Bey diesen Lorbeern fand in Rosendüften,
Erhob der Mensch sich zu den Aetherlüften
Der Wahrheit, in der Sonne Strahl.

Vom Dichterhauch aus Pindus Hain
Ward unfer Geist auf des Gefanges Wogen
Zum Reiche der Begriffe fortgezogen,
Und maß der Sterne fernen Schein.

Die Schönheit goß voll Heiterkeit
Ihr Licht von diesen Höhn' auf unfre Erde;
Da rief die Pflicht ihr schöpferisches Werde!
Und vor uns war Unendlichkeit.

Wer nicht der Schönheit Morgenroth
Als Greis noch liebt mit Feuerkraft der Jugend,
Der ist kein Mensch, ein Joch ist seine Tugend,
Und er ein Sklav' und ein Despot.

O! rausche stärker, Lorberhain!
In deinem Sturm will ich den Menschen singen,
Wie mit Vernunft die Sinne ewig ringen,
Wenn beide sich der Kunst nicht weihn.

Und strafen will ich jeden Stäat,
Der sie verschmäht! er stellt dem Laster Netze,
Zertheilt des Menschen Geist, und giebt Gesetze,
Ein Greuel für den Götter-Rath,

Wie seine Bürger irre gehn!

Er treibt sie zu der Wissenschaften Gipfeln,
Entfernet von der Künste Blütenwipfeln,
Die auf dem rechten Pfade wehn.

Hinan

Hinan den höchsten Berg! der Erde Kinder,
Hinauf! dort weht der Menschheit Athem linder,
Dort strömt der Wahrheit Strahlenmeer!

Wallt sicher an der Künste Hand;

Sie schenken euch dereinst des Adlers Flügel
Zu immer kühnern Flug auf ferne Hügel,
Die kaum des Sehers Auge fand.

K. L. WOLTMANN.

Was kann zweckmäßiger als das moralisch Gute seyn; hiezu gelangen wir nicht ohne die Künste: wo sie fehlen kann der Mensch sich zwar durch Bürgergesetze discipliniren, doch zur Befreyung von der bürgerlichen, der thierischen, und der drückendsten von allen, der eigenen Sklaverey, zur Herrschaft der wahren Menschheit, gelanget er ohne Künste, den Bilderinnen zum feinsten moralischen Sinne, nicht.

K. L. POERSCHKE.

So lange die menschliche Natur existirt, wird der Trieb zur Darstellung sich regen, und die Forderung des Schönen bestehen. Die nothwendige Anlage des Menschen, welche, sobald sie sich frey entwickeln darf, schöne Kunst erzeugen muß, ist ewig. Die Kunst ist eine ganz eigenthümliche Thätig-

keit des menschlichen Gemüths, welche durch ewige Grenzen von jeder andern geschieden ist. — Alles menschliche Thun und Leiden ist ein gemeinschaftliches Wechselwirken des Gemüths und der Natur. Nun muß entweder die Natur, oder das Gemüth den letzten Grund des Daseyns eines gemeinschaftlichen einzelnen Produkts enthalten, oder den ersten bestimmenden Stoff zu dessen Hervorbringung geben. Im ersten Fall ist das Resultat *Erkenntniß*. Der Charakter des rohen Stoffs bestimmt den Charakter der aufgefaßten Mannichfaltigkeit, und veranlaßt das Gemüth, diese Mannichfaltigkeit zu einer bestimmten Einheit zu verknüpfen, und in einer bestimmten Richtung die Verknüpfung fortzusetzen, und zur Vollständigkeit zu ergänzen. Erkenntniß ist eine Wirkung der Natur im Gemüth. — Im zweyten Fall hingegen muß das freye Vermögen sich selbst eine bestimmte Richtung geben, und der Charakter der gewählten Einheit bestimmt den Charakter der zu wählenden Mannichfaltigkeit, die jenem Zwecke gemäß gewählt, geordnet und wo möglich gebildet wird. Das Produkt ist ein *Kunstwerk* und eine Wirkung des Gemüths in der Natur. Zur *darstellenden Kunst* gehört jede Ausführung eines ewigen menschlichen Zwecks im Stoff der äußern mit dem Menschen nur mittelbar verbundenen Natur. Es ist nicht zu besorgen, daß dieser Stoff je ausgeht, oder daß die ewigen Zwecke je aufhören werden, Zwecke des Menschen zu seyn. — Nicht weniger ist die Schönheit

durch ewige Gränzen von allen übrigen Theilen der menschlichen Bestimmung geschieden. Die reine Menschheit (ich verstehe darunter hier die vollständige Bestimmung der menschlichen Gattung) ist nur eine und dieselbe, ohne alle Theile. In ihrer Anwendung auf die Wirklichkeit aber theilt sie sich nach der ewigen Verschiedenheit der ursprünglichen Vermögen und Zustände, und nach den besondern Organen, welche diese erfordern, in mehrere Richtungen. Wenn ich hier voraussetzen darf, daß das *Gefühlvermögen* vom *Vorstellungsvermögen* und *Begehrungsvermögen* spezifisch verschieden sey; daß ein mittlerer Zustand zwischen dem Zwang des Gesetzes und des Bedürfnisses, ein Zustand des *freyen Spiels*, und der bestimmungslosen Bestimmbarkeit in der menschlichen Natur eben so nothwendig sey, wie der Zustand gehorsamer Arbeit, und beschränkter Bestimmtheit: so ist auch die Schönheit eine dieser Richtungen und von ihrer Gattung — der ganzen Menschheit, wie von ihren Nebenarten — den übrigen ursprünglichen Bestandtheilen der menschlichen Aufgabe, *spezifisch verschieden*.

Aber nicht blos die Anlage zur Kunst und das Gebot der Schönheit sind physisch und moralisch nothwendig; auch die *Organe* der schönen Kunst versprechen Dauer. Es muß doch wohl nicht erst erwiesen werden, daß der *Schein* ein unzertrennlicher Gefährte des Menschen sey? Den Schein der Schwäche, des Irrthums, des Bedürfnisses mag

das Licht der Aufklärung immerhin zerstören: der *freye* Schein der spielenden Einbildungskraft kann darunter nicht leiden. . . . Uebrigens ist es sehr natürlich und begreiflich, daß auf einer gewissen *mittlern Höhe* der künstlichen Bildung Grübeleÿ und Vielwisseÿrey, jene leichten Spiele der Einbildungskraft, lähme und erdrücke, Verfeinerung und Verzärtelung das Gefühl abschleife und schwäche. Durch den Zwang unvollkommener Kunst wird die Kraft des Triebes abgestumpft, seine Regsamkeit gefesselt, seine einfache Bewegung zerstreut und verwirrt. Die Sinnlichkeit und Geistigkeit ist aber im Menschen so innig verwebt, daß ihre Entwicklung zwar wohl in vorübergehenden Stufen, aber auch nur in diesen divergiren kann. *In Masse* werden sie gleichen Schritt halten, und der vernachlässigte Theil wird über kurz oder lang das Veräumte nachholen. Es hat in der That den größten Anschein, daß der Mensch mit der wachsenden Höhe wahrer Geistesbildung auch an Stärke und Reizbarkeit des Gefühls, also an *ächter ästhetischer Lebenskraft* (Leidenschaft und Reiz) eher gewinne als verliere.

FR. SCHLEGEL.

Kunst unterscheidet sich von der Natur, wie das Vermögen, Werke, von dem Vermögen, bloße Wirkungen hervorzubringen, von der Wissenschaft, wie bloße Geschicklichkeit (Können vom Wissen), und vom Handwerke, wie freye Kunst von der Lohnkunst.

Wenn die Kunst, dem *Erkenntnisse* eines möglichen Gegenstandes angemessen, blos ihn wirklich zu machen die dazu erforderlichen Handlungen verrichtet, so ist sie *mechanische*, hat sie aber das Gefühl der Lust zur unmittelbaren Absicht, so heisst sie *ästhetische Kunst*. Diese ist entweder *angenehme* oder *schöne Kunst*. Das erste ist sie, wenn der Zweck derselben ist, das die Lust die Vorstellungen als blosse *Empfindungen*, das zweyte, das sie dieselbe als *Erkenntnisarten* begleite.

Es giebt nur dreyerley Arten schöner Künste; die *redende*, die *bildende Kunst* und die *des Spiels der Empfindungen* (als äusserer Sinneneindrücke). Die redenden Künste sind *Beredsamkeit* und *Dichtkunst*. Der Redner kündigt ein Geschäft an, und führt es so aus, als ob es blos ein *Spiel* mit Ideen sey, um die Zuhörer zu unterhalten. Der Dichter kündigt blos ein unterhaltendes *Spiel* mit Ideen an, und es kommt doch so viel für den Verstand heraus, als ob er blos dessen Geschäft zu treiben die Absicht gehabt hätte.

Die *bildenden Künste* sind entweder die der *Sinnewahrheit* oder des *Sinnenscheins*. Die erste heisst die *Plastik* (Bildhauerkunst und Baukunst), die zweyte die *Mahlerey*. Die Kunst des *schönen Spiels* mit äusseren Empfindungen begreift *Musik* und *Farbenkunst* unter sich.

KANT.

Schon der gemeine Redegebrauch unterscheidet *Natur* und *Kunst*, und setzt beyde

einander entgegen. Wenn wir etwas als Naturprodukt beurtheilen, so verstehen wir darunter die Wirkung einer nothwendigen, ohne Ueberlegung und freye Wahl nach unveränderlichen Gesetzen hervorbringenden Kraft, die entweder völlig todt ist, wie in unbelebter Materie, oder durch unwiderstehliche Lebenstriebe wirkt, wie in einigen thierischen Körpern, in welchem Falle wir sie Instinkt zu nennen pflegen. Kunstprodukt dagegen nennen wir alles, was durch *freye Wahl*, nach den Absichten eines denkenden Wesens hervorgebracht ist.

In allgemeinsten Verstande könnten wir daher die *Kunst* als das Vermögen betrachten, einen Gegenstand nach freyer Wahl durch Regeln der Vernunft hervorzubringen. Dieses Gebiet der Kunst ist weit, und erstreckt sich über alles ohne Ausnahme, was durch menschliche Ueberlegung und menschlichen Fleiß erzeugt wird.

Zuerst ist die freye Kunst vom Handwerke zu unterscheiden. *Handwerk* wäre denn alles, was nach einmal festgesetzten Regeln so ausgeübt wird, daß nach der ersten Erlernung keine weitere Anstrengung der Seelenkräfte dazu erforderlich ist; wöbey daher alles auf maschinenartigen Fleiß ankommt, der eben darum auch nicht in sich selbst Befriedigung findet, sondern blos um des damit verbundenen Lohnes willen geübt wird. *Freye Kunst* dagegen nennen wir die, die blos um ihrer selbst willen aus natürlicher Neigung zur Sache selbst, als Geisteswerk, nicht aber als blos körperliche Ar-

beit betrieben wird. Hieraus ergibt sich von selbst, daß es nur auf den Mann ankommt, der sich einer gewissen Beschäftigung gewidmet hat, um jede, auch die edelste Kunst zum Handwerk herab zu würdigen, oder das Handwerk zum Range einer freyen Kunst zu erheben.

Ausserdem aber findet sich noch ein merklicher Unterschied unter *mechanischen* und *schönen* Künsten. *Mechanisch* nennen wir die Kunst, sobald sie vorzüglich auf das *Nützliche* gerichtet ist, und nur durch die Brauchbarkeit ihrer Werke zu bestimmten Absichten ihren Werth erhält. Dagegen nennen wir die Kunst *schöne Kunst*, wenn sie durch eine sinnlich vollkommene Darstellung die Erregung des Wohlgefallens am Schönen zur unmittelbaren Absicht hat. Diese Absicht, unsern ästhetischen Sinn durch Darstellung des Schönen zu erwecken und zu befriedigen, uns aus dem engen Kreise des Bedürfnisses unsrer rohen Natur in eine Welt des geistigen Genusses zu versetzen, und einen Himmel in uns zu erschaffen, in dem die zarte Blume der veredelten Menschheit allein gedeihen kann — diese Absicht, sag' ich, kann auf verschiedene Weise erreicht werden, weil durch verschiedene Sinne der Mensch von der Natur zum Empfangen eines geistigen Genusses ausgestattet ward. So wirkt die Dichtkunst nebst der Beredsamkeit durch Worte, die lebendigsten Zeichen der Empfindung und Handlung; die bildende Kunst durch wirkliche Darstellung des schönen Lebens, in körperlichem Stoff; (dahin ge-

hören z. B. Mahlerey, Bildhauerey) die Musik durch Töne, welche die Naturempfindung wecken, und das Spiel der Empfindungen veranlassen, dem die in Freyheit gesetzte Seele, alles um und neben sich vergessend, in süßen Träumen so gerne nachhängt,

SCHMIDT — PHISELDECK,

Während die *Natur* dadurch eine Probe von der Weisheit ihrer Einrichtung giebt, daß sie bey ihren Werken die Schönheit nicht selten höhern Zwecken aufopfert; kann und muß die *Kunst*, die bey den ihrigen keinen andern Zweck hat, als zu gefallen, alle ihre Maafsregeln dem Gesetze der Schönheit unterordnen. Daher hat es der darstellende Künstler so ganz in seiner Gewalt, von dem Geschöpfe seines Geistes alles zu entfernen, was die angenehme Wirkung hindern und schwächen, dasselbe hingegen mit allem auszustatten, was diese Wirkung erleichtern und verstärken kann. Der Freund der *Natur* findet in den Meisterwerken der *Kunst* alle die Reize wieder, die er in dem Gebiete seiner Freundin kennen und lieben gelernt hat; aber er findet sie, die er sonst auf jenem weiten Gebiete an unzähligen Gegenständen mit vieler, oft vergeblicher Mühe auffuchen mußte -- er findet alle diese Reize durch die Kunst in einem einzigen Gegenstande vereinigt, von allem fremdartigen geläutert und in ein Ganzes zusammengewebt, dessen erster überraschender An-

blick mit entzückender Wonne und dessen fortgesetzte Betrachtung mit der Ueberzeugung begleitet wird, daß die Natur dieses Werk gerade so gemacht haben würde, wenn das Vergnügen der Sterblichen ihr einziger Zweck gewesen wäre.

REINHOLD.

An einem Produkte der schönen Kunst muß man sich bewußt werden, daß es Kunst sey und nicht Natur, aber doch muß die Zweckmäßigkeit in der Form desselben von allem Zwange willkürlicher Regeln so frey scheinen, als ob es ein Produkt der bloßen Natur sey. Auf diesem Gefühle der Freyheit im Spiele unserer Erkenntnißvermögen, welches doch zugleich zweckmäßig seyn muß, beruht diejenige Lust, welche allein allgemein mittheilbar ist, ohne sich doch auf Begriffe zu gründen. Die Natur war schön, wenn sie zugleich als Kunst aussehe und die Kunst kann nur schön genannt werden, wenn wir uns bewußt sind, sie sey Kunst und sie uns doch als Natur aussehe. — Als Natur aber ercheint ein Produkt der Kunst dadurch, daß zwar alle *Pünktlichkeit* in der Uebereinkunft mit Regeln, nach denen allein das Produkt das werden kann, was es seyn soll, angetroffen wird, aber ohne *Peinlichkeit*, d. i. ohne eine Spur zu zeigen, daß die Regel dem Künstler vor Augen geschwebt, und seinen Gemüthskräften Fesseln angelegt habe.

KANT.

Das wahre Meisterstück, dünkt mich, erfüllet uns so ganz mit sich selbst, daß wir des Urhebers darüber vergessen; daß wir es nicht als das Produkt eines einzelnen Wesens, sondern der *allgemeinen Natur* betrachten. *Young* sagt von der Sonne, es wäre Sünde in den Heiden gewesen, sie nicht anzubeten. Wenn Sinn in dieser Hyperbel liegt, so ist er dieser: der Glanz, die Herrlichkeit der Sonne ist so groß, so überschwenglich, daß es dem roheren Menschen zu verzeihen, daß es sehr natürlich war, wenn er sich keine größere Herrlichkeit, keinen Glanz denken konnte, von dem jener nur ein Abglanz sey, wenn er sich also in der Bewunderung der Sonne so sehr verlor, daß er an den Schöpfer der Sonne nicht dachte. Ich vermuthe, die wahre Ursache, warum wir so wenig Zuverlässiges von der Person und den Lebensumständen des *Homer* wissen, ist die Vortrefflichkeit seiner Gedichte selbst. Wir stehen voller Erstaunen an dem breiten rauschenden Flusse, ohne an seine Quelle im Gebirge zu denken. Wir wollen es nicht wissen, wir finden unsere Rechnung dabey es zu vergessen, daß *Homer*, der blinde Bettler, eben der *Homer* ist, der uns in seinen Werken so entzückt. Er bringt uns unter Götter und Helden; wir müßten in dieser Gesellschaft viel Langeweile haben, um uns nach dem Thürsteher so genau zu erkundigen, der uns hereingelassen. Die Täuschung muß sehr schwach seyn, man muß wenig Natur, aber

destomehr Künstelei empfinden, wenn man so neugierig nach dem Künstler ist.

G. E. LESSING.

Es ist gewifs, daß ein aus lebendiger Empfindung hervorgegangenes Kunstwerk auch des erhabensten und gebildetsten Geistes, wenn es nur nicht den Stempel der Gelehrsamkeit oder eines gekünstelten Ausdrucks, sondern das einfache Gepräge der Natur trägt, zu dem Gefühle jedes Menschen verständlich spricht.

FERNOW.

Das Werk der Kunst kann nur dann als schön erscheinen, wenn es als freyes Werk der Natur erscheint, so wie umgekehrt ein Werk der Natur nur dann schön ist, wenn wir in ihm eine Aehnlichkeit mit der Kunst, eine harmonische Verbindung aller Theile zu einem in sich selbst vollendeten Ganzen wahrnehmen, welche uns auf die Idee eines schaffenden Vernunftwesens, aus der jene Naturschönheit entsprungen war, zurückführt. Groß und vielumfassend ist diese Forderung, welche wir an den Künstler machen; er soll sein Werk darstellen, frey und in sich vollendet, wie die Natur schafft, und doch den Regeln getreu, welche der Begriff und die Abicht seines Kunstwerkes erfordert. Dieselbe zweckmäßige, nach Verstandesregeln bildende Schöpferkraft, welche wir in der Natur wahrnehmen, muß also in gewissem Maasse dem Künstler beywohnen,

der sich über die mechanische Nachahmung in das höhere Gebiet der wahren Kunst empor schwingen will.

SCHMIDT — PHISELDECK.

Die Verbindung und Harmonie beyder Erkenntnißvermögen, der Sinnlichkeit und des Verstandes, die einander zwar nicht entbehren, aber doch auch ohne Zwang und wechselseitigen Abbruch nicht wohl vereinigen lassen, muß unabsichtlich seyn, und sich von selbst so zu fügen scheinen, sonst ist es nicht *schöne* Kunst. Daher alles Gefuchte und Peinliche darin vermieden werden muß; denn schöne Kunst muß in doppelter Bedeutung freye Kunst seyn; sowohl das sie nicht als Lohngeschäfte, eine Arbeit sey, deren Gröfse sich nach einem bestimmten Maafstabe beurtheilen, erzwingen oder bezahlen läßt, sondern auch das das Gemüth sich zwar beschäftigt, aber dabey doch, ohne auf einen andern Zweck hinauszusehen, (unabhängig vom Lohne) befriedigt und erweckt fühlt.

KANT,

Der gebildete Freund des Schönen, welcher in den Künsten Nahrung für Geist und Herz zu suchen gewohnt ist, weiß es einem Künstler schlechten Dank, der, statt sein Gefühl zu rühren, bloß seinem Sinne zu schmeicheln sucht.

In einem Kunstwerke, dessen Zweck Menschendarstellung, wo also der Mensch

im ganzen Umfange seines Begriffs, und immer als fühlendes und handelndes Wesen, der Hauptgegenstand der Kunst ist, da soll kein anderes Verdienst, kein anderes Interesse sich wichtig machen. Alle Künstlichkeit der Ausführung, alle Wissenschaft und Kenntniss soll sich bescheiden und anspruchlos hinter der Natürlichkeit der Darstellung verbergen. Keine theatralische Gruppierungskunst, kein Effekt schönfarbiger Tinten, keine Gaukeley eines blendenden Licht- und Schattenspiels soll den Sinn auf Kosten der Wahrheit, — kein Witz den Verstand auf Kosten des Gefühls bestechen. Rein und kunstlos, wie aus der lebendigen Natur aufgefaßt, soll das Bild durch den Sinn in die Seele des Betrachtenden übergehen. Hat die Darstellung nicht durch sich selbst wahres Interesse, ist ihr wesentlicher Inhalt nicht fähig unser Herz zu rühren, unsern Geist mit Ideen zu beschäftigen, unser Gefühl über die Sphäre alltäglicher Menschheit zu erheben; so ist das Gemälde ein zweckloses, seines Daseyns unwürdiges Kunstwerk, wenn es gleich mit *Correggio's* Zauberfackel beleuchtet, mit *Mengs* Gelehrsamkeit ausgedacht und mit *Danners* Pinsel gepinselt wäre. —

Das die Darstellung nicht mehr als Kunst, sondern in kunstmäßiger Schönheit als Natur erscheine, ist der Gipfel aller Kunst.

FERNOW.

Das Gesetz der Wahrheit ist in einem Kunstwerke befolgt, so bald es den Gegen-

stand gerade so darstellt, wie sein Urbild in der Natur selbst, unter den möglichst zweckmäßigen Umständen erscheinen würde, wenn es zugegen wäre. So malte *Titian*. So traf *Pergolese* die Tonfolge der leidenden Empfindung in seinem *Stabat*, so sind die Modulationen in seiner *Serva padrona* der Ausdruck der muntersten Laune, und so schildern *Gesner* und *Thomson* die schöne Natur.

Das Bestimmte wird erzielt, wenn der Künstler jedem Theile seines Werkes den wahren Charakter giebt, wenn er diejenigen Züge wählt, welche seinen Gegenstand auf die deutlichste Weise von jedem andern unterscheiden. So malte *Raphael*, so schrieben *Gluck* und *Benda*, so richtig und genau bezeichnete *Shakespeare* die verschiedensten Zeiten und Gegenden. — —

Wohlthätig sind die Werke schöner Künste auch dann an sich selbst, wenn sie gleichsam spielend und auf unschuldige Weise das Gemüth ergötzen. Ein Blumenstück von *Huisum*, eine Symphonie von *Pleyel*, ein anmuthvolles Liedchen von *Matthisson* erheitern die Seele des Kunstliebenden, der nachher zu seinen ernstlichen Pflichten mit erneuerter Kraft zurückkehrt.

Gemeinnützig werden die bildenden Künste, wenn sie das Andenken verdienter Männer in öffentlichen Denkmälern verewigen; gemeinnützig sind Dichtkunst und Tonkunst, wenn beyde vereinigt in erhabene Hymnen die Seele zu der innigsten Gottesverehrung erheben. Gemeinnützig ist die Redekunst, die in dem Lehramte das Herz

der Zuhörer den Vorschriften der Tugend öffnet, die vor dem Richterstuhle den Unschuldigen vertheidigt und rettet. Veredelnd sind die schönen Künfte, wenn sie den Menschen der rohen Sinnlichkeit, und der Härte des kalten Eigenfinns entziehen; wenn sie zugleich der Tugend die reizende Wonne sinnlicher Schönheit geben, und der sinnlichen Schönheit die himmlischsanfte Würde der Unschuld verschaffen.

Nützlich ausführend sind die schönen Künfte, wenn ihre begeisternden Mufen das Wort zur rechten Zeit sprechen; wenn sie sich bestreben, dem gegenwärtigen sittlichen Bedürfnis des Zeitalters zu begegnen; wenn in Zeiten der Verderbnis, der Erschlaffung und des verführenden Lasters ihre Stimme die Kraft und Würde der Tugend erhebt, und in Zeiten roher grausamer Härte die Gemüther zu mildern sucht. —

Die schönen Künfte vereinigen Kopf und Herz, sie entziehen den Menschen der thierischen Roheit der Sinne, und der Trockenheit eines unbegrenzt abstrakten Denkens, indem sie das *Schöne* mit dem *Wahren* und *Guten* vereinigen. Leicht und unbenutzt entstehen in ruhigen Augenblicken des Lebens Begriffe und Grundsätze in dem Gemüthe des Menschen; und diese sind meistens nachher seine Richtschnur, wenn er in dringenden Fällen sich entschließen und handeln muß. Achte Kunstwerke erregen die Liebe der Tugend, indem sie das Wahre, und das sittlich Rührende mit dem sinnlich Schönen verbinden. Wie mancher

Keim des Heldenfinns wurde durch die Lesung des *Homers* entwickelt! Wie manche Lebensweisheit wurde durch *Horaz* gebildet! Wie manche Flamme der reinsten Andacht wurde durch erhabne Bilder des *Psalmisten* erregt! Wie manches rauhe Gemüth wurde durch sanfte Modulationen der Tonkunst gemildert!

Ganz ungegründet ist es, daß die schönen Künste die Seele erschlaffen. *Alexander, Cäsar* und *Friedrich* waren warme Freunde der schönen Künste, und die gebildeten Römer und Griechen siegten über rohe Barbaren.

C. V. DALBERG.

Schöne Kunst ist Kunst des Genie's. Genie ist das Talent (Naturgabe) welches der Kunst die Regel giebt. Da das Talent, als angebohrnes productives Vermögen des Künstlers, selbst zur Natur gehört, so könnte man sich auch so ausdrücken: Genie ist die angebohrne Gemüthsanlage, durch welche die Natur der Kunst die Regel giebt. — Denn eine jede Kunst setzt Regeln voraus, durch deren Grundlegung allererst ein Produkt, wenn es künstlich heißen soll, als möglich vorgestellt wird. Der Begriff der schönen Kunst aber verstattet nicht, daß das Urtheil über die Schönheit ihres Produkts von irgend einer Regel abgeleitet werde, die einen Begriff zum Bestimmungsgrunde habe, mithin ohne einen Begriff von der Art, wie es möglich sey, zum Grunde zu legen. Also kann die schöne Kunst sich selbst nicht die

Regel ausdenken, nach der sie ihr Produkt zu Stande bringen soll. Da nun gleichwohl ohne vorhergehende Regel ein Produkt niemals Kunst heißen kann, so muß die Natur im Subjecte (und durch die Stimmung der Vermögen desselben) der Kunst die Regel geben, d. i. die schöne Kunst ist nur als Produkt des Genie's möglich. —

So wie nun zur *Hervorbringung* schöner Gegenstände *Genie* erfordert wird, so wird zu ihrer *Beurtheilung* *Geschmack* erfordert; (denn dieser ist das Vermögen der Beurtheilung des Schönen).

Man sagt aber auch von gewissen Produkten, von welchen man erwartet, daß sie sich, zum Theile wenigstens, als schöne Kunst zeigen sollten: sie sind *ohne Geist*; ob man gleich an ihnen, was den Geschmack betrifft, nichts zu tadeln findet. — *Geist* in ästhetischer Bedeutung heißt das *belebende Princip im Gemüthe*. Dieses Princip ist nun nichts anders, als das Vermögen der Darstellung *ästhetischer Ideen*; unter einer ästhetischen Idee aber verstehe ich diejenige Vorstellung der Einbildungskraft, die viel zu denken veranlaßt, ohne daß ihr doch irgend ein bestimmter Gedanke d. i. *Begriff* adäquat seyn kann, den folglich keine Sprache völlig erreicht und verständlich machen kann.

Zur schönen Kunst werden also *Einbildungskraft*, *Verstand*, *Geist* und *Geschmack* erforderlich seyn; aber die drey erstern Vermögen bekommen durch das vierte allererst ihre *Vereinigung*.

Eine Kunstschönheit 'der schönen' bildenden Künfte ist ein vom menschlichen Geiste und menschlicher Hand hervorgebrachtes Ganze, das durch eine *sichtbare* Einkleidung für wohlerzogene Menschen wohlgefällig wird, und durch diese sichtbare Einkleidung auf Vorstellungen eines inneren unsinnlichen Gehaltes führt, der gleichfalls Anspruch auf das Wohlgefallen wohlerzogener Menschen hat. Zur wohlgefälligen Einkleidung gehört bey den Kunstschönheiten der schönen bildenden Künfte:

- 1) *Das Angenehme*: oder dasjenige, was ohne Erkenntnissurtheil die Sinne und die Seele wohlgefällig rührt; z. B. das Brillantiren der glänzenden Bewegung der Silberpappel, der grüne Teppich u. f. w.
- 2) *Die unbedeutende Wohlgestalt*: oder solche sichtbare Gestalten, die keinem uns bekannten Körper ausschliessend beygelegt sind, und nicht unbedingt überall gefallen. Dahin gehören die Schlangelinie, die régulairé geometrische Figur u. f. w.
- 3) *Das Generelle, Vage, Interessante*: oder die sichtbare Veranlassung, uns an gewisse, allgemeine, unsinnliche Eigenschaften und Beschaffenheiten zu erinnern, die den Begriff physischer und moralischer Vortrefflichkeit mit sich führen. Dahin gehört: Reichthum, Pracht, Grölse, Stärke, Ordnung, Simplizität, Unge-

zwungenheit, Zierlichkeit, Nettigkeit
u. f. w.

Der innere Gehalt einer Kunstschönheit
besteht:

- 1) in der *Bedeutung*. Ich muß mir sagen können, was das schöne Kunstwerk seyn soll.
- 2) Zum innern Gehalt gehört ferner der *Karakter*, oder wie man es sonst zu nennen pflegt, der *Ausdruck*. Es ist nicht genug, daß das Kunstwerk meine Seele in eine wohlgefällige Stimmung setze, ich muß diese Stimmung auch einer bestimmten Schwingung meiner Kräfte bey der Anschauung zuschreiben können, die meine Seele entweder mit Feyer oder mit Zärtlichkeit anfüllt, oder sie in einen Mittelzustand versetzt, der die Folge des Gefühls einer heitern, ergötzenden Unterhaltung ist. Der Künstler erreicht dies, wenn er in sein Werk die Stimmung legt, die er selbst bey dessen Verfertigung gehabt hat: er theilt sie mir dadurch mit.
- 3) Zu dem innern Gehalte gehört endlich die *Ahnung der Geschicklichkeit des Urhebers*. Es ist ein völlig falscher Satz, wenn man behauptet, daß irgend ein schönes Kunstwerk dadurch an Reiz gewinne, wenn wir es für ein Werk des Zufalls oder der nicht bearbeiteten Natur halten. Nein! die Betrachtung, daß der

Mensch, ein Geschöpf unfers Gleichen, so viel vermocht hat, hebt den Werth des Werkes ungemein, und kömmt bey dessen Schätzung immer mit in Betracht. Aber die Geschicklichkeit des Künstlers ist gemeiniglich alsdann am grössten, wenn wir zwischen seinen Produkten und denen der Natur keinen andern Unterschied finden, als den, das er nach dem Plane, uns eine schöne Unterhaltung zu gewähren, gearbeitet hat. Diese Ahndung der Geschicklichkeit des Urhebers in seinen Werken nenne ich — den *Geist*.

Diese Stücke zusammen, und keines derselben besonders, machen dann, wenn sie sich in dem Total, in dem Ganzen, in den Haupttheilen zeigen, eine Kunstschönheit der schönen bildenden Künste aus. Sie erwecken das Gefühl der Schönheit, die Liebe, die wir zu den leblosen aber nicht unbelebten Gesellschafter zu hegen im Stande sind. Und dies zu erreichen, diese Neigung bey dem Beschauer und Genieser hervorzubringen, ist der Zweck aller schönen bildenden Künste.

F. W. B. v. RAMDOHR.

Sieht man auf *alles*, was der Künstler sowohl in der Wahl seines Stoffes, als auch in der Darstellung desselben zu leisten hat, so entstehen *vier* Eigenschaften, welche der Künstler seinem Werke nothwendiger Weise

geben, und welche der Beurtheiler eines Kunstwerkes nothwendiger Weise fodern muß, nemlich:

- 1) *Schönheit* der äußeren oder zufälligen Form,
- 2) *objective Vollkommenheit* (d. h. es muß das seyn, was der Künstler sich dachte) —,
- 3) *Sittlichkeit*,
- 4) *Annehmlichkeit*.

Diese Eigenschaften muß nun der Künstler so zu ertheilen wissen, daß sie einander in der Beurtheilung keinen Abbruch thun. Hierdurch bewirkt er das gleichniäßige Spiel der Gemüthskräfte in dem Beurtheiler, durch welches diesem der Ausspruch: *Vollendung* abgezwungen wird. Und nur in diesem Falle lege ich dem *Kunstwerk* *ästhetische Vollkommenheit*, oder *innere, absolute Schönheit* bey.

Es kann nemlich ein Kunstwerk *schön* seyn, und doch dieser *innern höchsten Schönheit* ermangeln. In diesem Falle hat es nur *äußere Schönheit*. Diese letztere darf zwar dem Kunstwerke nicht fehlen; sie kann aber vorhanden seyn, ohne daß das Werk das ist, was es seyn könnte und sollte. Der Bildhauer ertheilt die äußere Schönheit seiner Bildsäule durch Beobachtung der *Proportion*. Diese Schönheit findet sich auch an lebenden Menschen; und Schiller nennt sie nicht unschicklich die *architektonische Schönheit*. Reißt aber ein Kunstwerk, reißt ein leben-

der Mensch, der weiter nichts als diese Schönheit zeigt, zur Bewunderung hin? O nein. Wenn keine *Seele* aus dieser wohl-zusammengesetzten Gestalt hervorblickt, wenn es an *Geist* fehlt, so ist die schöne Gestalt nicht viel werth, man ist sehr unbefriedigt bey ihrem Anblick. Ein deutlicher Beweis, das man zur *ästhetischen Vollkommenheit* noch mehr verlangt, als das Daseyn dieser äußeren Schönheit, und das die *Schönheit*, welche *Vollendung* heist, von jener noch unterschieden ist. Nach der letzteren aber, nach *Vollendung* muß der Künstler streben, das muthet ihm sein Genius, das muthet ihm auch der Beurtheiler zu. Diese *Vollendung* läßt sich aber nicht anders denken, als durch eine Vermischung aller Arten des Gefälligen an einem Gegenstande, welche Vermischung selbst *schön* ist. Erst dann, wenn dieses geleistet wurde, steht das *Ideal der Schönheit*, steht ein *Laokoon* da.

Ein *Kunstwerk* ist daher ein Werk, in welchem durch menschliche Kräfte äußere Schönheit, objective Vollkommenheit, Sittlichkeit und Annehmlichkeit absichtlich so vereinigt wurde, das durch diese Vereinigung das größtmögliche Wohlgefallen bewirkt werden kann.

I. H. G. HEUSINGER.

Wenn es vergönnt ist, alle diejenigen *Künstler* zu nennen, deren Medium idealische Darstellung, deren Ziel aber unbedingt ist: so giebt es drey specifisch verschiedene Klaf-

fen von Künstlern, je nachdem ihr Ziel das Gute, das Schöne, oder das Wahre ist.

Nur dasjenige *Kunstwerk*, welches in der vollkommensten Gattung, und mit höchster Kraft und Weisheit die bestimmten ästhetischen und technischen Gesetze ganz erfüllt, den unbegrenzten Forderungen aber gleichmäſsig entspricht, kann ein unübertreffliches Beyſpiel seyn, in welchem die vollständige Aufgabe der schönen Kunst so sichtbar wird, als sie in einem wirklichen Kunstwerke werden kann.

Nur da ist das höchste Schöne möglich, wo alle Bestandtheile der Kunst und des Geschmacks sich gleichmäſsig entwickeln, ausbilden, und vollenden; in der natürlichen Bildung. In der künstlichen Bildung geht diese Gleichmäſsigkeit durch die willkührlichen Scheidungen und Mischungen des lenkenden Verstandes unwiderbringlich verloren. An einzelnen Vollkommenheiten und Schönheiten kann sie vielleicht die freye Entwicklung sehr weit übertreffen; aber jenes höchste Schöne ist ein gewordnes *organisch gebildetes Ganzes*, welches durch die kleinste Trennung zerrissen, durch das geringste Uebergewicht zerstört wird. Der künstliche Mechanismus des lenkenden Verstandes kann sich die Gesetzmäſsigkeit des goldnen Zeitalters der Kunst der bildenden Natur zueignen, aber seine Gleichmäſsigkeit kann er nie völlig wieder herstellen; die einmal aufgelöſte elementarische Masse organisirt sich nie wieder. Der Gipfel der natürlichen Bildung

der schönen Kunst bleibt daher für alle Zeiten
das hohe Urbild der künstlichen Fortschreitung.

FR. SCHLEGEL.

Der Genius der Kunst paart sich nicht unwillig mit der ernsthaften Minerva zusammen; und in einer grossen und offenen Seele, wenn sie auch auf Ein Hauptbestreben gerichtet ist, spiegelt sich doch das ganze, vielfach zusammengesetzte Bild menschlicher Wissenschaft in schöner und vollkommener Harmonie ab.

*Der Verf. der Herzensergiefsungen
eines kunstliebenden Klosterbruders.*

In aller schönen Kunst besteht das Wesentliche in der Form, welche für die Beobachtung und Beurtheilung zweckmässig ist, wo die *Luft zugleich Cultur ist* und den Geist zu Ideen stimmt, mithin ihn mehrerer solcher Luft und Unterhaltung empfänglich macht, nicht in der Materie der Empfindung (dem Reize oder der Rührung), wo es blos auf Genuss angelegt ist, welcher nichts in der Idee zurücklässt, den Geist stumpf, den Gegenstand aneckelnd, und das Gemüth, durch das Bewusstseyn seiner im Urtheile der Vernunft zweckwidrigen Stimmung, mit sich selbst unzufrieden und launisch macht.

Wenn die schönen Künste nicht nahe oder fern, mit moralischen Ideen in Verbindung gebracht werden, die allein ein selbstständiges Wohlgefallen bey sich führen, so ist das Letztere ihr endliches Schicksal. Sie dienen alsdann nur zur Zerstreung, deren

man immer desto mehr bedürftig wird, als man sich ihrer bedient, um die Unzufriedenheit des Gemüths mit sich selbst dadurch zu vertreiben, daß man sich immer noch unnützlicher und mit sich selbst unzufriedener macht: überhaupt sind die Schönheiten der Natur zu der ersteren Absicht am zuträglichsten, wenn man frühe dazu gewöhnt wird, sie zu beobachten, zu beurtheilen und zu bewundern.

KANT.

Unbesorgt, daß die auf unser Vergnügen abzielende Bestimmung der schönen Künste sie erniedrige, werden sie vielmehr auf den Vorzug stolz seyn, dasjenige *unmittelbar* zu leisten, was alle übrigen Richtungen und Thätigkeiten des menschlichen Geistes nur *mittelbar* erfüllen. Daß der *Zweck der Natur* mit dem Menschen seine Glückseligkeit sey, wenn auch der Mensch selbst in seinem moralischen Handeln von diesem Zwecke nichts wissen soll, wird wohl niemand bezweifeln, der überhaupt nur einen Zweck in der Natur annimmt. Mit dieser also, oder vielmehr mit ihrem Urheber haben die schönen Künste ihren Zweck gemein, Vergnügen auszuspenden und Glückliche zu machen. Spielend verleihen sie, was ihre ernstern Schwestern uns erst mühsam erringen lassen; sie verschenken, was dort erst der hauer erworbene Preis vieler Anstrengungen zu seyn pflegt. Mit anspannendem Fleiße müssen wir die Vergnügungen des Verstandes, mit schmerzhaften Opfer die Billigung

der Vernunft, die Freuden der Sinne durch harte Entbehrungen erkaufen, oder das Uebermaafs der letztern durch eine Kette von Leiden büßen; die Kunst allein gewährt uns Genüsse, die nicht erst abverdient werden dürfen, die keine Opfer kosten, die durch keine Reue erkauf't werden. Wer wird aber das Verdienst, auf diese Art zu ergötzen, mit dem armeneligen Verdienst, zu *beschäftigen*, in eine Klasse setzen? Wer sich einfallen lassen, der schönen Kunst blos deswegen *jenen* Zweck abzusprechen, weil sie über *diesen* erhaben ist?

Die wohlgemeinte Absicht, das Moralischgute überall als höchsten Zweck zu verfolgen, die in der Kunst schon so manches Mittelmässige erzeugte und in Schutz nahm, hat auch in der Theorie einen ähnlichen Schaden angerichtet. Um den Künsten einen recht hohen Rang anzuweisen, um ihnen die Gunst des Staats, die Ehrfurcht aller Menschen zu erwerben, vertreibt man sie aus ihrem eigenthümlichen Gebiet, um ihnen einen Beruf aufzudringen, der ihnen fremd und ganz unnatürlich ist. Man glaubt ihnen einen grossen Dienst zu erweisen, indem man ihnen, anstatt des frivolen Zwecks *zu ergötzen*, einen moralischen unterstiebt, und ihr so sehr in die Augen fallender Einflufs auf die Sittlichkeit muß diese Behauptung unterstützen. Man findet es widersprechend, daß dieselbe Kunst, die den höchsten Zweck der Menschheit in so grossem Maasse befördert, nur beyläufig diese Wirkung leisten und einen so gemeinen Zweck, wie man sich das Vergnügen denkt, zu ihrem letzten

Augenmerk haben sollte. Aber diesen anscheinenden Widerspruch würde, wenn wir sie hätten, eine bündige Theorie des Vergnügens und eine vollständige Philosophie der Kunst sehr leicht zu heben im Stande seyn. Aus dieser würde sich ergeben, daß ein freyes Vergnügen, so wie die Kunst es hervorbringt, durchaus auf moralischen Bedingungen beruhe, daß die ganze sittliche Natur des Menschen dabey thätig sey. Aus ihr würde sich ferner ergeben, daß die Hervorbringung dieses Vergnügens ein Zweck sey, der schlechterdings nur durch moralische Mittel erreicht werden könne, daß also die Kunst, um das Vergnügen als ihren wahren Zweck vollkommen zu erreichen, durch die Moralität ihren Weg nehmen müsse. Für die Würdigung der Kunst ist es aber vollkommen einerley, ob ihr Zweck ein moralischer sey, oder ob sie ihren Zweck nur durch moralische Mittel erreichen könne, denn in beyden Fällen hat sie es mit der Sittlichkeit zu thun und muß mit dem Sittengesetz im engsten Einverständniß handeln; aber für die Vollkommenheit der Kunst ist es nichts weniger als einerley, welches von beyden ihr Zweck und welches das Mittel ist. Ist der Zweck selbst moralisch, so verliert sie das, wodurch sie allein mächtig ist, ihre Freyheit, und das, wodurch sie so allgemein wirksam ist, den Reiz des Vergnügens. Das Spiel verwandelt sich in ein ernsthaftes Geschäft, und doch ist es gerade das Spiel, wodurch sie; das Geschäft am besten vollführen kann. Nur indem sie ihre

höchste ästhetische Wirkung erfüllt, wird sie einen wohlthätigen Einfluss auf die Sittlichkeit haben; aber nur indem sie ihre völlige Freyheit ausübt, kann sie ihre höchste ästhetische Wirkung erfüllen.

SCHILLER.

Der Moralist kann, in den Forderungen, die er an die Sittlichkeit der Kunst macht, nicht behutsam genug seyn: das Ziel und die Seele der Kunst ist *Schönheit*, und Sittlichkeit gehört, wie Geschmack und Bildung, nur zu den nothwendigen Bestandtheilen ihres Wesens.

*Der Rec. von Goethe's Schriften
in der Allg. L. Z. no. 294.
Jahrg. 1792.*

Es geht in der *Kunst* wie in der *Liebe*; — und es ist mit den *Talenten* wie mit der *Tugend*: man muß sie um ihrer selbst willen lieben, oder sie ganz aufgeben.

GOETHE.

Die Vorsteherinnen der freyen Künste waren, nach den lieblichen Dichtungen der Alten, die Charitinnen, oder die Grazien, sie die Bewahrerinnen, die Heroldinnen der Tapferkeit und jedes Schönen und Großen; sie, ohne die der Mensch nichts Theures und Werthes hat; sie, durch welche, wie *Pindar* sagt, „den Sterblichen jede Wonne „und Luft lächelt, die allein den Menschen „zur Weisheit, zur Schönheit und GröÙe „emporheben, ohne deren reizende Gesell-

„schaft die Götter selber keine feſtlichen Reigen und kein Freudenmahl feyern; die über jedem Geſchäfte der Himmelsbewohner walten, ihren Thron neben dem Pythiſchen Phoebus mit dem goldnen Bogen ſetzen, und des Olympiſchen Vaters unvergänglichen Reiz preiſen.“ —

CONZ.

Die Künſte und Wiſſenſchaften, welche auf die Pfade des Lebens ſo mancherley Blumen ſtreuen, jedes edle Gefühl in der Bruſt wecken und in jeder Lage, an jedem Orte, in jedem Alter unſere unzertrennliche Freunde bleiben — dieſe unſer Daſeyn verſchönernden Künſte wurden von den Alten mit dem Namen — *artes ingenuae et liberales* — belegt. Nur Perſonen von freyer Geburt und Erziehung ſollten ſie treiben. Die Bildung jener Gefühle, welche den vorzüglichen Werth des Menſchen beſtimmen, bedarf eines freyen Geiſtes, und eines von keiner Nothwendigkeit belaſteten Gemüthes. Die Künſte, die Blumen einer ſchönen Phantaſie, und einer wärmeren Empfindung, bezeichnen die Grade der Kultur eines Volkes; und indem der Wilde ſich glücklich achtet, wenn er ſeine Tage verreiſen, vertrinken und verſchlafen kann, ſuchet der Geſittete ſeine mannichfaltigen Seelenſtärkenden Erholungen in dem Schooſe der Künſte und in einer edlen Thätigkeit ſeiner Seelenkräfte.

Die Neuern haben dieſe freyen Künſte der Alten mit dem Namen der ſchönen Kün-

ste unterscheiden wollen. Unter diesen werden begriffen: die Musik, die Tanzkunst, die Geberde-Miene- und Schauspielkunst, die Rede- und Dichtkunst, die Malhercy, Sculptur und Baukunst.

Da diese Künfte für das Auge, das Ohr und die Phantasie bilden, und eine Menge sinnlicher Vollkommenheiten entweder nach einander, oder zugleich darstellen; so scheidet ihnen der Beynahme Schön vorzüglich zuzukommen, theils um sie von andern trocknen Wissenschaften, theils von andern mehr mechanischen Künften zu unterscheiden. Sie verdienen aber den Beynahmen Schön nicht bloß als Gegenstand; sie interessieren uns eben so sehr als Werke, welche uns einen Abglanz ungewöhnlicher Kräfte, theils körperlicher Geschicklichkeit, theils der Seele geben. Diese Werke sind gleichsam ein sichtbarer Abdruck und Spiegel davon. Die Produkte der schönen Künfte sind nicht nur objektivisch, sondern auch subjektivisch schön. Die *Ilias* von *Homer*, ein *Hamlet* von *Shakespeare*, eine *Rede* von *Cicero*, ein *Pantheon*, ein *Laokoon*, eine *Verklärung Raphaels*, ein *Abendmahl* von *Leonardo da Vinci*, eine *Symphonie* von *Händel* oder *Glück*, eine *Rolle* von *Garrick* interessieren nicht bloß als vollkommene Kunstwerke: unsere Bewunderung wächst vielmehr in der Ansicht dieser weit vollkommneren Geister.

Schön ist deine Schöpfung, o Herr!
Aber wer bist du, von dem sie nur Abglanz ist?

*Der Verf. des Versuchs über
das Kunstschöne.*

Alle Künste sind verwandt; sie zusammen erhöhen und verstärken die Glückseligkeit des Menschen, bilden sein Gefühl mehr, als alles, für die Schönheit der Natur, und setzen ihm über das Thier.

HEINSE.

Da die Naturgabe der Kunst (als schönen Kunst) die Regel geben muß, welcherley Art ist denn diese Regel? Sie kann in keiner Formel abgefaßt zur Vorschrift dienen, denn sonst würde das Urtheil über das Schöne nach Begriffen bestimmbar seyn, sondern die Regel muß von der That d. i. vom Produkt abstrahirt werden, an welchem andere ihr eigenes Talent prüfen mögen, um sich jenes zum Muster, nicht der *Nachmachung*, sondern der *Nachahmung*, dienen zu lassen. Wie dieses möglich sey, ist schwer zu erklären. Die Ideen des Künstlers erregen ähnliche Ideen seines Lehrlings, wenn ihn die Natur mit einer ähnlichen Proportion der Gemüthskräfte versehen hat. Die Muster der schönen Kunst sind daher die einzigen Leitungsmittel, diese auf die Nachkommenschaft zu bringen, welches durch bloße Beschreibungen nicht geschehen könnte (vornehmlich nicht im Fache der redenden Künste) und auch diesen können nur die in alten todtten und jetzt nur als gelehrte aufbehaltenen Sprachen classisch werden.

KANT.

Da die schöne Kunst nicht für den Verstand sondern den ästhetischen Sinn arbeitet,

da das Schöne ihren Gegenstand ausmacht, welches nicht erlernt, sondern nur empfunden seyn will; so folgt hieraus von selbst, daß die Regel, nach der ein schönes Kunstwerk hervorgebracht werden kann, nicht wie bey den mechanischen aus einem Unterrichte nach Verstandesgrundätzen geschöpft werden kann, sondern ursprünglich in der Naturanlage des Künstlers anzutreffen seyn muß. *Schöne Kunst* also ist ausschliessend *Kunst des Genies*, und Genie ist die *ursprüngliche Anlage*, oder das Talent im Menschen, *durch welches die Natur in ihm der Kunst ihre Regel giebt*. Hier ist also die Natur unmittelbar die Lehrerin; ein glückliches Verhältniß der Seelenkräfte und eine angebohrne Richtung derselben bestimmt den Künstler für seine Laufbahn. Alle Zeitalter haben das gefühlt, und dem Genie einen Vorrang vor den bloß erworbenen Geschicklichkeiten mit derjenigen Art von Ehrerbietung eingeräumt, die man einem unmittelbaren göttlichen Geschenke zollt. Daher wurden die herrlichen Sänger der Vorwelt als gottbegeisterte angesehen, und man betrachtete den Dichter wie den Künstler als Wesen, die mit dem Ueberirdischen in näherer Verbindung ständen, so wie ihre Werke als Eingebungen eines himmlischen Genius.

SCHMIDT — PHISELDECK.

Der Styl eines Kunstwerks ist eben sowohl von dem Erfindungsgeiste und der Wissenschaft des Künstlers, als von dem Mechanismus seiner Kunst unabhängig;

denn er beruht in der *Idee des Schönen*, die der Künstler *lebendig in seinem Gefühle* trägt, die er in jeder seiner Darstellungen zu verwirklichen strebt, und die vornehmlich in der Komposition, den Formen und dem Ausdrucke des Kunstwerks enthalten ist. Er bildet sich weder durch das Genie noch durch die Wissenschaft, sondern durch die ästhetische Kultur des Gefühls. Die natürliche Anlage bestimmt freylich zuerst die Gefühlsart des Künstlers, und die Ausbildung seines Talents erfordert eine richtige Erkenntniß des Kunstzwecks, also eine wissenschaftliche Kultur. Weder diese, noch jene allein, sondern die in der Einbildungskraft praktisch entwickelte, an dem Schönen der Natur und Kunst ausgebildete Idee der Schönheit, die *ästhetische Beurtheilung*, der *Geschmack* des Künstlers ist es, was seinen Styl bestimmt.

FERNOW.

Unbedingte Nachahmung der schönen Natur kann nicht oberstes Princip für die bildende Kunst seyn. Da bey jedem ihrer Werke das Genie lediglich für den Geschmack schafft und bildet, so fordert auch dieser, daß in dem Werke des Genies nichts erscheine, was ihm gleichgültig oder wohl gar widrig sey, fordert, daß das Werk alle die Eigenschaften besitze, welche sich vereinigen müssen, um dem menschlichen Geiste den höchsten, vollendetsten, reinsten Schönheitsgenuß zu gewähren, welcher durch Form und Gestalt, als freye Produkte

menschlicher Erfindung - und Einbildungskraft, für menschliche Geister bewirkt werden kann. Der Geschmack kann die Theile der wirklichen Natur nicht als zunächst für das durch ihn mögliche Vergnügen gebildet betrachten; allein jedes Werk schöner bildender Kunst kann und muß er aus diesem Gesichtspunkte ansehen. Er fordert also von dem Genie mehr als von der Natur, und aus dieser gerechten Forderung des Geschmacks entspringt der oberste Grundsatz für alle schöne bildende Kunst, ein Grundsatz, welcher nichts anders ausdrücken kann, als: *Bildung von sichtbaren Formen für den höchsten, vollendetsten und reinsten Schönheitsgenuss, dessen der Mensch bey der größten möglichen Verrollkommnung seiner zum Genuss des Schönen zusammenwirkenden Vermögen fähig ist; Bildung von sichtbaren Formen, wie sie die Natur selbst hätte bilden müssen, wenn Befriedigung des Geschmacks des Menschen durch ihre Gestalten ihr ausschließender Zweck gewesen wäre.*

C. H. HEYDENREICH.

Den Künstlern kann man es nicht oft genug wiederholen, daß die treue Nachahmung der Natur keinesweges der Zweck der Kunst, sondern nur Mittel ist; daß Wahrscheinlichkeit ihr mehr als Wahrheit gilt, weil ihre Werke nicht zu den Wesen der Natur gehören, sondern Schöpfungen des menschlichen Verstandes, Dichtungen sind; daß die Vollkommenheit dieser Geistesgeburten desto inniger empfunden wird, je unauflösbarer die Einheit und je lebendiger die Individualität ihres Ganzen ist; endlich,

dass Schönheit ihr vollendendes äusserliches Gepräge und zugleich ihre inwohnende Seele bleiben muss.

Vermittelt dieser Bestimmung erklärt man sich leicht, warum in echten Kunstwerken die Darstellung zuweilen so treu und wahr seyn kann, wie in bloßen Kopien nach der Natur; da hingegen umgekehrt der genialste Fleiß, auch wenn er täuschend genau darstellt, auf den Namen der Kunst, im höheren Verstande, keinen Anspruch machen darf. So würde es ebenfalls die Scheidung des Wesentlichen in der Kunst von dem Zufälligen sehr erleichtern, wenn man erwäge, dass sogar die rohsten Völker, die entweder einen höchst unvollkommenen oder noch gar keinen Trieb zu materiellen Kunstgebilden äussern, bereits wahre Poesien besitzen, welche, verglichen mit den geglätteten und künstlich in einander gefügten dichterischen Produkten der verfeinerten Kultur, diesen oft den Preis der Gedankenfülle, der Stärke und Wahrheit des Gefühls, der Zartheit und Schönheit der Bilder abgewinnen. Man begreift, wie diese Eigenschaften das einfache Hirtenlied, die Klagen und das Frohlocken der Liebe, den wilden Schlachtgesang, das Skolion beym Freudenmale und den rauschenden Götterhymnus eines Halbwilden bezeichnen können; denn sie gehen aus der schöpferischen Energie des Menschen unmittelbar hervor und sind unabhängig von dem Vehikel ihrer Mittheilung, der mehr oder minder gebildeten

Spraché. Spröder ist der todte, körperliche Stoff, welchen der bildende Künstler aufser sich selbst suchen muß, um seine Einbildungskraft daran zu offenbaren. Statt des conventionellen Zeichens, des leicht hervorzubringenden Tones, muß er die Sache selbst, die er sich denkt, den Sinnen so darzustellen suchen, wie sie sich im Raum gebildet; und hiermit werden alle Einschränkungen seiner Kunst offenbar. Die mechanischen Vortheile in der Behandlung des rohen Materials, die aus dem inneren Sinne zur äußern Wirklichkeit zu bringende, richtige Anschauung der Formen; die Erfahrung, welche den Künstler lehren muß, seinen Tiefblick durch die Veränderungen der äußern Gestalt bis in die Modifikationen der Empfindung zu senken; und jene sinnlichen Erscheinungen als Zeichen dieser inneren nachzubilden — dies alles fordert einen ungeheuren Aufwand von Zeit und vorbereitender Anstrengung, wovon der Dichter, der sich selbst Organ ist, nichts zu wissen braucht. Je schwerer also die Darstellung und je längere Zeit sie erfordert; desto strenger bindet sie den Künstler an Einfachheit und Einheit; je einfacher aber irgend eine Geburt des Geistes, desto mächtiger muß sie durch die Erhabenheit und GröÙe des Gedankens auf den Schauenden wirken. Daher ist die lebendige Ruhe eines Gottes der erhabenste Gegenstand des Meißels, und ein Augenblick, wo die Regungen der menschlichen Seele schön hervorschimern durch

ihre körperliche Hülle, ist vor allen des Pinsels großer Meister würdig.

G. FORSTER.

Die Natur hat einen unermesslichen Plan. Die Mannigfaltigkeit desselben erstreckt sich vom unendlich-Kleinen bis ins unendlich-Große, und seine Einheit ist über alles Erstaunen hinweg. Die Schönheit der äußerlichen Formen überhaupt ist nur ein sehr geringer Theil von ihren Absichten, und sie hat dieselbe zuweilen größern Absichten nachsetzen müssen. Ist es also wohl möglich, daß der eingeschränkte Raum, welchen wir von der Natur betrachten können; daß dieser Raum; in so fern er uns in die Sinne fällt, alle Eigenschaften der idealischen Schönheit erschöpfen sollte?

Der menschliche Künstler hingegen wählt sich einen Umfang, der seinen Kräften angemessen ist. Seine Absichten sind so eingeschränkt, als seine Fähigkeiten. Sein ganzer Endzweck ist, die Schönheiten, die in die menschlichen Sinne fallen, in einem eingeschränkten Bezirke vorzustellen. Er wird also den idealischen Schönheiten näher kommen können, als die Natur in diesem oder jenem Theile gekommen ist, weil ihn keine höheren Absichten zu Abweichungen veranlassen. Was sie in verschiedenen Gegenständen zerstreuet hat, versammelt er in einem einzigen Gesichtspunkte, bildet sich ein Ganzes daraus, und bemühet sich, es so

vorzustellen, wie es die Natur vorgestellt haben würde, wenn die Schönheit dieses begrenzten Gegenstandes ihre einzige Absicht gewesen wäre. Nichts anders als dieses bedeuten die gewöhnlichen Ausdrücke der Künstler: die *Natur verschönern*, die *schöne Natur* nachahmen u. s. w. — Sie wollen einen gewissen Gegenstand so abbilden, wie ihn Gott geschaffen haben würde, wenn die sinnliche Schönheit sein höchster Endzweck gewesen wäre, und ihn also keine wichtigeren Endzwecke zu Abweichungen hätten veranlassen können. Dieses ist die vollkommenste idealische Schönheit, die in der Natur nirgend anders, als im Ganzen anzutreffen, und in den Werken der Kunst vielleicht nie völlig zu erreichen ist. Der Künstler muß sich also über die gemeine Natur erheben, und weil die Schönheit sein einziger Zweck ist, so steht es ihm frey, dieselbe allenthalben in seinen Werken zu konzentriren, damit sie uns stärker rühre.

M. MENDELSSOHN.

Zu Erlernung jeder bildenden Kunst, selbst wenn sie ernsthafte oder trübselige Dinge abschildern soll, gehört ein lebendiges und aufgewecktes Gemüth; denn es soll ja durch allmähliche mühsame Arbeit endlich ein vollkommenes Werk, zum Wohlgefallen aller Sinne, hervorgebracht werden, und traurige und in sich verschlossene Gemüther haben keinen Hang, keine Lust, keinen Muth und keine Stetigkeit hervorzubringen.

Solch' ein aufgewecktes Gemüth befaß der Jüngling *Leonardo da Vinci*; und er übte sich nicht nur mit Eifer im Zeichnen und Setzen der Farben, sondern auch in der Bildhauerey, und zur Erholung spielte er auf der Geige und sang artige Lieder. Wohin also sein vielbefassender Geist sich auch wand, so ward er immer von den Mufen und Grazien als ihr Liebling, in ihrer Atmosphäre schwebend getragen, und berührte nie, auch in den Stunden der Erholung nicht, den Boden des alltäglichen Lebens.

Er wußte, daß der Kunstgeist eine Flamme von ganz anderer Natur ist, als der Enthusiasmus der Dichter. Es ist nicht darauf angesehen, etwas ganz aus eigenem Sinne zu gebären; der Kunstsinne soll vielmehr ämfig aufser sich herumschweifen, und sich um alle Gestalten der Schöpfung mit behender Geschicklichkeit herumlegen, und Formen und Abdrücke davon in der Schatzkammer des Geistes aufbewahren; so daß der Künstler, wenn er die Hand zur Arbeit ansetzt, schon eine Welt von allen Dingen in sich finde. *Leonardo* gieng nie, ohne seine Schreibrtafel bey sich zu tragen; sein begieriges Auge fand überall ein Opfer für seine Muse. Dann kann man sagen, daß man vom Kunstsinne durchglüht und durchdrungen sey, wenn man so alles um sich her seiner Hauptneigung unterthänig macht.

Der Verf. der Herzensergießungen eines kunstl. Klosterbruders. —

Der Künstler ist zwar der Sohn seiner Zeit, aber schlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günstling ist. Eine wohlthätige Gottheit reifse den Säugling bey Zeiten von seiner Mutter Brust, nähre ihn mit der Milch eines bessern Alters, und lasse ihn unter fernem griechischen Himmel zur Mündigkeit reifen. Wenn er dann Mann geworden ist, so kehre er, eine fremde Gestalt, in sein Jahrhundert zurück; aber nicht, um es mit seiner Erscheinung zu erfreuen, sondern furchtbar wie Agamemnons Sohn, um es zu reinigen. Den Stoff zwar wird er von der Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edleren Zeit, ja jenseits aller Zeit, von der absoluten unwandelbaren Einheit seines Wesens entleihen. Hier aus dem reinen Aether seiner dämonischen Natur riunt die Quelle der Schönheit herab, unangesteckt von der Verderbnis der Geschlechter und Zeiten, welche tief unter ihr in trüben Strudeln sich wälzen. Seinen Stoff kann die Laune entehren, wie sie ihn geadelt hat, aber die keusche Form ist ihrem Wechsel entzogen. Der Römer des ersten Jahrhunderts hatte längst schon die Kniee vor seinen Kaisern gebeugt, als die Bildsäulen noch aufrecht standen, die Tempel blieben dem Auge heilig, als die Götter längst zum Gelächter dienten, und die Schandthaten eines *Nero* und *Kommodus* beschämte der edle Styl des Gebäudes, das seine Hülle dazu gab. Die Menschheit hat ihre Würde verlohren, aber die Kunst hat sie gerettet und aufbewahrt in bedeuten-

den Steiner; die Wahrheit lebt in der Täuschung fort, und aus dem Nachbilde wird das Urbild wieder hergestellt werden. So wie die edle Kunst die edle Natur überlebte, so schreitet sie derselben auch in der Begeisterung, bildend und erweckend voran. Ehe noch die Wahrheit ihr siegendes Licht in die Tiefen der Herzen sendet, fängt die Dichtungskraft ihre Strahlen auf, und die Gipfel der Menschheit werden glänzen, wenn noch feuchte Nacht in den Thälern liegt.

Wie verwahrt sich aber der Künstler vor den Verderbnissen seiner Zeit, die ihn von allen Seiten umfassen? Wenn er ihr Urtheil verachtet. Er blicke aufwärts nach seiner Würde und dem Gesetz, nicht niederwärts nach dem Glück und nach dem Bedürfnis. Gleich frey von der eiteln Geschäftigkeit, die in den flüchtigen Augenblick gern ihre Spur drücken möchte, und von dem ungeduldigen Schwärmergeist, der auf die dürftige Geburt der Zeit den Maassstab des Unbedingten anwendet, überlasse er dem Verstande, der hier einheimisch ist, die Sphäre des Wirklichen; er aber strebe, aus dem Bunde des Möglichen mit dem Nothwendigen das Ideal zu erzeugen. Dieses präge er aus in Täuschung und in Wahrheit, präge es in die Spiele seiner Einbildungskraft, und in den Ernst seiner Thaten, präge es aus in allen sinnlichen und geistigen Formen und werfe es schweigend in die unendliche Zeit.

Aber nicht jedem, dem dieses Ideal in der Seele glüht, wurde die schöpferische Ruhe und der große geduldige Sinn verliehen, es in den verschwiegenen Stein einzudrücken, oder in das nüchterne Wort auszugießen, und den treuen Händen der Zeit anzuvertrauen. Viel zu ungestüm, um durch dieses ruhige Mittel zu wandern, stürzt sich der göttliche Bildungstrieb oft unmittelbar auf die Gegenwart und auf das handelnde Leben, und unternimmt, den formlosen Stoff der moralischen Welt umzubilden. Dringend spricht das Unglück seiner Gattung zu dem fühlenden Menschen, dringender ihre Entwürdigung, der Enthusiasmus entflammt sich, und das glühende Verlangen strebt in kraftvollen Seelen ungeduldig zur That. — — —

Gieb also, werde ich dem jungen Freund der Wahrheit und Schönheit zur Antwort geben, der von mir wissen will, wie er dem edlen Trieb in seiner Brust, bey allem Widerstande seines Jahrhunderts, Genüge zu thun habe, gieb der Welt, auf die du wirkst, die *Richtung* zum Guten, so wird der ruhige Rhythmus der Zeit Entwicklung bringen. Diese Richtung hast du ihr gegeben, wenn du lehrend ihre Gedanken zum Nothwendigen und Ewigen erhebst, wenn du, handelnd oder bildend, das Nothwendige und Ewige in einen Gegenstand ihrer Triebe verwandelst. Fallen wird das Gebäude des Wahns und der Willkürlichkeit, fallen muß es, es ist schon gefallen, so bald du gewiß bist, daß es sich neigt; aber in dem

innern, nicht bloß in dem äußern Menschen muß es sich neigen. *In der schamhaften Stille deines Gemüths erziehe die siegende Wahrheit, stelle sie aus dir heraus in der Schönheit; daß nicht bloß der Gedanke ihr huldige, sondern auch der Sinn ihre Erscheinung liebend ergreife.* Und damit es dir nicht begegne, von der Wirklichkeit das Muster zu empfangen, das du ihr geben sollst, so wage dich nicht eher in ihre bedenkliche Gesellschaft, bis du eines idealischen Gefolges in deinem Herzen versichert bist. Lebe mit deinem Jahrhundert, aber sey nicht sein Geschöpf; leiste deinen Zeitgenossen, aber was sie bedürfen, nicht was sie loben. Ohne ihre Schuld getheilt zu haben, theile mit edler Resignation ihre Strafen, und beuge dich mit Freyheit unter das Joch, das sie gleich schlecht entbehren und tragen. Durch den standhaften Muth, mit dem du ihr Glück verschmähest, wirst du ihnen beweisen, daß nicht deine Feigheit sich ihren Leiden unterwirft. Denke sie dir, wie sie seyn sollten, wenn du auf sie zu wirken hast, aber denke sie dir, wie sie sind, wenn du für sie zu handeln versucht wirst. Ihren Beyfall suche durch ihre Würde, aber auf ihren Unwerth berechne ihr Glück, so wird dein eigener Adel dort den ihrigen aufwecken, und ihre Unwürdigkeit hier deinen Zweck nicht vernichten. Der Ernst deiner Grundsätze wird sie von dir scheuchen, aber im Spiele ertragen sie sie noch; ihr Geschmack ist keuscher als ihr Herz, und hier mußt du den scheuen Flüchtling ergreifen. Ihre Maximen wirst du umsonst bestürmen, ihre Thaten umsonst ver-

dammen, aber an ihrem Müßiggange kannst du deine bildende Hand verfluchen. Verjage die Willkühr, die Frivolität, die Rohigkeit aus ihren Vergnügungen, so wirst du sie unvermerkt auch aus ihren Handlungen, endlich aus ihren Gesinnungen verbannen. *Wo du sie findest, umgieb sie mit edeln, mit grossen, mit geistreichen Formen, schliesse sie ringsum mit den Symbolen des Vortreflichen ein, bis der Schein die Wirklichkeit und die Kunst die Natur überwindet.*

SCHILLER.

Der Künstler kennt die wahre Schönheit nicht, dessen Werk, wie lieblich und einschmeichelnd auch das darin seyn mag, was den Sinnen und der Einbildungskraft schmeichelt, nicht zugleich auch den Verstand und das Herz einnimmt. Es ist, wie Ixions Juno, nur eine aus Dünsten gebildete Schönheit, eine bloße Larve, die nur so lange gefällt, als die Täuschung eines Traumes dauern kann. —

Darum, o Jüngling! dem die Natur ein feines Gefühl für die Schönheit der Form, eine lachende Phantasie gegeben hat, befließe dich, die Schönheit höherer Art kennen und fühlen zu lernen, damit du den schönen Formen, die dein feiner Geschmack entwirft, auch schöne Seelen einlösen kannst.

SULZER.

Der Augenblick scheint in der That für eine *ästhetische Revolution* reif zu seyn, durch welche das Objective in der ästhetischen Bil-

ding der Modernen herrschend werden könnte. Nur geschieht freylich nichts Großes von selbst, ohne Kraft und Entschluß! Es würde ein sich selbst bestrafender Irrthum seyn, wenn wir die Hände in den Schoofs legen und uns überreden wollten, der Geschmack des Zeitalters bedürfe gar keiner durchgängigen Verbesserung mehr. — —

Die ästhetische Revolution setzt zwey nothwendige *Postulate*, als vorläufige Bedingungen ihrer Möglichkeit voraus. Das erste derselben ist *ästhetische Kraft*. Nicht das *Genie* des Künstlers allein, oder die originelle Kraft idealischer Darstellung und ästhetischer Energie läßt sich weder erwerben noch ersetzen. Es giebt auch eine ursprüngliche Naturgabe des achten *Kenners*, welche zwar, wenn sie schon vorhanden ist, vielfach gebildet werden, wenn sie aber mangelt, durch keine Bildung ersetzt werden kann. Der treffende Blick, der sichere Takt; jene höhere Reizbarkeit des Gefühls, jede höhere Empfänglichkeit der Einbildungskraft lassen sich weder lernen noch lehren. Aber auch die glücklichste Anlage ist weder zu einem großen Künstler noch zu einem großen Kenner zureichend. Ohne Stärke und Umfang des sittlichen Vermögens, ohne Harmonie des ganzen Gemüths, oder wenigstens eine durchgängige Tendenz zu derselben, wird niemand in das Allerheiligste des Musentempels gelangen können. Daher ist das zweyte nothwendige Postulat für den einzelnen Künstler und Kenner wie für die Masse des Publikums — *Moralität*. Der richtige Ge-

Schmack, könnte man sagen, ist das gebildete Gefühl eines sittlich guten Gemüths. Unmöglich kann hingegen der Geschmack eines schlechten Menschen richtig und mit sich selbst einig seyn. Die Stoiker hatten in dieser Rücksicht nicht Unrecht zu behaupten, daß nur der Weise ein vollkommener Dichter und Kenner seyn könne. Gewiß hat der Mensch das Vermögen, durch bloße Freyheit die mannichfaltigen Kräfte seines Gemüths zu lenken und zu ordnen. Er wird also auch seiner ästhetischen Kraft eine bessere Richtung und richtige Stimmung ertheilen können. Nur muß er es *wollen*; und die Kraft, es zu wollen, die Selbstständigkeit bey dem Entschlus zu beharren, kann ihm niemand mittheilen, wenn er sie nicht in sich selbst findet.

FR. SCHLEGEL.

Es würde der Kunst zu weit größerm Vortheile gereichen, wenn man darauf bedacht wäre, ihren *mechanischen* Theil möglichst zu vereinfachen und zu erleichtern, denn Er allein setzt der Kunst die Schranken; dagegen aber den *genialischen* Theil zu erschweren, und in seinen Foderungen an diesen um so strenger zu seyn. Denn obgleich die wahre Vollendung eines schönen Kunstwerks in der vollkommensten Vereinigung beyder besteht: so wird doch die Kunst stets zu höherer Vollkommenheit steigen, wenn der geistige Theil den mechanischen überwiegt; so wie sie unausbleiblich sinken muß, wenn

das Streben nach Vollkommenheit bloß auf *diesen* gerichtet ist. Es giebt Zwerge der Kunst, die weder Ideal noch Fülle der Phantasie fordern; die ihren Werth von der mechanischen Geschicklichkeit und treuen Nachahmung erhalten; in denen wir nicht das schaffende Genie, den dichtenden Geist des Künstlers; sondern den freyen, leichten und entschlossenen Vortrag seiner Hand bewundern. In diesen darf und soll, ihrer Natur nach, der mechanische Theil herrschen. Dafür überhebt er aber auch den Künstler allenfalls der höheren Geisteskultur, und schränkt sein Talent bloß auf die Nachbildung des Wirklichen ein. Die edlern Zweige der Kunst hingegen, die sich mit Menschendarstellung in idealischer Vollkommenheit und Schönheit beschäftigen, nähern sich der Sphäre des Dichters, und theilen gewisser Maßen sein Gebiet mit ihm; daher sie auch dieselben Forderungen einer höhern ästhetischen Kultur des bildenden Künstlers machen. Ja ich sehe zwischen beyden keinen andern Unterschied, als der in dem eigenthümlichen Wesen einer jeden dieser beyden, dem Geiste nach nahe verwandten Künste selbst liegt, der aber durch ihren gemeinschaftlichen Zweck wieder aufgehoben wird. Denn der Mensch, den uns der bildende Künstler darstellt, soll nicht weniger vollkommen seyn als der, den uns der Dichter schildert; dieser stellt mir seinen sittlich edlen und schönen Charakter in seinen Worten und Thaten, jener stellt ihn mir durch Gestalt und Gebehrdung dar, ihre

Einwirkung aufs Gemüth aber soll dieselbe seyn. Jeder wahre Künstler ist Dichter in seinem Fache, wenn Dichten überhaupt, durch die freye Selbstthätigkeit der Einbildungskraft etwas der Wahrheit Aehnliches, ästhetisch Wohlgefälliges erfinden und darstellen heißt; und er wird ein um so größerer Künstler seyn, je mehr er ächter Dichter in seiner Kunst ist, gleichviel ob das Vehikel seiner Darstellung Worte oder Linien, Farben oder Töne sind.

FERNOW.

Dichten bedeutet seiner ursprünglichen Bedeutung nach jedes *Machen*, *Hervorbringen*, *Schaffen*, und begreift also viele Arten unter sich. Denn, die Ursache seyn, daß etwas, was noch nicht ist, zum Daseyn komme, heißt Dichten oder Schaffen. In diesem Sinne begreift das Wort *Dichtung* auch *alle Produkte der Kunst*; und man könnte demnach auch jeden, der ein Kunstwerk hervorbringt, einen *Dichter* nennen.

PLATON.

Wahres Gefühl des Göttlichen unterbricht die *Stille der Seele* nicht — es macht sie vielmehr noch stiller, kehrt sie noch unverändert in ihr *Innerstes*. Derjenige, dem dieser Sinn aufgeschlossen ist, spricht nicht von dem, was er sieht, was er fühlt: aber sein ganzes Wesen, seine ganze Art zu seyn und zu wirken spricht davon. Etwas diesem Aehnliches findet sich an jenen erhabenen

Sterblichen, denen die Natur das Geheimniß der *Künste* entriegelt hat. *Homer* schrieb kein Buch von der Dichtkunst; aber er machte seine *Ilias*: *Phidias*, *Propiteles*, *Apelles*, schrieben keine Theorien, definirten das Erhabene, die Schönheit, die Grazie nicht; aber ihre Werke spiegeln die *Idee* des Göttlichen zurück, die sich ihrer Seele eingesenkt hatte. — — Dies ist der Charakter des *Dichters*, des wahren *Machers*; und in diesem Sinne ist *jeder tüchte Künstler Dichter* — ein kläglich entweihtes, beynahe schambares Wort, aber ehrwürdig dem, der seinen Sinn umfassen kann; wie es *unsern Alten* war! — Bloss aus diesem Grunde läßt sich das, was in der Kunst das *Höchste* ist, was der wahre Künstler selbst mehr fühlt als erkennt, oft nur vorüber blitzen sieht, nur von fernher ahnet, eben darum läßt sich das *nicht lehren*. Kein Fleiß, keine Nachwachen, keine Nachahmung, kein Studium wird es dem erforschlich noch erreichbar machen, *dem es die Natur nicht offenbart*.

WIELAND.

In jenen glücklichen Zeiten, wo die schönen Künste innigst an die Kultur des Menschen geknüpft waren, wo ihre liebliche Harmonie in allen Verhältnissen seines religiösen und politischen, seines geselligen und häuslichen Lebens wiedertönte; wo der Mensch in Spielen der Phantasie zuerst die erhabene Würde seines eigenen Wesens ahnden und lieben lernte, und selbst die ernste

Göttin der Weisheit sich in die Spiele der Mufen und Grazien mischte, — bedurfte es keiner tiefsinnigen Untersuchungen, um das Wesen des Schönen zu ergründen; die Kunst durfte nicht erst durch strenge Vernunftschlüsse ihren Adel und ihre höhere Abkunft rechtfertigen. Jeder fühlte ihren Einfluss auf sein Herz, und glaubte um so williger den schönen Platonischen Träumen, welche die Schönheit in den Olymp verletzten, weil der Künstler ihm die Wahrheit derselben durch seine erhabene Schöpfung verbürgte. Die Griechen hatten keine theoretischen Systeme der Aesthetik, keine Kunstakademie; der Geist des Zeitalters war ihr System, ihre Akademie die Natur. Die Allgemeinheit ihrer Maximen, die Bestimmtheit ihrer praktischen Kunstregeln, die Sorgfalt, womit der Staat selbst über die Reinheit und den Adel ihres Idealstyls wachte, die öffentliche Achtung, das zarte Gefühl und der die ganze Nation belebende Gemeisinn für Schönheit, konnten gar wohl so künstliche Gerüste entbehrlich machen. Was jetzt nur in wenigen Günstlingen der Natur auf dürrer Boden zu einer seltenen Blüthe gedeiht, sproßte damals überall in reicher üppiger Fülle,

FERNOW.

Wie flossen die Erstlinge Griechischer Kunst so sanft aus dem reichen Quell der Empfindung! Die Liebe führte dem Korinthischen Jünglinge die Hand, als er das erste Schattenbild entwarf. Bewunderung des

Helden rührte dem Künstler das Herz, als er die edle Gestalt in Metall oder Marmor zuerst verewigte. Dankbarkeit gegen die „geahndeten, besseren Wesen,“ womit die Einbildungskraft den Olymp und das Empyräum bevölkerte, schuf die erste Bildsäule eines Gottes mit den Zügen der verklärten Menschheit. Jetzt ergriff diese edle Schwärmercy das staunende Volk; es belohnte die Tugend seiner Feldherren, seiner Gesetzgeber, seiner Wohlthäter und Retter durch öffentliche Denkmähler und Statuen; es liefs den Delphischen Tempel und das Pöcile von *Polygnot* verzieren, und *Phidias* mußte ihm seinen Donnerer und seine Minerva von Gold und Elfenbein bilden.

G. FORSTER.

Der West, der schmeichlerisch in Rosenfluren
wehte,

Der Vogel an dem Quell, des Teichs belebtes Rohr
Begeisterten zuerst des Hirten stumme Flöte,
Und lockten Harmonie früh schon aus ihr hervor.
Bald stiegen Klagen hier, dort feurige Gebete,
Wie Lieb' und Schmerz sie lehrt, zu Cyprien empor.
An Acis Ufern liefs die Göttliche sich nieder,
Und ihrer Huld zum Preis ertönten neue Lieder.

LUCREZ.

Liebe wars, die jede schöne Kunst erfand,
Des Geliebten Umrifs schattend an der Wand
Zeichnete das Mädchen, und von Glanz umstrahlt
Hat an Amors Fackel liebend sie's gemalt.
Liebe wars, die jede schöne Kunst erfand,
Als am Marmorfelsen Amor bildend stand,

Q

Fühlte der Marmor; und von Venus Thron
Stieg ein liebend Mädchen zu Pygmalion.

HERDER.

Es sey Fabel oder Geschichte, daß die *Liebe* den ersten Versuch in den bildenden Künften gemacht habe: so viel ist gewiß, daß sie den großen alten Meistern die Hand zu führen nicht müde geworden. Denn wird itzt z. B. die Mahlerey überhaupt als die Kunst, welche Körper auf Flächen nachahmet, in ihrem ganzen Umfange betrieben: so hatte der weise Grieche ihr weit engere Gränzen gesetzt, und sie bloß auf die Nachahmung schöner Körper eingeschränket. *Sein Künstler schilderte nichts als das Schöne*; selbst das gemeine Schöne, das Schöne niedrer Gattungen, war nur sein zufälliger Vorwurf, seine Uebung, seine Erhöhung. Die Vollkommenheit des Gegenstandes selbst mußte in seinem Werke entzücken; er war zu groß, von seinen Betrachtern zu verlangen, daß sie sich mit dem bloßen kalten Vergnügen, welches aus der getroffenen Aehnlichkeit, aus der Erwägung seiner Geschicklichkeit entspringe, begnügen sollten; an seiner Kunst war ihm nichts lieber, dünkte ihm nichts edler, als der Endzweck der Kunst — und bey ihm war die *Schönheit* das höchste Gesetz der bildenden Künste gewesen. —

Bey den Alten hielt es auch die Obrigkeit selbst ihrer Aufmerksamkeit nicht für unwürdig, den Künstler mit Gewalt in seiner wahren Sphäre zu erhalten. Das Gesetz

der Thebaner, welches ihm die Nachahmung ins Schönere befahl, und die Nachahmung ins Häßlichere bey Strafe verbot, ist bekannt. Es war kein Gesetz wider den Stümper, wofür es gemeiniglich gehalten wird. Es verdamnte die griechischen Ghezzi, den unwürdigen Kunstgriff, die Aehnlichkeit durch Uebertreibung der häßlichen Theile des Urbildes zu erreichen; mit einem Worte, die Carricatur. Aus eben dem Geist des Schönen war auch das Gesetz der Hellanodiken geflossen. Jeder Olympische Sieger erhielt eine Statue; aber nur dem dreymaligen Sieger, ward eine Ikonische gesetzt.

Wir lachen, wenn wir hören, daß bey den Alten die Künfte bürgerlichen Gesetzen unterworfen gewesen. Aber wir haben nicht immer Recht, wenn wir lachen. Unstreitig müssen sich die Gesetze über die Wissenschaften keine Gewalt anmaßen, denn der Endzweck der Wissenschaften ist Wahrheit. Wahrheit ist der Seele nothwendig; und es wird Tyranny, ihr in Befriedigung dieses wesentlichen Bedürfnisses den geringsten Zwang anthun. Der Zweck der Künfte hingegen ist Vergnügen, und das Vergnügen ist entbehrlich. Also darf es allerdings von dem Gesetzgeber abhängen, welche Art von Vergnügen, und in welchem Maasse er jede Art desselben verstatten will.

Die bildenden Künfte insbesondere, außer dem unfehlbaren Einflusse, den sie auf den Charakter der Nation haben, sind einer Wirkung fähig, welche die nähere Aufsicht des Gesetzes heischt. Erzeugten schöne

Menschen schöne Bildsäulen; so wirkten diese hinwiederum auf jene zurück, und der Staat hatte schönen Bildsäulen schöne Menschen mit zu verdanken.

G. E. LESSING.

Die *Griechische Kunst* ist eine *Schule der Humanität*; unglücklich ist, wer sie anders betrachtet. —

Ohne die Kunst der Griechen würden wir manche Gedanken ihrer Dichter und Weisen nicht verstehen; als öde Worte schwebeten sie vor uns vorüber. Nun hat sie die Kunst *sichtbar gemacht*, und damit auch den ganzen Geist der Composition ihrer Schriften, den Zweck ihrer Sittenformung und was sie sonst unterscheidet, in anschaulichen Bildern dem menschlichen Verstande vorgestellt; kurz, anschauliche *Kategorien der Menschheit* gegründet. Davon verstanden nun freilich jene Barbaren nichts; die in einem Basalt-Kopfe *Jupiters* nichts als den schwarzen Kopf eines Satans, im schönen *Apollo* einen wahrsagenden bösen Geist, und in der himmlischen *Aphrodite* eine unzüchtige Dirne zerstörten. Der einzige Begriff, das alle diese Kunstwerke Gegenstände der Abgötterei, Behaufungen Orakelgebender, Lustverführender, böser Dämonen seyn, hieng wie ein schwarzer Nebel vor ihren Augen, das sie den wahren Dämon, das *Ideal der Menschenbildung in ihren reinsten Formen* nicht zu erkennen vermochten. Auch Keinem von denen wird es sichtbar, die in der Statue nur die Statue,

in der Gemme den Edelstein und in Allem nur Pracht, Zierrath, herkommlichen Geschmack, oder Alterthums- und mechanische Kunstkenntnisse suchen. Am weitesten entfernt davon eine falsche und enge Theorie, die sich gegen jede Aeufserung und Offenbarung des Menschenfreundlichen, Wahrheitdarstellenden Gottes hinter Wortlarven mit einem kalten Stolze brüstet. Zu uns wird der *Dämon der Menschennatur* aus den Werken der Griechen rein und verständlich sprechen können: denn wir werden ihn mitfühlend, sympathetisch hören.

HERDER.

Es giebt nur Eine Gattung des idealischen Schönen, und nur Eine Poetik und Eine Logik dieses Schöne zu erzeugen, es sey mit Tönen, oder mit Farben, oder mit Formen, oder auch mit jenen verwickelten wunderbaren Zusammensetzungen von Formen, Farben und Tönen, die man Empfindungen und Vorstellungen nennt.

Der Griechen Glück war es, dieses idealische Schöne, diese Poetik und Logik aller Künste von Anbeginn getroffen zu haben; sie haben daher fast nichts als Meisterstücke gemacht. — Die Künste waren ihnen verschiedene Mundarten Einer Sprache, der heiligen Sprache des Schönen. —

DUPATY.

Es ist eine in dem Wesen der schönen Künste selbst gegründete, und durch die Er-

fahrung zur Gnüge bestätigte Wahrheit, daß eine Nation nie zu einer eigenthümlichen Kunst gelangen, noch sie zur Vortreflichkeit kultiviren kann, wenn sie nicht Kunstfinn und Genialität durch eine zum Aesthetischen hinstrebenden Kultur allmählig aus sich entwickelt. Nicht einmal die alten Römer, dieses in vieler Rücksicht große — den Griechen so nahe Volk haben den Geist der Kultur der bildenden Künste von den letztern erbeuten können; sie haben nie eine eigne Kunstepoche gehabt; es war immer noch griechische Kunst, die unter den Kaisern blühte. Der Geschmack eines Künstlers und einzelner Menschen läßt sich wohl nach fremden Mustern bilden und lenken; aber wo Kunst einheimisch und Geschmack so allgemein seyn soll, daß er als Eigenschaft der Nation angesehen werde, da ist dies weder hinreichend noch thunlich. Kunst und Schönheit müssen erst wahres Bedürfnis der Nation werden, sie müssen in das allgemeine und besondere Interesse ihrer Existenz verflochten seyn, wenn erstere in einem Staat gedeihen, und daurend blühen soll. —

Die besten Kunstwerke sind für die Kunst so gut als nicht vorhanden, wenn sie nicht auf ihre Kultur angewandt werden. Alles Begaffen, Bewundern und Anerkennen ihrer Schönheit, alles bloße Copieren und Abschreiben derselben ist fruchtlos, wenn sie nicht in Vereinigung mit der Natur das ernstliche Studium des Künstlers für sein ganzes Leben ausmachen, aber Studium mit Gefühl und Kopf, nicht mit der Hand; wenn

er nicht strebt, sich in ihren Geist hineinzufühlen, sich in ihren Styl hinein zu arbeiten. So lange noch die Kunst dem Zufalle, ob und wann er ein glückliches, mit treuem Naturgeföhle begabtes, Talent hervorbringen wird, überlassen bleibt; so lange jeder Künstler nach seiner Laune oder nach der Mode die Kunst treibt; so lange nicht der gute Geschmack Nationalgeschmack wird, und Publikum und Künstler nicht gegenläufig sich bilden, wird es vielleicht hie und da einen grossen Künstler geben, aber die Kunst wird nie einen glücklichen Fortgang machen. — — —

Ein uneigennütziger, biegsamer, sympathetischer Richtungen fähiger, dabey zugleich lebhafter, affektvoller, energischer Charakter, und eine zweckmässige, eben so sehr die Entwicklung der moralischen als der physischen Anlagen begünstigende Erziehung, sind bey politischer Freyheit und physischem Wohlstande die wesentlichen Bedingungen, unter welchen das Schönheitsgeföhle eines Volks sich ungehindert entwickeln kann, und unfehlbar entwickeln wird.

— Jene Erfordernisse zur ästhetischen Kultur fanden sich mit seltenem Glücke bey den Griechen vereint, und längst sind auch die Ueberreste ihrer Kunst als die vollkommensten Muster des Geschmacks für alle Zeiten als Maassstab und Kriterium eines reinen und schönen Styls anerkannt, und werden es immer bleiben, unter wie mannichfaltiger Modifikation sich der Schönheitsinn auch künftig noch entwickeln und äussern mag.

Bisher war die Religion, oder vielmehr die hierarchische Politik die Hauptstütze der bildenden Künste unter allen Nationen, wo sie geblühet haben. Der Luxus, von dem man gewöhnlich glaubt, daß er die Künste beförderte, stiftet nie etwas Gutes in ihnen, selbst dann nicht, wenn er Luxus der Religion, oder der Prachtliebe eines glänzenden Hofes ist. Er verführt die Kunst entweder zu superstitiösem, mystischem Unsinne, oder zu Prunk und Tändelei; auf alle Fälle zerstört er die Einfachheit und Natur in ihr, welche das Wesen eines reinen und schönen Styls ausmachen, ohne welche alle Kunst nur Künstelei ist.

Der Verf. d. Abh. Ueber die Kunstplünderung in Italien u. Rom — im N. T. Merkur von 96. —

In Griechenland vereinigten sich jene Bedingnisse, welche zur Schöpfung eines vollendeten Kunstwerkes unentbehrlich sind. Der Künstler, reich an innerer Vollkommenheit und Harmonie, fand um sich her Gestalten, die seinem Sinne für das Schöne entsprachen, und durch ihre Nachbildung konnte er anschaulich machen, wie er das Schöne empfand. Nun blieb er nicht mehr knechtisch bey der einzelnen Form; von mühsamer Nachahmung schwang er sich empor zur edlen Freyheit der Wahl; das Schönste erkohr er unter dem Schönen. So stellte *Zeuxis* die Töchter von Agrigentum in blendender Schönheit vor sich hin, um aus

ihren verschmelzten Reizen für den Tempel der Juno Lucinia sein bewundertes Gemälde zu entwerfen. Denn ohne leisen Miston ist keine, selbst nicht die lieblichste, Form in der Natur; vielleicht, weil auch das vollendetste irdische Wesen nur ein Accord ist jenes großen Zusammenklanges, in dessen Rauschen unser Geist versinkt!

Eine Stufe war noch zu ersteigen übrig, und auch zu dieser erhob sich die Griechische Kunst. Das Gefühl des Künstlers war bereits vertraut mit jenen feineren Zügen, in denen sich die Lebenskraft offenbart. Es genügte ihm nicht länger, nur einen schönen Leichnam zu formen; den schönen Körper belebte die schönere Seele, und vor seinem Marmorbilde ahndete der Zuschauer zum erstenmale, wie grössere Menschen empfinden. „Diese Stirn birgt hohe Weisheit,“ rief man einander zu; „jener Blick ergründet die Gedanken und enträthelt die Zukunft; Ueberredung fließt von solchen Lippen! Den Schleyer der Gestalten durchschimmern hier Leiden und Genuß; aber sie stören nicht das schöne Ebenmaß ihrer Züge, entadeln nicht ihre Stellung: so leidet und so genießt der Held und der Weise!“ Von gehaltener Wirkung ist jeder Charakter, wenn Schönheit seinen Ausdruck begränzt. Die ernste Jungfräulichkeit scheuchet nicht mehr das Auge des Staunenden zurück. Auch die reizenden Formen der Liebe wecken nicht den Sturm unedler Begierden, sondern flößen das stille Sehnen der Zärtlichkeit in das Herz. List und Trug werden im *Sohn*

der *Maja* zur anschmiegenden Grazie der Jugend. Des *Rebengottes* Trunkenheit ist nur Frohsinn und Freude. Auf *Apollons*, des Fernhertreffenden, Lippe verschwindet im Siegeslächeln der Zorn. So gelang es den kühnen Künstlerphantasieen, berauscht von den Göttergefängen ihres *Homers*, eine Schönheit zu dichten, die für Sterbliche zu rein, zu wunderbar, zu göttlich ist. Entfesselt von dem gröberem Körper, allwirksam, stand die Lebenskraft vor ihnen da, in ätherischen Umrissen noch sichtbar, wie sie im Ichorstrom die schöne Form erfüllt. An der furchtbaren Gränze, wo die Schönheitslinie wieder in Mißgestalt übergeht, ergriffen sie die möglichen Gestalten des Erhabenen, deren Urbilder die Natur nicht in sich faßt, und schufen ahnungsvoll das hohe *Ideal!*

G. FORSTER.

Nur bey einem Volke entsprach die schöne Kunst der hohen Würde ihrer Bestimmung.

Bey den *Griechen* allein war die Kunst von dem Zwange des Bedürfnisses und der Herrschaft des Verstandes immer gleich frey; und vom ersten Anfange Griechischer Bildung bis zum letzten Augenblick, wo noch ein Hauch von ächtem Griechensinn lebte, waren den Griechen schöne Spiele heilig.

Diese *Heiligkeit schöner Spiele* und diese *Freyheit der darstellenden Kunst* sind die eigentlichen Kennzeichen ächter Griechheit. Allen Barbaren hingegen ist die Schönheit an sich selbst nicht gut genug.

Ohne Sinn für die unbedingte Zweckmäßigkeit ihres zwecklosen Spiels bedarf sie bey ihnen einer fremden Hülfe, einer äußern Empfehlung. Bey rohen wie bey verfeinerten Nichtgriechen ist die Kunst nur eine Slavinn der Sinnlichkeit oder der Vernunft. Nur durch merkwürdigen, reichen, neuen und sonderbaren Inhalt; nur durch wollüstigen Stoff kann eine Darstellung ihnen wichtig und interessant werden.

FR. SCHLEGEL.

Der Erste, der das Göttliche an überirdischen Wesen in erhöhter *Menschengestalt* seinen Zeitgenossen vor Augen stellte, und so die unsichtbare Welt mit der sichtbaren in ein trauliches Band zusammen knüpfte, eröffnete der Phantasie ein unermessliches Reich; mit freyerm Fittig schwebte das Genie über dem weiten Gefilde, und jener Einfall erschuf gewissermaßen die schöne Kunst. Den Mann kennen wir nicht, aber Griechenland war der Erdstrich, wo jene Freyheit des Geistes die herrlichsten Blüthen reifte. Hier traf das glücklichste Clima, die vollkommenste bürgerliche Verfassung, die menschlichste Mythologie, und die größte Masse von Kenntnissen zusammen, um die schöne Kunst zu einer Höhe zu bringen, die sie weder vor noch nachher wieder erreicht hat. — — Wir können das Gebiet der Künste erweitert haben, und in manchem Betrachte ausgeschmückt; aber *erhöht* haben wir die Kunst nicht; vielmehr scheint

noch vieles zu fehlen, ehe unser getheilter und unftäter Geschmack zu der edeln Einfachheit des Griechischen, und unser einstudirter Kunstsinn zu der hohen Würde ihres Naturgefühles zurückkehren kann. Und wenn wirs auch erreicht hätten, so gebührt doch immer den Griechen der unverwelkliche Ruhm, die Lehrer der allgemeinen Humanität und die Schöpfer der veredelten Menschheit gewesen zu seyn, ein Ruhm, dem Roms Lorbeeren wie Britanniens Schätze und Deutschlands Schulverdienste um die Wissenschaften den Vorrang lassen müssen. Denn Humanität allein benutzt die übrigen Verdienste alle zu einem Zweck, die Menschen in ein freundliches Band zu vereinigen, und dem menschlichen Daseyn durch Veredlung des gefelligen Lebens Reitz und Werth zu verleihen.

SCHMIDT — PHISELDECK.

Was wäre die Kunst, was hätte sie, hinweggefehn vom Sinnlichen, Erweckendes und Anziehendes für untern denkenden Geist, wenn es nicht diese, dem Naturstoff, den sie bearbeitet, eingeprägte Spur der *lebendigwirkenden umformenden Menschheit* wäre? das Siegel des Herrschers in der Natur ist es eben, was wir an jedem Kunstwerk, wie das Brustbild eines Fürsten auf seiner Münze erblicken wollen; und wo wir es vermessen, da ekelt die allzuschlavisch nachgeahmte Natur uns an. Daher hat jede Kunst ihre Regeln, ihre Methodik; eine wahrhafte Gei-

sterfchöpfung von abgezogenen Begriffen liegt ihr zum Grunde, nach welcher der Künstler im Materiellen wirken, und der Richter ihn beurtheilen muß. Der metaphysische Reichthum, den sich der Künstler aus unbefangenen Anschauungen der Natur erwarb, den er in das System seiner Empfindungen und Gedanken verwebte — den strömt er wieder über alle seine Werke aus. So entstanden der *Apoll von Belvedere*, die *medicische Venus*, die *Schule von Athen*, die *Aeneide*, der *Mahomet*; so bildeten sich *Demosthenes* und *Cicero* und *Molé* und *Garrick*. Die Ideale des Meißels und der Malerey, der Dichtkunst und der Schauspielkunst finden wir sämmtlich auf dem Punkte, wo das einzeln zerstreute Vortrefliche der Natur zu einem Ganzen vereinigt, eine nach den Denkformen unserer Vernunft mögliche, auch von unserm Sinne zu fassende und sogar noch sinnlich mittheilbare, aber in der lebendigen Natur nirgends vorhandene Vollkommenheit darstellt. Göttlichgroß ist das Künstlergenie, das den Eindrücken der Natur stets offen, tief und innigunterscheidend empfindet, und nach seiner innern Harmonie das Treffendste vom Bezeichnenden, das Edelste vom Edlen, das Schönste vom Schönen wählt, um die Kinder seiner Phantasie aus diesen erlesenen Bestandtheilen in Zauberformen zu gießen, welche wahr in jedem einzelnen Punkt ihres Wesens, und nur in so fern der Mensch sie vereinigte, liebliche Träume sind.

Nur das Gleichartige kann sich fassen. Diesen Geist zu erkennen, der über die Materie hinwegschwebt, ihr gebietet, sie zusammenzusetzen und schöner formt, bedarf es eines ähnlichen prometheischen Funkens. Allein wie viele Stufen giebt es nicht zwischen der Unwissenheit, die an einer Bildsäule nur die Glätte des Marmors begaft, und dem Genie, das mit unnennbarem Entzücken die Phantasie *Polyklets* darin ahndet? Zwischen jenem Landmanne, der sich scheute, die Herren auf der Bühne zu behorchen, und dem Hochbegabten, der in der Seele des Schauspielers von einem Augenblick zum andern den Ausdruck des Empfundnen, von der Urtheilskraft regieren sieht? Wenn auch die allgemeine Bewunderung einem ächten Meisterwerke huldigt, so ist es darum noch nicht ausgemacht, daß gerade das Eigenthümliche, was nur des Künstlers Geistesgröße ihm geben konnte, den Sinn der Menge hinreißt. Wir ehren im unerreichbaren *Shakspeare* den kühnsten Dichterflug und den treffendsten Wahrheitsinn; was dem Parterre und den Gallerien in London an seinen Schauspielen die höchste Befriedigung gewährt, dürfte leicht etwas anderes seyn. Doch ich habe ja wohl eher sogar den Kenner gefehlt, der über *Minervens Helm* *Minerven selbst* vergaß! An einem Gemälde *Raphaels*, wo seine hohe Ahndung des Göttlichen aus den Gesichtszügen stralte, sah ich einen großen Kunstlehrer Proportionen bewundern! Befrage nur die wortgelehrten Kommentatoren um die Schönheit römischer

und griechischer Dichter, wenn du erstauen willst, daß sie in der Wahl kurz- und langsybliger Wörter, in der Mischung der Dialekte, in hundert Artigkeiten, wo du sie nie gesucht hättest, besteht! Laß doch Leute von Geschmack dirs erklären, daß *Goethens Iphigenia* dich entzückt, weil *Euripides* zuerst eine schrieb! Und wenn ein *Hamlet*, oder ein *Lear*, oder ein *Macbeth* vor dir auftritt, wie der Dichter selbst sich nie träumen liefs, daß man sie darstellen könnte; so vernimm von einem Kunstverständigen des Theaters den belohnenden Ausruf seiner höchsten Zufriedenheit: er hat sich trefflich einstudirt.

Wahrlich! wäre fremde Anerkennung des eigenthümlichen Verdienstes der einzige Lohn, um welchen der große Künstler arbeiten möchte, ich zweifle ob wir dann je ein Meisterwerk gesehen hätten. Ihn muß vielmehr, nach dem Beyspiele der Gottheit, der Selbstgenuß ermuntern und befriedigen, den er sich in seinen eigenen Werken bereitet. Es muß ihm genügen, daß in Erz, in Marmor, auf der Leinwand oder in Buchstaben seine große Seele zur Schau liegt. Hier falle, wer sie fallen kann! Ist das Jahrhundert ihm zu klein; giebt es keinen unter den Zeitgenossen, der im Kunstwerke den Künstler, im Künstler den Menschen, im Menschen den schöpferischen Demiurg erblickte, der eins im andern bewunderte und liebte, und alles, den Gott und den Menschen, den Künstler und sein Bild, in den Tiefen seines eigenen verwandten Wesens hochahndend wiederfände; — so führt

doch' der Strom der Zeiten endlich das überbleibende Werk und die gleichgestimmte Seele zusammen, die dieser große Einklang füllt und in die lichte Sphäre der Vollkommenheit entzückt!

Auf diesen Vortheil aber, möge er viel oder wenig gelten, muß derjenige Künstler Verzicht thun, der weder im Materiellen arbeitet, noch durch konventionelle Zeichen sein Geisteswerk der Nachwelt überliefern kann, weil er selbst sein eignes Kunstwerk ist, weil in seiner persönlichen Gegenwart die Aeufferung alles dessen beschlossen liegt, was er mit eigenthümlicher Sinneskraft Individuelles aus der Natur um ihn her auffassen, und mit dem lebendigmachenden Siegel seines Geistes stempeln konnte, weil endlich mit ihm selbst seine Kunst und jede bestimmte Bezeichnung ihres Werthes stirbt. Der Natur den Menschen nachzubilden, nicht bloß seine körperlichen Verhältnisse, sondern auch die zarteren Spuren des in seiner Organisation herrschenden Geistes so hinzustellen, daß sie in unserer Phantasie Eingang finden: dieses schöne Ziel der Kunst erreicht sowohl der Dichter als der Bildner, ein jeder auf seinem besondern Wege. Doch den Bildern eignes Leben einzuhauchen, ihnen gleichsam eine Seele zu leihen, die mit der ganzen Kraft ihrer Verwandtschaft in uns wirkt; dies vermag nur der Schauspieler, in dem er seine eigenen Züge, seinen Gang und seine Stimme, seinen ganzen Körper mit seiner Lebenskraft in das Wesen, das er uns mittheilen will, hineinträgt, indem er

sich mit diesem Ideal, das er zuvor sich aus der Natur abzog, identificirt, und vor unsern Augen mit dem Charakter auch die Handlungsweise, die ganze Aeußerungsart, ja sogar die Gestalt eines Andern annimmt. Wenn nun die Schöpfungen anderer Künstler nach Jahrtausenden noch bestehen und eben das wirken, was sie neu aus der Hand des Meisters wirkten; so ist hingegen die Empfänglichkeit, die Sonderungsgabe, die bildende Energie des großen Schauspielers, die nicht langsam und allmählig an ihrem Werke fortarbeitet, bessert, ändert, vervollkommnet, sondern im Augenblick des Empfangens schon vollendete Geburten in ihm selbst offenbart, auf die bestimmteste Weise nur für das Gegenwärtige berechnet. So glänzend ist der Anblick dieses Reichthums in Eines Menschen Seele, so hinreißend das Talent ihn auszuspanden, daß seine Vergänglichkeit kaum befremdet. Man erinnert sich an jene prachtvollen Blumen, deren Fülle und Zartheit alles übertrifft, die in einer Stunde der Nacht am Stängel der Fackeldistel prangen und noch vor Sonnenaufgang verwelken. Dem so zart hingehauchten Leben konnte die Natur keine Dauer verleihen; und — sie warf es in unfruchtbare Wildnisse hin, sich selbst genügend, unbemerkt zu verblühen, bis etwa ein Mensch, wie ich das Wort verstehe, das seltenste Wesen in der Schöpfung, es findet und der flüchtigen Erscheinung genießt!

G. FORSTER.

Wie schwer ist es, was so natürlich scheint, eine gute Natur, ein treffliches Gemälde *an und für sich* zu beschauen, den Gesang um des Gefanges willen zu vernehmen, den Schauspieler im Schauspieler zu bewundern, sich eines Gebäudes um seiner eigenen Harmonie und seiner Dauer willen zu erfreuen. Nun sieht man aber meist nur die Menschen die entscheidensten Werke der Kunst gerade zu behandeln, als wenn es ein weicher Thon wäre. Nach ihren Neigungen, Meinungen und Grillen soll sich der gebildete Marmor sogleich wieder ummodeln, das festgemauerte Gebäude sich ausdehnen oder zusammenziehen, ein Gemälde soll lehren, ein Schauspieler bessern und alles soll alles werden. Eigentlich aber weil die meisten Menschen selbst formlos sind, weil sie sich und ihrem Wesen selbst keine Gestalt geben können, so arbeiten sie den Gegenständen ihre Gestalt zu nehmen, damit ja alles loser und lockrer Stoff werde, wozu sie auch gehören. Alles reduciren sie zuletzt auf den so genannten Effekt, alles ist relativ, und so wird auch alles relativ, außer dem Unsinn und der Abgeschmacktheit, die denn auch ganz absolut regiert.

GOETHE.

Willst du über Werke der Kunst urtheilen, so siehe anfänglich hin über das, was sich durch Fleiß und Arbeit anpreiset, und sey aufmerksam auf das, was der Verstand hervorgebracht hat: denn der Fleiß kann

sich ohne Talent zeigen, und dieses erblicket man auch, wo der Fleiß fehlet. Ein sehr mühsam gemachtes Bild vom Mahler oder Bildhauer ist, blos als dieses, mit einem mühsam gearbeiteten Buche zu vergleichen. Denn so wie gelehrt zu schreiben nicht die grösste Kunst ist, so ist ein sehr fein und glatt ausgepinseltes Bild allein kein Beweis von einem grossen Künstler. —

Gieb Achtung, ob der Meister des Werks, welches du betrachtest, selbst gedacht oder nur nachgemacht hat; ob er die vornehmste Absicht der Kunst, die *Schönheit* gekannt, oder nach den ihm gewöhnlichen Formen gebildet, und ob er als ein Mann gearbeitet oder als ein Kind gespielt hat. —

Glaube gewiss, daß der alten Künstler so wie ihrer Weisen Absicht war, mit Wenigem Viel anzudeuten: daher liegt der Verstand der Alten tief in ihren Werken. Der Stolz in dem Gesichte des *Apollo* äussert sich vornehmlich in dem Kinn und in der Unterleuze, der Zorn in den Nüstern seiner Nase, und die Verachtung in der Oeffnung des Mundes; auf den übrigen Theilen dieses göttlichen Hauptes wohnen die Grazien, und die Schönheit bleibet bey der Empfindung unvermischt und rein wie die Sonne, deren Bild er ist. Im *Laokoon* siehest du bey dem Schmerz den Unmuth, wie über ein unwürdiges Leiden in dem Kräufen der Nase, und das väterliche Mitleiden auf den Augapfeln wie einen trüben Duft schwimmen.

Diese Schönheiten in einem einzigen Drucke sind wie ein Bild in einem Worte

beym *Homerus*, nur der kann sie finden, welcher sie kennet. Dieser giebt ein höheres Bild, wenn alle Götter sich von ihrem Sitze erheben, da Apollo unter ihnen erscheint, als *Callimachus* mit seinem ganzen Gefange voller Gelehrsamkeit. Ist ein Vorurtheil nützlich, so ist es die Ueberzeugung von dem, was ich sage: mit derselben nähere dich zu den Werken des Alterthums, in Hoffnung viel zu finden, so wirst du viel suchen. Aber du mußt dieselbe mit großer Ruhe betrachten; denn das Viele im Wenigen und die stille Einfalt wird dich sonst unerbauet lassen, wie die eilfertige Lesung des ungeschmückten großen *Xenophon*.

Gegen das eigene Denken setze ich das *Nachmachen*, nicht die *Nachahmung*: unter jenem verstehe ich die knechtische Folge; in dieser aber kann das Nachgeahmte, wenn es mit Vernunft geführt wird, gleichsam eine andere Natur annehmen und etwas eigenes werden. —

Die zweyte Augenmerk bey Betrachtung der Werke der Kunst soll die *Schönheit* seyn. Der höchste Vorwurf der Kunst für denkende Menschen ist der *Mensch*, oder nur dessen äußere Fläche, und diese ist für den Künstler so schwer auszuforschen, wie von den Weisen das Innere desselben, und das schwerste ist, was es nicht scheint, die Schönheit, weil sie, eigentlich zu reden, nicht unter Zahl und Maas fällt. Eben daher ist das Verständniß des Verhältnisses des Ganzen, die Wissenschaft von Gebeinen und Muskeln nicht so schwer und allgemeiner,

als die Kenntniß des Schönen; und wenn auch das Schöne durch einen allgemeinen Begriff könnte bestimmt werden, welches man wünschet und suchet, so würde sie dem, welchem der Himmel das Gefühl versaget hat, nicht helfen.

WINKELMANN.

Gute Gemüther sehen so gerne den Finger Gottes in der Natur, warum sollte man nicht auch der Hand seines Nachahmers einige Betrachtung schenken? — Eigentlich kann uns nur die Geschichte der Kunst den Begriff von dem Werth und der Würde eines Kunstwerks geben, und man muß erst die beschwerlichen Stufen des Mechanismus und des Handwerks, an denen der fähige Mensch sich Jahrhunderte lang hinauf arbeitet, kennen, um zu begreifen, wie es möglich sey, daß das Genie auf dem Gipfel, bey dessen bloßem Anblick uns schwindelt, sich frey und fröhlich bewege.

GOETHE.

Laßt uns zuerst verweilen an *Laokoons* Bilde. Der heilige Mann, der durch seinen verständigen Rath ein Retter des Vaterlandes werden wollte, und dadurch die feindliche Göttin erzürnte, wird mit seinen geliebten Kindern, die am Altar neben ihm dienten, von ungeheuren Schlangen ergriffen, und mit jenen zu einer Todesgruppe verschlungen. Sein Arm, seine Brust, seine Seele hat ausgekämpft; das Gesicht gen Himmel gekehrt, athmet er sie aus in einem

unermesslich-tiefen, langen Seufzer. Fürchterlich schöne Gruppe; ein Ideal der Kunst auch für das Gefühl der Menschheit. Reiner kann schwerlich ein Märtyrer gedacht, rührender und zugleich bedeutend schöner im Kreise der Kunst schwerlich vorgestellt werden. Die Schlangen verunzieren nichts, und in ihren Banden macht der stumme Seufzer des Leidenden eine Wirkung, die *St. Sebastian*, *Lorenz* und *Bartholomäus* nicht gewähren mögen. Herkules auf dem Berge Oeta war zu solchem Zweck nicht bildsam. Zu welcher schrecklichen Sprache könnte der Seufzer Laokoons lautbar gemacht werden, wenn wir ihn, wie den *Philoktetes* auf *Lemnos* jammern hörten! —

Nicht aber Laokoon; ihr seyd meine Helden der Kunst, *Castor und Pollux* auf dem *Quirinalischen Berge*; in euch lebt mein *Pin-dar*. Großes Werk, eines *Phidias* und *Polyklets* nicht unwürdig; uns wenigstens ausser *Griechenland* und nach dessen zerstörten *Heiligthümern* statt der Werke des *Phidias* und *Polykletus*. „Lebten Menschen wie Ihr?“ fragte mein emporklimmender, umwandelnder Blick. „Nein!“ antwortete der Geist, der euch umschwebet; aber uns dachten, uns bildeten Menschen. Heldenjünglinge, wie wir, waren einst in der Seele vieler junger Männer und Helden. Auch den Dichtern sind wir erschienen; und das Vaterland hat auf uns gerechnet“ — Lebt wohl, Ideale der Menschheit! —

Mit heiligem Ernst treten wir zum *Olymp* hinauf und sehen *Götterformen* im

Menschengebilde. Jede Religion cultivirter Völker, (die christliche nicht ausgenommen) hat ihren Gott und ihre Götter mehr oder minder *humanisirt*; die Griechen allein wagten es, humanisirte Gottheiten, ihrer und der Menschheit würdig, in *Kunst* d. i., auf einem Gedanken rein und völlig entsprechende Weise *darzustellen*. Oder vielmehr sie läuterten alles Schöne, Vortreffliche, Würdige im Menschen zu seiner *höchsten Bedeutung*, zur obersten Stufe seiner *Vollkommenheit*, zur *Gottheit* hinauf, und *theificirten* die Menschheit. Andre Nationen erniedrigten die Idee Gottes zu Ungeheuern; sie huben das Göttliche im Menschen zum Gott empor. —

Als das himmlische *Sinnbild* aller *Jünglings-Genien* auf Erden, stehet *Dionysos* hier dessen zarte Idee die niedern Sterblichen so mißkennen, daß ich seinen Namen *Bachus* kaum zu nennen wage. Er ist die sichtbar-gewordene *ewige Fröhlichkeit*; im Genuße sein selbst, ohne Anstrengung und dennoch mit der leichtesten *Elasticität* ein *süßer Beglückter der Gotter und Menschen*. Im schönen Charakter dieses thätigen süßen farniente rettete er einst den Olymp, und cultivirte die Welt durch Gaben und Geschenke. Sein Daseyn ist ewiger Triumph unter Trauben, mit denen er die Sterblichen erquickt und getröstet hat, unter dem ewigen Freudenliede jauchzender Mänaden.

Und an seiner Seite senkt den Liebetrunkenen Blick auf ihn die durch ihn gezetete, selige *Ariadne*. Von ewigem Dank und innigem Ergetzen strömt der gerührte Blick,

den keine Mänas, keine Bacha mit ihr theilen. Ohne Kinder, in seligem Anschauen des Genusses feiern die zwey ihr unzerstörbares Triumphleben, in welchem Bacus selbst, die Blüthe der Weiblichkeit in seiner Natur genießet. Lebet wohl, ihr glücklichen beyde, du Gerettete und du ihr Retter; habt viel Nachfolger auf der Erde, die unter Scherz und Freude die Menschheit beseligen, die retten und wohlthun, ohne dafs sie es Zwang kostet. Den Triumphswagen solcher Gemüther unjauchzen dankende Chöre. — Schöne Statuen sind vom Bacus da, und das capitolinische Haupt der Ariadne ist ganz ihr Charakter.

Neben Bacus stehet *Apollo*, das höchste *Symbol aller Heldenjünglinge der Menschheit*. Ueber *Castor* und *Pollux* erhaben ist seine Gestalt, ein sichtbargewordener *Heldengedanke*. Seine Thätigkeit ist *Blick*, *Gang*, *Daleyn*, *Sieg* mit der Schnelle des Pfeiles. Und dieser kühne, rasche, selbst zornige Iüngling rührt in andern Gestalten die Leier, der alle Musen horchten. Ihr horcht der Schwan: oder Greif zu seinen Füßen; ihr horcht die Natur. Aller Musen-Künste sind diesem Heldenjünglinge eigen, der ein *Ideal griechischer Cultur ist zur thätigen und Musenhaften Heldenjugend*. In seinen drey Hauptstellungen, als *Sieger*, *Sänger* und *ruhender Iüngling* ist er immer *Apollo*; auch wenn er sanft angelehnt nur die *Eidexe* tödtet.

Und neben ihm seine unermüdliche Schwester *Diana*. Sie, die *Iungfräulichkeit*, daher auch die *Keuschheit* und *immer muntre Thätig-*

keit selbst, ohne welche jene nicht bestehen konnten. In der grünenden Natur, mit Nymphen umgeben, eine Göttin unter den Nymphen, eilt sie dahin wie ein jugendlicher Hirsch, unbewusst ihrer Schönheit; ihr Blick ist in der Ferne. Und wenn in ihrem Herzen der Funke der Liebe zündet, und sie den Endymion belauscht; wie rein und stille verschwiegen ist dieser Anblick! wie rührend stellte ihn auf Grabmalen die griechische Kunst vor! —

Dir nahen wir uns, himmlische *Aphrodite*, unübertroffenes Ideal, des weiblichen Liebreitzes, einer *sittlichen Schönheit*. Aus der Welle des unruhigen Meeres stiegst du hervor, vom lauen Zephyr getragen; da legten sich die Wellen; deine *sittsame Gegenwart* machte sie zum Spiegel der Lüfte. Bescheiden trocknetest du dein Haar, und jeder fallende Tropfe deines irdischen Ursprunges ward ein Geschenk, eine Perle der Muschel, die dich wollüstig in ihrem Schoos wiegte. Du stiegst zum Olymp, und die Götter empfangen dich in deiner Gestalt: denn sie selbst war deine Hülle; die *Grazie*, mit der du dich, durch und durch sichtbar, dem Auge unsichtbar zu machen weißt, diese in sich gehüllte *Schaam und Bescheidenheit* ist dein Charakter. Auch auf dem häuslichen Altar der Griechen standest du nicht anders als unter diesem Bilde: denn nur Schaam kann Liebe erwecken und zeugen. Es ist ein verfehltter Charakter, wenn *Aphrodite* zurückblickt, oder sich mit Wohlgefälligkeit zeigt; ihre Schönheit ist die, daß sie, sich vor ihr selbst gleichsam und

vor Allem verbergend, Himmel und Erde entzückt; dem wegschlüpfenden Thautropfen einer jungen Rose ähnlich, in dem sich die anbrechende Morgenröthe spiegelt. Das bedeutet ihr Apfel, das ihre Taube; dahin hat sie der Sinn der Griechen, selbst mit ihrem zu kleinen Köpfchen und was man sonst an ihr tadelte, gedichtet. Bescheidenheit und eine kunstlose Schaam, die selbst die höchste Kunst ist, sind und wecken den Liebreitz. Es giebt keine feinere Zunge dieser Wage.

Neben ihr stehe die verschleyerte *Vesta*. Als die große *Mutter der Natur* kennen wir sie nur auf Gemmen, oder in der Flamme ihres Altars; aber ihre Vestalen, die Dienerinnen ihres heiligen Heerdes, sind uns ehrwürdige *Jungfrau-Matronen*. Aus jeder Falte ihres Gewandes hätten Nonnen und Heilige lernen können, was zu beobachten sey, um in einer reinen Menschheit also ehrwürdig zu erscheinen, daß man bey einer kaum sichtbar gewordenen Hand und dem Engelreinen Antlitz den großen dichten Schleyer heiliger Gelübde verehret:

Ich lasse mich am Fusse dieser Vestale nieder und frage: „Was helfen uns diese Bilder? diese so groß und rein und richtig bestimmten Menschen-Ideale? — und antworte mir selber:“ viel! sehr viel!

HERDER.

Laokoon ist eine Natur im höchsten Schmerze, nach dem Bilde eines Mannes gemacht, der die bewußte Stärke des Gei-

ftes gegen denselben zu sammeln sucht; und indem sein Leiden die Muskeln aufschwellet, und die Nerven anziehet, tritt der mit Stärke bewaffnete Geist in der aufgetriebenen Stirne hervor, und die Brust erhebet sich durch den beklemmten Odem, und durch Zurückhaltung des Ausbruchs der Empfindung, um den Schmerz in sich zu fassen und zu verschliessen. Das bange Seufzen, welches er in sich, und den Odem in sich zieht, erschöpft den Unterleib, und macht die Seiten hohl, welches uns gleichsam von der Bewegung seiner Eingeweide urtheilen läßt. Sein eigenes Leiden aber scheint ihn weniger zu beängstigen, als die Pein seiner Kinder, die ihr Angesicht zu ihrem Vater wenden, und um Hülfe schreien: denn das väterliche Herz offenbaret sich in den wehmüthigen Augen, und das Mitleiden scheint in einem trüben Dufte auf denselben zu schwimmen. Sein Gesicht ist klagend, aber nicht schreiend, seine Augen sind nach der höhern Hülfe gewandt. Der Mund ist voll von Wehmuth, und die gesenkte Unterlippe schwer von derselben; in der überwärts gezogenen Oberlippe aber ist dieselbe mit Schmerz vermischt, welcher mit einer Regung von Unmuth, wie über ein unverdientes unwürdiges Leiden, in die Nase hinauftritt, dieselbe schwülftig macht, und sich in den erweiterten und aufwärts gezogenen Nüstern offenbaret. Unter der Stirn ist der Streit zwischen Schmerz und Widerstand, wie in einem Punkte vereinigt, mit großer Weisheit ausgebildet: denn indem der

Schmerz die Augenbraunen in die Höhe treibet, so drückt das Sträuben wider denselben das obere Augenfleisch niederwärts und gegen das obere Augenlid zu, so daß dasselbe durch das übergetretene Fleisch beynahe ganz bedeckt wird. Die Natur, welche der Künstler nicht verschönern konnte, hat er ausgewickelter, angestrongter und mächtiger zu zeigen gesucht: da, wohin der größte Schmerz gelegt ist, zeigt sich auch die größte Schönheit. Die linke Seite, in welche die Schlange mit dem wüthenden Bisse ihr Gift ausgieset, ist diejenige, welche durch die nächste Empfindung zum Herzen am heftigsten zu leiden seheint, und dieser Theil des Körpers kann ein Wunder der Kunst genannt werden. Seine Beine wollen sich erheben, um dem Uebel zu entinnen; kein Theil ist in Ruhe: ja, die Meißeltriche selbst helfen zur Bedeutung einer erstarrten Haut.

WINKELMANN.

Laokoon stellt das personificirte Sittengesetz dar. Er leidet an körperlichen Schmerzen, und leidet mit Standhaftigkeit. Er leidet unverschuldet; er hätte sogar ein besseres Schicksal verdient, denn im Gefühl seiner Vaterpflichten eilte er den von den Schlangen ergriffenen Söhnen zu Hülfe, mußte aber die Erfüllung dieser Pflichten mit dem Tode bezahlen. Seine Söhne ringen im Todeskampf und blicken wehmüthig und um Hülfe bittend an dem Vater hinauf; die Mitempfindung ihres Schmerzes, verbit-

tert sein eigenes Leiden. Aber auch das überwindet er noch, und er stirbt mit Ergebung.

So konnte der Künstler, indem er die *Sittlichkeit* in dem höchsten Momente ihrer Wirksamkeit darstellte, zugleich das *Vollkommenste* vor unsere Augen bringen, das sich nur darstellen läßt. Und hiemit legte er in sein Werk den Zauber, der alle Jahrhunderte und Nationen zu dessen Verehrung hinreissen muß. — Hätte nun der Künstler auch nichts weiter gethan, als das er die Tugend im Kampfe, und *so* kämpfend und siegend darstellte, so würde schon diese Darstellung ihn alles Lobes, und großer Bewunderung würdig gemacht haben. Allein er begnügte sich nicht mit bloß *richtigem* Ausdrucke des Leidens eines Tugendhaften, er goß über sein ganzes Werk, mit dem reifsten Geschmacke auch noch die volle Schale der *Schönheit* aus, und foderte durch diese ertheilte *äußere Schönheit* dem bloßen Geschmacke eben den Beyfall ab, welchen er der moralischen Urtheilskraft und der über Vollkommenheit richtenden Vernunft abzugewinnen wußte. Denn auch die äußere Schönheit an dieser Gruppe ist unübertrefflich. Die Gruppe giebt, zuerst, durch ihre gefällige pyramidenförmige Gestalt dem Auge einen überaus wohlthuenden Anblick. Es gleitet sanft und wie auf Stufen von der obersten Spitze, die von der Rechten des Vaters, mit welcher er die Schlange gefaßt hat und losreißen will, gebildet wird, auf den ältern Sohn, welcher sich an die rechte

Seite des Vaters schmiegt und ihm bis an die Brust reicht, und von diesem wieder bis zu dem jüngern herab, der an die linke Seite des Vaters geschlossen ist, und dessen Kopf mit der Hüfte des Vaters horizontal steht. Außerst schön sind, zweytens, die Krümmungen und die proportionirten Leiber der Schlangen. Ich sehe dabey ab von der Weisheit, welche die meisten Ringe dieser Thiere um die Beine des Vaters und der Kinder legte, wo sie, wie *Lessing* bemerkt, am wenigsten verdecken und zugleich die Vorstellung von gehemmter Flucht und gänzlicher Unmöglichkeit der Rettung, hervorbringen — denn dies gehört zur Vollkommenheit der Darstellung und wird von dem Verstande beurtheilt; sondern ich rede von den schönen Wendungen, welche diese furchtbaren Thiere machen, von dem Leben und der Kraft, mit welcher sie überall herumzuschlüpfen, und die Schlingen, die ihre langen Leiber bilden, fest zusammen ziehen. Dies und noch hundert andere, theils offenbare, theils verborgene plastische Schönheiten beweisen, daß der Geschmack dieser Künstler eben so reich war, als ihr moralisches Gefühl fein, und ihr Studium des menschlichen Körpers und der Gesetze seiner Bewegung tief gewesen ist. — Für *Annehmlichkeit* und den physischen Genuß durch das Auge sorgte der Künstler endlich durch die Wahl der Steinart, welche nicht nur ihrer Härte und Freyheit wegen die beste für den Meißel, sondern auch des gefälligen Weiß-

ses wegen für das Auge gar willkommen ist.

I. H. G. HEUSINGER.

Der einzige vielleicht, von dem wir mit dem höchsten Grade von Gewißheit, der in solchen Dingen Statt findet, sagen können, daß seine Götterbilder aus der erhabensten Begeisterung, aus einem wahren Aufflug zu dem unvergänglichen Urbilde der Schönheit entstanden seyen, war *Pheidias* — der Freund und Liebling des Perikles, und der Ausführer seines großen Entwurfs *Athen zur schönsten Stadt der Welt zu machen*. Sein *Jupiter Olympius*, das Bewundernswürdigste, was jemahls Menschenhände geschaffen haben, (wie *Cicero* aus dem Munde einer ganzert Welt sagt) erschien unter den Griechen wie eine auf einmahl vor ihren Augen stehende Gottheit, durch nichts vorgehendes angekündigt, durch nichts folgendes erreicht, — in einer Vollkommenheit, von der uns keine Beschreibung eines *Pausanias*, keine aus den Trümmern des zerstörten Alterthums hervorgegrabne Bilder nur den Schatten einer Vorstellung geben können. Nur aus dem Eindruck, den das Anschauen dieses herrlichen Werkes auf alle Menschen machte, können wir auf die Vortrefflichkeit desselben schließen. — Aber was ist Schließen gegen Schauen? — Alle alten Schriftsteller, auch die weisesten und kaltblütigsten, reden mit Entzücken davon. „Die Religion selbst, sagt *Quintilian*, scheint dadurch ein neues Gewicht bekommen zu ha-

ben, so ganz stellt die Majestät dieses *Werkes* den *Gott* dar.“ — Noch zu Epiktets Zeiten reiste man nach Olympia, um den Iupiter des Phidias zu sehen; und „zu sterben, ohne es in seinem Leben gesehen zu haben, wurde für ein Unglück gerechnet“ — sind die eignen Worte dieses weisen Mannes, auf den kein Verdacht einer Vergrößerung fällt. Ich weiß nicht, ob man von dem Werk eines Menschen was größeres als diese beyden Züge sagen kann. Aber mich deucht, es ist genug, um uns zu überzeugen, daß *Cicero*, der es selbst gesehen, nicht zu viel gesagt habe, wenn er mit dem Ton der Gewisheit von dem Werkmeister desselben sagt: „Auch hatte dieser Künstler, da er den Iupiter oder die Minerva bildete, niemand vor sich, den er anschaute und nachbildete; sondern in seiner Seele saß irgend eine herrliche *Idee* von *Schonheit*, auf die sein inneres Auge geheftet war, und nach denen Zügen seine Hand arbeitete.“

WIELAND.

Die vollkommenste Darstellung der vollkommensten menschlichen Bildung ist der höchste Gipfel der Kunst, nach welchem sich alles Uebrige abmisst.

K. P. MORITZ.

Unter allen Gegenständen, die wir um der Unterhaltung an Schönen willen auffuchen, ist uns keiner interessanter als der Mensch, und alles Vergnügen, welches uns der Umgang mit ihm in dieser Rücksicht

giebt, kann im Durchschnitt kein anderer Gegenstand so vollständig gewähren. Dasjenige, was uns in der Verbindung mit ihm (die nemlich auf Vergnügen am Schönen, nicht auf Nutzen abzweckt) auf die Länge gefällt: das Gefühl desjenigen, was uns mit Zärtlichkeit und Achtung an ihn fesselt: die Begriffe, wornach wir sein aus Körper und Seele bestehendes Wesen beurtheilen: alles das wenden wir auf jedes Kunstwerk an, wenn wir untersuchen, ob es ein schönes Kunstwerk, eine Kunstschönheit sey. Wir verlangen alsdann:

- 1) daß es nach Art des schönen menschlichen Körpers eine wohlgefällige Einkleidung:
- 2) nach Art der schönen menschlichen Seele (in Beziehung auf den geselligen Umgang zur Unterhaltung) einen interessanten innern Gehalt haben müsse.
- 3) Daß es ein Ganzes ausmache, dessen Theile unter das Verhältniß eines spezifischen Wesens, einer Person gebracht werden können; und daß dies Ganze
- 4) den Zweck erfülle, den das Werk der schönen Künste überhaupt, und die Gattung von Werken der belondern schönen Kunst, wozu es gehört, intendirt.

Die Art und Weise, wie jede besondere schöne Kunst dies erreicht, ist sehr verschieden.

F. W. B. v. RAMDOHR:

S

Nicht die ganze, unermessliche, heilige Natur, denn wir erkennen sie nur in abgerissenen Theilen; nicht die leblosen Felsenmassen des Erdballs, denn auch ihnen fehlt die wesentliche, bestimmbare Einheit; nicht die gefälligeren Gestalten des Pflanzenreiches, denn ihre Form hat noch kein strenges Gesetz, und sie sind gefesselt an der Erde mütterlichen Schoofs; selbst thierisches Leben nicht, des Daseyns unbewusst, an inneren Beziehungen arm: sondern der Mensch, der sich von allem Coexistirenden unterscheidet und gleichwohl außer sich nur Correlate seiner inneren Harmonie erblickt, — *der Mensch ist der höchste Gegenstand der schönheitbildenden Kunst.*

G. FORSTER.

Es bleibt, wie bey der Kunst überhaupt, so auch bey Malerey und Bildhauerey, das Gesetz, daß ein Kunstwerk, welchem es nicht an einer objectiven Bedingung zu dem vollkommensten Wohlgefallen mangeln soll, aus dem Gebiete der Menschheit genommen seyn muß. Daß also der Maler und Bildhauer Menschen, und zwar Menschen darzustellen hat, welche das Gepräge moralischer Vollkommenheit an sich tragen. Diese Forderung ist so gegründet, daß selbst das *Uebermenschliche* in der Darstellung nicht so viel Effect hat, als das Menschliche, und ich fordere jeden Kunstkenner auf, mir zu sagen, ob die *Gruppe des Laokoon* stärker auf ihn ge-

wirkt habe, oder der *Apoll des Vatican*, ob *Niobe* mehr, oder die *Venus* zu Florenz?

I. H. G. HEUSINGER.

Das höchste Leben ist das schwerste in allen Künften, sowohl in den bildenden als in der Poesie und Musik: Sturm in der Natur, Mord zwischen Mann und Mann, Seelenvereinigung zwischen Mann und Weib, und Trennung, Abgeschiedenheit verliebter Seelen. Das Todte kann auch der bloße Fleiß darstellen, aber das Leben nur der *große Mensch*. Wen beym Ursprung seiner Existenz nicht die Fackel der Gottheit entzündet, der wird weder ein hohes Kunstwerk, noch eine erhabene Handlung hervorbringen. — Schönheit ist Leben in Formen und jeder Regung, und nichts Todtes ist schön, ausser in einem Verhältnisse mit Leben. — Warum ist der *Torso* schön, warum die *Colossen* auf dem *Monte cavallo*? warum die *Venus*? weil sie in höchster Vollkommenheit menschlicher Kraft im freudigen Genuß ihrer Existenz sich befinden. — Warum *Apollo*, warum der *Fechter*? weil ihr Leben in der Vollkommenheit seiner Kraft sich in hoher Wirkung zeigt. — Warum *Laokoon*, *Niobe*? weil auch ihr höchstes Leben einer starken Macht unterliegt. Der Dichter deutet's mit Worten an, der bildende Künstler stellt's mit dessen Oberfläche selbst dar.

Man kann die Natur nicht abschreiben; sie muß empfunden werden, in den Verstand übergehen, und von dem ganzen Menschen wieder neu geboren werden.

Alsdann kommen allein die bedeutenden Theile und lebendigen Formen und Gestalten heraus, die das Herz ergreifen, und die Sinne entzücken. Die Regung in vollstimmiger Einheit durch den ganzen Körper des gegenwärtigen Augenblickes bildet kein blofser Fleiß. Je gröfser und erhabener der Künstler: desto edler und eingeschränkter die Auswahl. Im Nackenden, der bey uns gewöhnlich bekleideten Theile, also des ganzen Körpers bis auf Kopf und Hände und Füfse, können wir den Alten nicht gleich kommen, weil wir ihre Gymnasien und Thermen nicht haben. In Köpfen, Händen und Beinen und Kindern halten wir ihnen vielleicht die Wage: in soweit wir noch Periclelle, Platonen, Alcibiadefse und Aspafien und Phrynen haben. —

Die höchste Vollkommenheit ist überall der letzte Endzweck der Kunst, sie mag Körper oder Seele, oder beydes zugleich darstellen. — Die Schönheit muß allgemein, der Charakter aber individuell seyn, sonst täuscht der Meister nicht, er thut keine Wirkung, und das Individuelle kann der Mensch so wenig als Gold erfinden. Dies ist das Problem, an dessen Auflösung so viele scheiterten.

HEINSE.

Die Grazie (überhaupt) ist das vernünftig-gefällige. Es ist ein Begriff von weitem Umfange, weil er sich auf alle Handlungen erstreckt. Die Grazie ist ein Geschenk des Himmels, aber nicht wie die Schönheit:

denn er ertheilet nur die Ankündigung und Fähigkeit zu derselben. Sie bildet sich durch Erziehung und Ueberlegung, und kann zur Natur werden, welche dazu geschaffen ist. Sie ist ferne vom Zwange und gesuchtem Witze: aber es erfordert Aufmerksamkeit und Fleiß, die Natur in allen Handlungen, wo sie sich nach eines jeden Talent zu zeigen hat, auf den rechten Grad der Leichtigkeit zu erheben. In der Einfachheit und in der Stille der Seele wirket sie, und wird durch ein wildes Feuer und in aufgebrauchten Neigungen verdunkelt. Aller Menschen Thun und Handeln wird durch dieselbe angenehm, und in einem schönen Körper herrschet sie mit großer Gewalt. *Xenophon* war mit derselben begabet, *Thucydides* aber hat sie nicht gesucht. In ihr bestund der Vorzug des *Apelles* und des *Correggio* in neuern Zeiten, und *Michael Angelo* hat sie nicht erlangt: über die Werke des Alterthums aber hat sie sich allgemein ergossen, und ist auch in dem Mittelmässigen zu erkennen. — —

Im Unterricht über Werke der Kunst ist die Grazie das sinnlichste, und zur Ueberzeugung von dem Vorzuge der alten Werke vor den neuern giebt sie den begreiflichsten Beweis: mit derselben muß man anfangen zu lehren, bis man zur hohen abstrakten Schönheit gehen kann.

Die Grazie in Werken der Kunst geht nur die menschliche Figur an, und lieget nicht allein in deren Wesentlichem, dem Stande und Gebärden, sondern auch in

dem Zufälligen → dem Schmucke und der Kleidung. Ihre Eigenschaft ist das eigenthümliche Verhältniß der handelnden Person zur Handlung: denn sie ist wie Wasser, welches desto vollkommener ist, je weniger es Geschmack hat; alle fremde Artigkeit ist der Grazie so wie der Schönheit nachtheilig. — —

Die Grazien stunden in Athen beym Aufgang nach dem heiligsten Orte zu: unsere Künstler sollten sie über ihre Werkstatt setzen und am Ringe tragen, zur unaufhörlichen Erinnerung, und ihnen opfern, um sich diese Göttinnen hold zu machen.

WINKELMANN,

Denkt man sich den edlen Zweck der Kunst, die Ideen des Schönen, Erhabenen, Vollkommenen lebendig in uns hervorzurufen, so geht man oft an den gepriesensten Gemälden kalt und ungerührt vorüber, weil sie nichts von jener reinen, geistigen Phantasie verrathen, die das Gefühl in Anspruch nimmt. — In meinen Augen bleiben Götter, denen gerade das Göttliche, Helden, denen Geistesgröße, Grazien, denen Anmuth fehlt, allemal verunglückte Werke des Künstlers, er bezeichne sie noch so gelehrt durch Attribute, zeige dabey Studium der Natur und Antike, und kolorire das Fleisch nach dem Leben. Irre ich hier, so irre ich mit *Horaz*, wo er sagt;

Verunglückt ist das Werk des Künstlers, der
Zwar *Alles*, doch nichts *Genzes* machen kann,

Ich fordre von dem Kunstwerke, 'das mir gefallen soll, wahrlich keine absolute Vollkommenheit; allein wesentliche Mängel oder Gebrechen darf es wenigstens nicht haben. Laß mich immer wieder auf meinen Lieblingsfatz zurückkommen, der sich mit meinem ganzen Wesen so ganz identificirt: der Künstler, der nur für Bewunderung arbeitet, ist kaum noch Bewunderung werth. War hingegen seine Seele so reich, sein Trieb zum Bilden so kräftig, daß jener Beweggrund gänzlich wegfiel, oder wenigstens ihn nie in seiner Unbefangenhait störte, daß er nur im Gefühl seiner überschwänglichen Schöpferkraft malte; so ist mir nicht bange, daß seine Werke nicht Abdrücke seiner Selbst, mit allen Kennzeichen des Genius begabt seyn sollten. Auch hier giebt es indess noch Stufen und Schattirungen. Die erste Organisation des Künstlers, seine Erziehung und Ausbildung von der Wiege an, sein Zeitalter, sein Wirkungskreis und sein Wohnort, alles arbeitet mit vereinten Kräften, eine eigenthümliche Stimmung in ihm hervorzubringen, auf eine bestimmte und beschränkte Art Ideenverbindungen in seine Seele zu legen und in seiner Phantasie herrschend zu machen, die in der Folge auf den Zuschauer vielleicht eine ganz andere als die gewünschte Wirkung thun. Der Kanon des Schönen, den keine Vorschrift mittheilt, könnte vielleicht einem kühnen Geiste voll Künstlerfeuers fremd geblieben seyn. Die rohere, gemeine Natur um ihn her könnte ihn gehindert haben, seinen

Blick bis zum Ideal zu erheben. Aberglauben, Fanatismus, Geschmack des Jahrhunderts könnten ihn in der Wahl seiner Gegenstände mißleitet haben, sogar ihn haben scheitern lassen an der gefährlichsten Klippe für die Kunst, an dem Wunsche nämlich, mit dem Angenehmen das Nützliche als letzten Zweck zu verbinden, dieser fälschlich so genannten Sittlichkeit der Kunst, welche die Wahrheit der Natur verläugnet, und, indem sie belehren will, hintergeht. Der herrlichste Bilderreichthum kann, solchen Begriffen untergeordnet, in Erstaunen setzen und Bewunderung vom Zuschauer erzwingen, wenn eine hohe Darstellungsgabe damit verbunden ist; aber den Künstler, der so sich äußert, wird man in seinem Werke so wenig lieben können, als jene morgenländischen Nationalgötter, deren Offenbarung nur Graulen und Entsetzen in den Gemüthern erweckte.

Ich will ihn ja bewundern, diesen großen *Rubens*, den Mann von unerschöpflichem Fleiße, von riesenhafter Phantasie und Darstellungskraft, den Ajax unter den Malern, dem man gegen Viertausend bekannte Gemälde zuschreibt, dessen Genie den Himmel und die Hölle, das letzte Gericht über die unzähligen Myriaden des wiedererstandenen Menschengeschlechts, die Seligkeit der Frommen und die Pein der Verdammten in ein ungeheures Bild zu fassen und dem Auge sichtbar zu machen wagt! Groß nenne ich es allerdings, so etwas mit dem Pinsel in der Hand zu unternehmen, diesem Chaos von

Gestalten, wie sie mannichfaltig verschlungen in der Phantasie des Künstlers ruhten, Daseyn auf der Leinwand zu geben, so umfassend in die heterogensten Gegenstände die bindende Einheit zu bringen, und das Weltall mit wenigen Zügen zu erschöpfen. Dessen ungeachtet wende ich meine Augen mit Schauder und Eckel hinweg von einer Darstellung, worinn das Wahre, das der Natur so treulich nachkopirte, nur dazu dient, ein Meisterstück in der Gattung des Abscheulichen zu vollenden. — — —

Wir wollen dagegen das göttliche Werk den *Johannes in der Wüste* — betrachten. *)

Kraft in Ruhe, nicht Abspannung, sondern Gleichgewicht; dies ist das aufgelösete Problem. Wir sehen einen Mann in Jünglingschönheit sitzen; der Körper ruhet, doch nur vermittelt wirkender Muskeln, und der rechte Arm schwebt frey mit der gefüllten Schaale. Indem er sie zum Munde führen will, verliert sich sein Geist in seiner inneren Gedankenwelt, und seine Hand bleibt, ihm unbewusst, schweben. Schön und rein sind die Lippen von unentweihter Reinheit. Mildelächelnd belehren sie, wer ihrer Stimme horcht; jetzt aber folgen sie dem Zuge eines weicheren Gefühls. Ist es vielleicht die stille Freude der Hoffnung? Wenigstens umschweben frohe Gedanken den geschlossenen Mund, und scheinen

*) Der Verf. spricht von der berühmten Bildergallerie in Düsseldorf.

gleichsam zu buhlen um die Hülle des Lautes. Niedergesenkt ist der Blick; theilnehmende Bewunderung einer geahndeten GröÙe drückt die Augenlider; unter ihrer groÙen schwärmerischen Wölbung, die so himmlisch rein hervortritt aus dem Schatten der Augenbraunen, steht ein Göttergesicht vor der inneren Seele, wogegen ihm die mit Reitz geschmückte Erde nur Staub ist. Ein Ocean von Begriffen liegt klar auf seiner Stirn entfaltet. Wie heiter ist diese Stirn! Keine Begierde, keine stürmische Leidenschaft stört den heiligen Frieden dieser Seele, deren Kräfte doch im gegenwärtigen Augenblick so rege sind! Vom runden, festen Kinne bis zur braungelockten Scheitel, wie wunderschön ist jeder Zug! und wie verfinstert dennoch die Sinnen Schönheit in hervorstrahlender, erhabener Seelenstärke!

Die Deutung dieser Umriffe, dieser Züge bleibt durch alle künftige Aeonen unveränderlich dieselbe; je zarter der Sinn, je reicher der Verstand, je heiliger glühend die Phantasie: desto tiefer nur greifen sie in den unergründlichen Reichthum, den der Künstler seinem Werke schuf. Uns indessen kann es individueller in Anspruch nehmen, uns erinnert es an Geschichte und an tausendfache Beziehungen, deren ununterbrochene Kette uns selbst mit unseren Zeitgenossen umschlingt und mit dem dargestellten Gegenstande verbindet. Wir kennen diesen erhabenen Jüngling. Das Buch des Schicksals einer verderbten Welt lag aus einander gerollt vor seinen Augen. Durch

Enthaltfamkeit und Verläugnung geschärft und geläutert, ergründete sein reiner Sinn die Zukunft. In einsamen|Wüsteneien denkt er dem großen Bedürfnisse des Zeitalters nach. Zu edel, zu groß für sein gefunkenes Volk, hatte er sich von ihm abge sondert, hatte es gestraft durch das Beyspiel seiner strengen Lebensordnung, und kühn gezüchtigt mit brennenden Schmachreden. Jetzt fühlt der ernste Sittenrichter tief, daß diese Mittel nichts fruchten; in die ekelhafte Masse selbst muß sich der edle Gährungsstoff mischen, der ihre Auflösung und Scheidung bewirken soll. Aufopferung, Langmuth, Liebe — und zwar in welchem, den Geschlechtern der Erde, ja seiner rauhen|Tugend selbst noch unbegreiflichem Grade! — fordert die allgemeine Zerrüttung des sittlichen Gefühls. Hier wagt er es, diese Eigenschaften vereinigt zu denken, im Geiste das Ideal eines Menschen zu entwerfen, der sie bis zur Vollkommenheit besitzt. Bald aber dünkt es ihn, dieses Bild sey nicht ein bloßes Werk der Phantasie, es verwebe sich mit bekannteren Zügen, ja, er kenne den göttergleichen Jüngling, in dem die Rettung der Erdbewohner beschlossen liegt! dieses Bewußtseyns frohe Schauer sind es, die der gesenkte Blick, im inneren Anschauen verlohren, uns verkündet. Wer ahndet den Feuerstrom der Rede, der sonst von diesen Lippen floss, allen Widerstand bändigte, und die zagenden Herzen ergriff? Diese überwundenen, gerührten Lippen sinken in

die Ruhe der großen, freudigen Zuversicht. Das ist der *Täufer Johannes!* —

O du mit der Engelseele, aus deren Abgrund du diese entzückende Erscheinung heraufzaubertest, und sie zugleich als Bild des Edlen dachtest, der sich noch nicht werth hielt, seines höheren Freundes Füße zu berühren — wer bist du, daß ich bey deinem Namen dich nennen mag, nicht bloß dich denken muß, als den ernstesten Schöpfer dieses Johannes? doch, wer du auch seyest, hier lebt ein Abdruck deiner Kräfte, in dem wir dich bewundern und lieben. Wie heilig ist der, in dessen Seele dieses vollendete Wesen aufstieg! Keine Bulle — Gott und die Natur kanonisirten ihn.

G. FORSTER.

Eben sah' ich ein Gemälde des *Correggio*. Es übertraf alle seine Gemälde. Dafür ist es auch das Conterfey seines Meisters, *Amors*.

Amor ist es; nicht mehr in der Unschuld seiner Kindheit, sondern in seiner jugendlichen Grazie. Er rührt nicht, er entzückt. — Mit gewandtem Rücken — der Bube ist nackt, und der Bube heißt *Amor* — den Fuß auf einem Haufen Bücher ruhend (Dichter sind es doch sicher nicht)! spannt er einen Bogen und blickt. Zwischen seinen Beinen umfassen sich zwey kleine Kinder; das eine lacht, das andere weint. Amor lächelt. Köstliche Allegorie!

Zärtlicher *Correggio*, welcher glückliche Gedanke ist dir hier in die Spitze deines

Pinfels gekommen! Denn *in die Spitze deines Pinfels*, sagtest du selbst, *kamen dir deine Gedanken*. Dein Pinfel schöpfte Gefühl aus deinem Herzen, so wie er Farben aus der Natur schöpfte. — — —

*) Zum viertenmal komm ich her sie zu schauen, und immer sah ich sie noch nicht. Seit zwey Stunden haftet mein Blick auf ihr; des Schauens werde ich nicht müde. Malen möchte ich sie, aber ich kann sie nicht einmal beschreiben. Sie entschlüpft dem Pinfel, dem Meißel und der Rede. Es giebt keine Worte unter den tausend Sprachen sterblicher Menschen, um so viel Reitze darin abzumodeln. — Ihr merkt wohl, daß ich die *Venus von Medicis* meine!

Da sitze ich vor ihr, die Feder in der Hand. Denkt euch etwas tausendmal schöneres als das schönste was ihr je gesehen; denkt euch das rührendste, das je euer Herz durchbebte, tausendmal übertroffen; denkt euch tausendmal erhöht euer höchstes Entzücken: das wäre die *Venus von Medicis*.

Alles ist Venus an ihr. Unterscheidet ihr etwas, so ist es Grazie. Jugend blüht und Göttlichkeit strahlt aus diesem zweyten Körper hervor. — Glaubt nicht, ich übertreibe. Ich rede ohne allen Enthusiasmus. Seht selbst diesen Kopf. Athmet nicht aus jedem Zuge Wollust, wie aus jedem Rosenblättchen Rosenduft?

*) Der Verf. spricht hier und im folgenden von den berühmten Antiken zu Florenz.

In welchem Labyrinth von Schönheiten verliert und verirrt sich das Auge! Es steigt oder gleitet vielmehr hinab von Schönheit zu Schönheit, von Grazie zu Grazie, von Reitz zu Reitz, entlang der zartesten Linie, die sich von der Höhe der göttlichen Stirne bis zur Zehnpitze, des göttlichen Fusses erstreckt; es kann nichts wählen, kann nirgends innehalten; es darf nicht auf diesen Finger ruhen, so zart sind diese Finger; es darf sich nicht senken in diesen Busen, er ist so rein!

„Aber Glut der Sinne, wen ergreift sie „nicht, beym Anblick der mediceischen *Venus*?“ Nicht den Mann von ächtem Gefühl. *Venus* rührt und bewegt und erwärmt; Begierden entzündet sie nicht. Sie entfaltet im Herzen jene reine Wollust der Zärtlichkeit, die noch kein Verlangen kennt, jene sanfte, spielende Flamme der aufkeimenden Liebe. — —

In allem was man liebt, sagt man, sey etwas Weibliches; ich behaupte, in allem was reizend ist, findet sich etwas von der *mediceischen Venus*. — —

Bewundernswürdiger *Apoll*! Lieblichste der Gestalten! diese Linie des Umrisses, wie sie fließt, wie sie sich verläuft, wie sie zurückkehrt und unvermerkt die Glieder alle verbindet. Süßester, reinster Lebenshauch erfüllt, und trägt und belebt diese schönen Glieder. Begeisterung thront in diesem Haupte, und die Zukunft enthüllt sich diesem Blick! —

Sinne, seine Phantasie, wenn der Frühling erwacht, im schattigen Hayn, unter Lilas und Rosen, wo der Bach murmelt, wo die Tauber girren, und die Nachtigall singt; — nie erfinnest du alle Reize dieser — *Flora*; frische aufgeblühte Reize sind es, wie die frisch entfalteten Blüten in ihrer Hand. —

Ist dieser schöne Gott *Mercur*? Ein so göttlicher Leib empfand kein irrdisches Bedürfnis; Lebensgenuss hat er gekostet, so lang es noch lauter Genuss ist. Seht dieser Formen Harmonie; seht ihre Melodie! zur Zauberarie für das Auge verschmelzt? Gestattet mir diesen Ausdruck; nicht blos in Tönen, auch in Farben und Gestalten ist Musik.

DUPATY.

Erstaunt verlieren wir uns in heiliger Bewunderung' beym Anschauen dieser Werke, welche uns gleichsam mit sich, über uns selbst, über die Welt und das Vergängliche erheben. Damals waren die Heldenzeiten der Kunst, als sie den Göttern und dem Vaterlande geweyhet solche Gestalten nach den reinsten Gesetzen der höchsten Schönheit bildete, nur rühren wollte, nicht zu gefallen suchte, und zu reitzen verschmähte.

MEYER.

Von allen zarten Blüten, welche den Garten des geselligen Lebens schmücken, von allen die zarteste, die schönste, die vergänglichste, ist die *Blüthe der Kunst*. Vor dem

Entfalten scheint ihre Knospe nur ein dunkles Chaos, welches sich mühsam zu formen beginnt. Was auf dem Augenblick ihrer Vollkommenheit folgt, ist nur entfesselte Gestalt. Vergebens wünscht man, diesen glänzenden Moment zu verlängern oder festzuhalten; nicht einmal ihn wiederzubringen, steht in menschlicher Hand. Unter einem glücklichen und in seiner Art einzigen Zusammenflusse von Umständen erhoben sich die Griechen ganz allein zur höchsten Vollkommenheit des *Ideals*. Was von ihren göttlichen Werken der Zerstörungswuth der Jahrhunderte entgangen, oder auch nur in Nachahmungen den Spätlingen des Menschengeschlechts erschienen ist, bewahrt noch die heilige Gluth, an welcher der Genius der neuern Kunst seine Fackel zu zünden versuchte. Allein was bleiben die Kunstepochen des alten und des neuen Roms, was die späteren Frankreichs und Großbritanniens, sobald Griechenland seine Modelle zurückfordert, und ihnen nur ihr Eigenthümliches übrig läßt? Jede Abweichung von dem Ebenmaasse, welches *Polyklet* in seinem Kanon oder *Parrhasius* als anerkannter Gesetzgeber der Malerey gebot, jeder un-griechische Ausdruck der Köpfe, jede Gestalt, die nicht ihren Charakter, ihre Harmonie von irgend einer griechischen Gottheit entlehnt, sinkt unverzüglich in die Region der Verunstaltung hinab. Giebt es nur eine erträgliche Statue neuerer Zeiten, wozu die Griechische Mythologie nicht den Gedanken, die Formen und Verhältnisse; Grie-

chisches Costume nicht die Gewänder hergegeben hätte? Wo ist ein Schnirkel unserer Baukunst, wenn er das Siegel des Schönen an sich trägt, dessen Urbild nicht aus dem Kopf eines Griechen stammt? Warum endlich steht *Raphael* einzig unter den Neuern? Warum hatte *Guido*, das ich *Mengs* für mich reden lasse, so viel Anlage zum großen Maler? Weil jener die hohe Idealisierungskunst der Alten befaß, und dieser nach ihren schönsten Werken kopirte.

G. FORSTER.

Wenn die bildenden Künste mit irgend einer Wissenschaft nahe verwandt sind, so ist es die *Alterthumskunde*. Sie selbst machen durch ihre Geschichte und die Kunstwerke der ältesten Zeiten, einen wichtigen und den schönsten Theil derselben aus. Ich darf nur, um einen Blick in ihre schönste Periode zu thun, in die blicken, wo Athens und Roms schöpferischer Geist, durch das Genie und den Geschmack vorzüglicher Bildhauer und Architekten die Meisterstücke der Kunst schuf, die jetzt noch, fast eben so sehr als die schöne Natur, nach welcher sie gebildet, geformt und dargestellt wurden, als die schönsten Denkmale der Vorwelt, die sichersten Muster für unsere neuen Künstler sind. Sollten diese durch manchen Vortheil neuer Kunst, sie übertreffen, sollte die Kunst durch Neuere seyn bereichert worden, so ist dies kein Vorwurf, den man der alten Kunst machen kann. Sie bleibt in Denkmälern, welche die Zeit nicht verwischen oder zer-

trümmern konnte, dem Künstler immer noch das, was ihm die schöne Natur soll, seine große Lehrerin. Die *Antike* muß das Studium des Künstlers, also das des Malers, des Bildhauers, des Architekten seyn; daß es mit und neben der Antike der Charakter der Zeiten, der Völker, der Sitten, der Gebräuche — mit einem Wort, daß es die Alterthümer seyn müssen, wer wollte daran zweifeln? Es wäre eben so, als wenn man sich irgend einen *Mengs* der neuern Zeit denken wollte, welchem die Namen eines *Hagedorns*, eines *Winkelmanns*, und eines *Heyne* unbekannt wären.

W. I. C. G. CASPARSON.

Die *erste Regel bey der Hermenevtik der Antike* sollte doch wohl diese seyn: Jedes alte Kunstwerk muß mit den Begriffen und in dem Geiste betrachtet und beurtheilet werden, mit welchen Begriffen und in welchem Geiste der alte Künstler es verfertigte. Man muß sich also in sein Zeitalter, unter seine Zeitverwandten versetzen, diejenigen Kenntnisse und Begriffe zu erreichen suchen, von denen der Künstler ausgieng; die Absicht seiner Arbeiten so viel möglich auffuchen, und also z. B. ein Privatwerk mit andern Augen ansehen, als ein öffentliches, ein nachgeahmtes, ein späteres, anders als ein originelles, ein früheres, eines aus den schönen Zeiten der Kunst. *Begriffe von der Kunst, Kunstfindung, Kunstbehandlung* sind also das *erste*, was der Antiquar mitbringen muß, wenn er ein altes Werk betrachten und er-

klären will. Er muß ferner die *Dichtersfabel* in seinem Gemüthe gegenwärtig haben, das ist, den Inbegriff von Gegenständen und Ideen, welche die Künstler gern auszudrücken pflegen; und wo diese nicht zureicht, erst dann geht er auf andere *Mythologien*, auf religiöse Begriffe, auf Geschichtsbegebenheiten aus, und vergleicht sie gegen die vorgestellten Sujets, ob sie einen Aufschluß davon geben können: und hat er diesen gefunden, so bringt er zur Belehrung anderer nicht mehr als dasjenige bey, was zur Aufklärung der Sache erforderlich ist.

C. G. HEYNE.

Freut euch (ihr Künstler) der ehrenvollen Stufe,
Woräuf die hohe Ordnung euch gestellt!

In der erhabnen Geisterwelt
Seyd ihr Menschheit erste Stufe.

Eh' ihr das Gleichmaafs in die Welt gebracht,
Dem alle Wesen freudig dienen --

Ein unermessner Bau, im schwarzen Flor der Nacht,
Nächst um ihn her mit mattem Strahle nur beschie-
nen;

Ein streitendes Gestaltenheer,
Die seinen Sinn in Sklavenbanden hielten,

Und ungesellig rauh wie er,
Mit tausend Kräften auf ihn zielten;

So stand die Schöpfung vor dem Wilden --
Durch der Begierde Fessel nur

An die Erscheinungen gebunden,
Entloh ihm, ungenossen, unempfunden,

Die schöne Seele der Natur.

Und wie sie fliehend jetzt vorüber fuhr
Ergriffet ihr die nachbarlichen Schatten

Mit zartem Sinn, mit stiller Hand,
Und lerntet mit harmon'schem Band.

Gesellig sie zusammen gatten.

Leichtschwebend fühlte sich der Blick
 Vom schlanken Wuchs der Ceder aufgezogen;
 Gefällig strahlte der Crystall der Wogen
 Die hüpfende Gestalt zurück.
 Wie konntet ihr des schönen Winks verfehlen,
 Womit euch die Natur hülfreich entgegen kam!
 Die Kunst, den Schatten ihr nachahmend abzu-
 stehlen.

Wies euch das Bild, das auf der Woge schwamm,
 Von ihrem Wesen abgetrennt,
 Ihr eignes liebliches Fantom,
 Warf sie sich in den Silberstrom,
 Sich ihrem Räuber anzubieten,
 Die schöne Bildkraft ward in eurem Busen wach.
 Zu edel schon, nicht müßig zu empfangen,
 Schuft ihr im Sand — im Thon den holden Schat-
 ten nach,

Im Umriss wird sein Daseyn aufgefangen.
 Lebendig regte sich des Wirkens süße Lust —
 Die erste Schöpfung trat aus eurer Brust.

— — — — —
 Doch höher stets, zu immer höheren Höhen
 Schwang sich der schaffende Genie.
 Schon sieht man Schöpfungen aus Schöpfungen
 entstehen,

Aus Harmonien Harmonie,
 Was hier allein das trunkne Aug' entzückt,
 Dient unterwürdig dort der höhern Schöne;
 Der Reiz, der diese Nymphe schmückt,
 Schmilzt sanft in eine göttliche Athene;
 Die Kraft, die in des Fechters Muskel schwillt,
 Muß in des Gottes Schönheit lieblich schweigen;
 Das Staunen seiner Zeit, das stolze Jovisbild,
 Im Tempel zu Olympia sich neigen, —

SCHILLER.

Unter allen schönen Künsten behauptet
 die *Dichtkunst* (die fast gänzlich dem Genie
 ihren Ursprung verdankt und am wenig-
 sten durch Vorchrift, oder durch Beyspiel

geleitet seyn will) den *obersten Rang*. Sie erweitert das Gemüth dadurch, daß sie die Einbildungskraft in Freyheit setzt und innerhalb den Schranken eines gegebenen Begriffs, unter der unbegrenzten Mannichfaltigkeit möglicher, damit zusammenstimmender Formen, diejenige darbietet, welche die Darstellung desselben mit einer Gedankenfülle verknüpft, der kein Sprachausdruck völlig adäquat ist, und sich also ästhetisch zu Ideen erhebt. Sie stärkt das Gemüth, indem sie es fein freyes, selbstthätiges und von der Naturbestimmung unabhängiges Vermögen fählet läßt, die Natur, als Erscheinung, nach Ansichten zu betrachten und zu beurtheilen, die sie nicht von selbst, weder für den Sinn noch den Verstand in der Erfahrung darbietet und sie also zum Behuf und gleichsam zum Schema des Uebersinnlichen zu gebrauchen. Sie spielt mit dem Schein, den sie nach Belieben bewirkt, ohne doch dadurch zu betrügen; denn sie erklärt ihre Beschäftigung selbst für blosses Spiel, welches gleichwohl vom Verstande und zu dessen Geschäfte zweckmälsig gebraucht werden kann.

KANT.

Wer der Dichtkunst Stimme nicht vernimmt,
Ist ein Barbar, er sey auch wer er sey.

GOETHE.

Glaubt mir, es ist kein Märchen, die Quelle der
Jugend, sie rinnet

Wirklich und immer, ihr fragt wo? in der
dichtenden Kunst.

SCHILLER.

Die Poesie ist eine *universelle* Kunst; denn ihr Organ, die *Phantasie* ist schon ungleich näher mit der Freyheit verwandt, und unabhängiger von äußerem Einfluß. Poesie und poetischer Geschmack ist daher weit korruptibler, wie der plastische, aber auch *unendlich* perfektibler.

FR. SCHLEGEL.

Die Gabe des Dichters, in ihrer höchsten Abstraktion, ist die reinste und unbedingtste Verletzung aus einem eignen Zustand in einen fremden, aber durch die Phantasie dem Geist angeeigneten, die innigste und ruhigste Verwechslung seiner selbst mit dem Dargestellten, die einfachste Operation der Seele, durch welche ihre Kräfte nicht erst gleichsam eine Brücke bauen zwischen dem Menschen und dem Dichter, sondern ungetheilt und unmittelbar die Darstellung hervorbringen. In der Wiege der Kunst, wo gleich vertheiltes Bedürfnis, durch diese Göttergabe das Leben zu schmücken, sie aus dem Innern der Seele hervorzog, näherten sich ihre Wirkungen dem eben entworfenen Ideal nothwendiger Weise am meisten; und wie wir der ächten und ursprünglichen Beschaffenheit der menschlichen Natur in ihrer Kindheit nachforschen müssen, so haben wir die Bestimmung jenes Ideals der Kunst in ihren frühe-

sten Perioden zu entdecken. In der alternen Menschheit mußte sich die Stimmung zur Kunst und die Gabe des Dichters natürlicher Weise theils entarten, theils vervielfachen; und der ursprüngliche *Mechanismus* der Kunst würde sie gegenwärtig in manchem Betracht eben so wenig kleiden, als einen erwachsenen Mann der Fallhut oder das Knabenjäckchen. So wie aber *Kindersinn* die höchste Vorstellung aller menschlichen Tugend immer begleiten mußte, eben so hat es das Größte der Kunst bleiben müssen, alle objectiven und subjectiven Veränderungen um sie herum mit eingerechnet, jenen ersten Grundlagen ihres Wesens, als eines dem geistigen Menschen ausschließlichs eignen, und doch mit seinen natürlichsten Bestandtheilen verwebten Triebes, getreu zu seyn. In diesem Sinn kann sogar manches Kunstwerk, das den gebildeten und männlichen Verstand ergötzt, weil ein solcher es hervorbrachte, von dem ächten Wesen der Kunst eben so entfernt seyn, als das geistloseste Machwerk, womit die zerstreute Neugierde des großen Haufens befriedigt wird. Der Ideenreichthum, welcher ein wichtiges Kennzeichen unsers Zeitalters ist, hat freylich der Kunst, so wie allem, was dem Menschen angehört, einen Umfang und eine Vielseitigkeit gegeben, bey denen man ohne Pedanterey und Beschränktheit nicht immer auf die ersten Grundbegriffe zurückgehen kann. Wenn es aber einen Geist giebt, welcher diese Fülle von Beziehungen, von Modificationen auf der einen, von Ue-

bertreibungen auf der andern Seite, übersieht. Sie auf sich zuströmen läßt, ohne davon hingerissen zu werden, offen für alles, durch nichts von dem reinsten, einfachsten Urbegriff des Guten und Schönen abgeleitet wird; so wird dieser Geist, wenn ihm Kunst zu Theil geworden ist, der erste Künstler, der gültigste Beleg zu dem abgezogensten Ideal von der Kunst seyn: so wie er, wenn jener Trieb ihn nicht beherrschte, der Weise und der Held seiner Zeit seyn könnte.

*Der Rec. von Goethe's Schriften
in der Allg. L. Z. no. 294. vom
Jahre 1792.*

Wenn man unter Poesie überhaupt die Kunst versteht, „uns durch einen freyen Effect unsrer productiven Einbildungskraft in bestimmte Empfindungen zu verletzen“ (eine Erklärung, die sich neben den Vielen, die über diesen Gegenstand im Curs sind, auch noch wohl wird erhalten können) so ergeben sich daraus zweyerley Foderungen, denen kein Dichter, der diesen Namen verdienen will, sich entziehen kann. Er muß fürs erste unsre Einbildungskraft frey spielen und *selbst handeln* lassen, und zweytens muß er nichts desto weniger seiner Wirkung *gewiß* seyn, und eine *bestimmte* Empfindung erzeugen. Diese Foderungen scheinen einander anfänglich ganz widersprechend zu seyn, denn nach der ersten mußte unsre Einbildungskraft herrschen, und keinem andern als ihrem eigenen Gesetz gehorchen; nach der andern mußte sie dienen,

und dem Gesetz des Dichters gehorchen. Wie hebt der Dichter nun diesen Widerspruch? Dadurch, daß er unserer Einbildungskraft keinen andern Gang vorschreibt, als den sie in ihrer vollen Freyheit und nach ihren eigenen Gesetzen nehmen müsse, daß er seinen Zweck durch Natur erreicht, und die äußere Nothwendigkeit in eine innere verwandelt. Es findet sich alsdann, daß beyde Foderungen einander nicht nur nicht aufheben, sondern vielmehr in sich enthalten, und daß die höchste Freyheit gerade nur durch die höchste Bestimmtheit möglich ist.

Hier stellen sich aber dem Dichter zwey große Schwierigkeiten in den Weg. Die Imagination in ihrer Freyheit folgt, wie bekannt ist, bloß dem Gesetz der Ideenverbindung, die sich ursprünglich nur auf einen zufälligen Zusammenhang der Wahrnehmungen in der Zeit, mithin auf etwas ganz empirisches, gründet. Nichts destoweniger muß der Dichter diesen empirischen Effect der Association zu *berechnen* wissen, weil er nur in soferne Dichter ist, als er durch eine freye Selbsthandlung unsrer Einbildungskraft seinen Zweck erreicht. Um ihn zu berechnen, muß er aber eine Gesetzmäßigkeit darin entdecken, und den empirischen Zusammenhang der Vorstellung auf Nothwendigkeit zurückführen können. Unsere Vorstellungen stehen aber nur in sofern in einem nothwendigen Zusammenhang als sie sich auf eine objective Verknüpfung in den Erscheinungen, nicht bloß auf ein sub-

jektives und willkürliches Gedankenpiel gründen. An diese objektive Verknüpfung in den Erscheinungen hält sich also der Dichter, und nur wenn er von seinem Stoffe alles sorgfältig abgefondert hat, was blos aus subjektiven und zufälligen Quellen hinzugekommen ist, nur wenn er gewiß ist, daß er sich an das *reine Objekt* gehalten, und sich selbst zuvor dem Gesetz unterworfen habe, nach welchem die Einbildungskraft in allen Subjekten sich richtet, nur dann kann er versichert seyn, daß die Imagination aller andern in ihrer Freyheit mit dem Gang, den er ihr vorschreibt, zusammenstimmen werde.

Aber er will die Einbildungskraft nur deswegen in ein bestimmtes Spiel versetzen, um *bestimmt* auf das Herz zu wirken. So schwer schon die erste Aufgabe seyn mochte, das Spiel der Imagination unbeschadet ihrer Freyheit zu bestimmen, so schwer ist die zweyte, durch dieses Spiel der Imagination den Empfindungszustand des Subjekts zu bestimmen. Es ist bekannt, daß verschiedene Menschen bey der nemlichen Veranlassung, ja daß derselbe Mensch in verschiedenen Zeiten von derselben Sache ganz verschieden gerührt werden kann. Ungeachtet dieser Abhängigkeit unserer Empfindungen von zufälligen Einflüssen, die außer seiner Gewalt sind, muß der Dichter unsern Empfindungszustand *bestimmen*; er muß also auf die Bedingungen wirken, unter welchen eine bestimmte Rührung des Gemüths *nothwendig* erfolgen muß. Nun ist aber in den

Befchaffenheiten eines Subjekts nichts nothwendig als der Charakter der Gattung; der Dichter kann also nur in sofern unsere Empfindungen bestimmen, als er sie der Gattung in uns, nicht unserm specifischverschiedenen Selbst, abfordert. Um aber versichert zu seyn, daß er sich auch wirklich an die reine Gattung in den Individuen wende, muß er selbst zuvor das Individuum in sich ausgelöscht und zur Gattung gesteigert haben. Nur alsdann, wenn er nicht als der, oder der bestimmte Mensch (in welchem der Begriff der Gattung immer beschränkt seyn würde) sondern wenn er *als Mensch überhaupt* empfindet, ist er gewiß, daß die ganze Gattung ihm nachempfunden werde — wenigstens kann er auf diesen Effekt mit dem nemlichen Rechte dringen, als er von jedem menschlichen Individuum Menschheit verlangen kann.

Von jedem Dichterwerke werden also folgende zwey Eigenschaften unnachlässlich gefodert: *erstlich*: nothwendige Beziehung auf seinen Gegenstand (objektive Wahrheit); *zweytens*: nothwendige Beziehung dieses Gegenstandes, oder doch der Schilderung desselben, auf das Empfindungsvermögen (subjektive Allgemeinheit). In einem Gedicht muß alles *wahre Natur* seyn, denn die Einbildungskraft gehorcht keinem andern Gesetze, und erträgt keinen andern Zwang, als den die Natur der Dinge ihr vorschreibt; in einem Gedicht darf aber nichts *wirkliche* (historische) *Natur* seyn, denn alle Wirklichkeit ist mehr oder weniger Beschränkung

jener allgemeinen Naturwahrheit. Jeder individuelle Mensch ist gerade um so viel weniger Mensch, als er individuell ist; jede Empfindungsweise ist gerade um so viel weniger nothwendig und rein menschlich, als sie einem bestimmten Subjekt eigenthümlich ist. Nur in Wegwerfung des Zufälligen und in dem reinen Ausdruck des Nothwendigen liegt der *große Styl*.

Aus dem gesagten erhellet, daß das Gebiet der eigentlich schönen Kunst sich nur so weit erstrecken kann, als sich in der Verknüpfung der Erscheinungen Nothwendigkeit entdecken läßt. Außerhalb dieses Gebietes, wo die Willkühr und der Zufall regieren, ist entweder keine Bestimmtheit oder keine Freyheit; denn sobald der Dichter das Spiel unserer Einbildungskraft durch keine *innere* Nothwendigkeit lenken kann, so muß er es entweder durch eine *äußere* lenken, und dann ist es nicht mehr *unsre* Wirkung; oder er wird es gar nicht lenken, und dann ist es nicht mehr *seine* Wirkung; und doch muß schlechterdings beydes zusammen seyn, wenn ein Werk poetisch heißen soll.

Daher mag es kommen, daß sich bey den weisen Alten die Poesie sowohl als die bildende Kunst nur im Kreise der Menschheit aufhielten, weil ihnen nur die Erscheinungen an dem (äußern und innern) Menschen diese Gesetzmäßigkeit zu enthalten schienen. Einem unterrichteteren Verstand, als der unsrige ist, mögen die übrigen Naturwesen vielleicht eine ähnliche zeigen;

für unfre Erfahrung aber zeigen sie sich nicht, und der Willkühr ist hier schon ein sehr weites Feld geöffnet. Das Reich *bestimmter* Formen geht über den *thierischen Körper* und das *menschliche Herz* nicht hinaus, daher nur in diesen beyden ein Ideal kann aufgestellt werden. *Ueber* dem Menschen (als Erscheinung) giebt es kein Objekt für die Kunst mehr, obgleich für die Wissenschaft; denn das Gebiet der Einbildungskraft ist hier zu Ende. *Unter* dem Menschen giebt es kein Objekt für die *schöne* Kunst mehr, obgleich für die *angenehme*, denn das Reich der Nothwendigkeit ist hier geschlossen. —

Der Rec. von Matthiffons Gedichten — no. 298. d. Allg. L. Z. 1794.

Wie läßt sich ein bloß logisch gegebenes Ganzes, nicht allein durch Ausschmückung der Theile, sondern auch als Ganzes ästhetisch beleben? Da das *unbedingte Streben* ein Hauptkennzeichen der künstlerischen Begeisterung ist, und da es außer dem Gegenstande desselben, *dem Schönen*, nur zwey Objekte eines unbedingten Strebens für den Menschen giebt, nämlich *das Wahre* und *das Gute*; so läßt sich denken, daß das Streben nach einem von beyden, die philosophische oder sittliche Begeisterung, in diesem Falle als Surrogat der künstlerischen dienen könnte. Die philosophische Begeisterung kann nur bey Erkenntnissen Statt finden, welche den Menschen als Menschen angehen, also auch kein andres als ein philosophisches

Lehrgedicht beseelen. Die sittliche aber erstreckt sich auf alle Gegenstände, bey denen eine Beziehung auf Ideen möglich ist. Der didaktische Stoff könnte also, wenn er von solcher Beschaffenheit wäre, im *Einzelnen* durch *sinnliche Darstellung*, im *Ganzen* durch eine *sittliche Stimmung des Gemüths*, (die man ja nicht mit einem moralischen Zwecke verwechseln muß, welcher, wie die Erfahrung lehrt, pädagogisch, ökonomisch u. s. w. häufig ohne jene betrieben wird) aus dem unpoetischen Gebiete des Verstandes entrückt werden. —

Der Rec. von Neubecks Gesundbrunnen, no. 243. d. A. L. Z. 1797. —

Der dichterische Geist ist unsterblich und unverlierbar in der Menschheit; er kann nicht anders als zugleich mit derselben und mit der Anlage zu ihr sich verlieren. Denn entfernt sich gleich der Mensch durch die Freyheit seiner Phantasie und seines Verstandes von der Einfalt, Wahrheit und Nothwendigkeit der Natur, so steht ihm doch nicht nur der Pfad zu derselben immer offen, sondern ein mächtiger und unvertilgbarer Tod, der moralische, treibt ihn auch unaufhörlich zu ihr zurück, und eben mit diesem Triebe steht das Dichtungsvermögen in der engsten Verwandtschaft. Dieses verliert sich also nicht auch zugleich mit der natürlichen Einfalt, sondern wirkt nur nach einer andern Richtung.

Auch jetzt ist die Natur noch die einzige Flamme, an der sich der Dichtergeist nähret, aus ihr allein schöpft er seine ganze Macht, zu ihr allein spricht er auch in dem künstlichen, in der Kultur begriffenen Menschen. Jede andere Art zu wirken, ist dem poetischen Geiste fremde. —

So lange der Mensch noch reine, es versteht sich, nicht rohe Natur ist, wirkt er als ungetheilte, sinnliche Einheit, und als ein harmonirendes Ganze. Sinne und Vernunft, empfangendes und selbstthätiges Vermögen, haben sich in ihrem Geschäfte noch nicht getrennt, vielweniger stehen sie im Widerspruch miteinander. Seine Empfindungen sind nicht das formlose Spiel des Zufalls, seine Gedanken nicht das gehaltlose Spiel der Vorstellungskraft; aus dem Gesetz der *Nothwendigkeit* gehen jene, aus der *Wirklichkeit* gehen diese hervor. Ist der Mensch in den Stand der Kultur getreten, und hat die Kunst ihre Hand an ihn gelegt, so ist jene *sinnliche* Harmonie in ihm aufgehoben, und er kann nur noch als *moralische* Einheit, d. h. als nach Einheit strebend, sich äußern. Die Uebereinstimmung zwischen seinem Empfinden und Denken, die in dem ersten Zustande *wirklich* statt fand, existirt jetzt bloß *idealistisch*; sie ist nicht mehr in ihm, sondern außer ihm; als ein Gedanke, der erst realirt werden soll, nicht mehr als Thatfache seines Lebens. Wendet man nun den Begriff der Poesie, der kein anderer ist, als der *Menschheit* ihren möglichst vollständigen Ausdruck zu geben, auf jene beyden Zustände an, so er-

giebt sich, daß dort in dem Zustande natürlicher Einfachheit, wo der Mensch noch, mit allen seinen Kräften zugleich, als harmonische Einheit wirkt, wo mithin das Ganze seiner Natur sich in der Wirklichkeit vollständig ausdrückt, die möglichst vollständige *Nachahmung des Wirklichen* — daß hingegen hier in dem Zustande der Kultur, wo jenes harmonische Zusammenwirken seiner ganzen Natur bloß eine Idee ist, die Erhebung der Wirklichkeit zum Ideal oder was auf eins hinausläuft die *Darstellung des Ideals den Dichter machen muß*. Und dies sind auch die zwey einzig möglichen Arten, wie sich überhaupt der poetische Genius äußern kann. —

Die Dichter werden also entweder Natur *seyn*, oder sie werden die verlorene *suchen* — und sie werden, je nachdem die Zeit beschaffen ist, in der sie blühen, oder zufällige Umstände auf ihre allgemeine Bildung und auf ihre vorübergehende Gemüthsstimmung Einfluß haben, entweder zu den *naiven* oder zu den *sentimentalischen* gehören.

SCHILLER.

Ein wahres Kunstwerk, eine schöne Dichtung ist etwas in sich Fertiges und Vollendetes, das um sein selbstwillen da ist, und dessen Werth in ihm selber, und in dem wohlgeordneten Verhältniß seiner Theile liegt; dahingegen die bloßen Hieroglyphen oder Buchstaben an sich so ungestaltet seyn können, wie sie wollen, wenn sie nur das bezeichnen, was man sich dabey denken soll. Der müßte wenig von den hohen Dichter-

Schönheiten des *Homer* gerührt seyn, der nach Durchlesung desselben noch fragen könnte: was bedeutet die *Iliade*? was bedeutet die *Odyse*?

Alles, was eine schöne Dichtung bedeutet, liegt ja in ihr selber; sie spiegelt, in ihrem großen oder kleinen Umfange, die Verhältnisse der Dinge, das Leben und die Schicksale der Menschen ab; sie lehrt auch Lebensweisheit, nach *Horazens* Ausspruch, besser als *Krantor* und *Chrysipt*.

Aber alles dieses ist den dichterischen Schönheiten untergeordnet, und nicht der Hauptendzweck der Poesie; denn eben darum lehrt sie besser, weil Lehren nicht ihr Zweck ist; weil die Lehre selbst sich dem Schönen unterordnet, und dadurch Anmuth und Reiz gewinnt.

K. PH. MORITZ.

Die Wahrheit und die Sittlichkeit sind nicht der nächste Zweck des Dichters. Sein Zweck ist die Schönheit. Insofern aber die Schönheit nichts anders ist, als die *anmuthige Erscheinung des Guten*; insofern opfert der Priester der Schönheit auch auf dem Altar der Wahrheit und Tugend.

KOSEGARTEN.

Schönheit, insoferne sie durch die Sprache, die ihr Medium ist, erreicht werden kann, ist der eigentliche Gegenstand der Dichtkunst. Will sie auf mehr, als auf Schönheit, will sie auf Vollkommenheit dringen, die nicht fürs Anschauen kommt, nicht fürs

Empfinden gehört; so vergift sie ihrer eigentlichen Bestimmung, und verirrt sich aus ihren Grenzen. Uebrigens ist das *sittliche Schöne* allerdings auch eine *Hauptquelle* des *dichterischen Schönen*; obgleich der Grundsatz, daß der Dichter auf Beförderung der Weisheit und Tugend arbeiten soll, unmöglich in die eigene Theorie der Dichtkunst kommen kann.

J. J. ENGEL.

Der Dichter, der Romanschreiber, der Schauspieler *dringen verstoffner Weise an Herz*, und treffen es um so gewisser und stärker, je weniger es den Streich vermuthet, je mehr Blöße es folglich giebt. Die Unglücksfälle, durch die man mich rührt, sind erdichtet: was thut das? Sie rühren mich doch. Jede Zeile in dem *Ehrlichen Manne*, der sich der *Welt entzogen*, im *Dechant von Killerine*, im *Cleveland* erregt in mir ein zärtliches Theilnehmen an den Unglücksfällen der Tugend, und kostet mich Thränen. Könnte es eine unglücklichere Kunst geben, als die, die mich zum Mitschuldigen des Lasterhaften machte? Aber wo ist auch eine schätzbarere Kunst als die, die mich unvermerkt für das Schicksal des rechtschaffenen Mannes einnimmt, die mich aus der ruhigen und süßen Fassung, in der ich mich befand, reisset, um mich mit ihm umherzutreiben, mich in die Hölen zu versetzen, in die er flüchten muß, mich zum Mitgenossen der Unfälle zu machen, durch die es dem Dichter beliebt, seine Beständigkeit auf die Probe zu stellen.

Wie sehr erpriefslich würde es für die Menschen seyn, wenn sich alle Künfte der Nachahmung einen gemeinschaftlichen Gegenstand wählten und sich einmal mit den Gesetzen dahin verbänden, uns die Tugend liebenswürdig und das Laster verhasst zu machen! Des Philosophen Pflicht ist es, sie dazu einzuladen, er muß sich an den Dichter, an den Mahler, an den Tonkünstler wenden und ihnen auf das nachdrücklichste zurufen; „o ihr von höheren Fähigkeiten, warum hat euch der Himmel begabt?“ —

O dramatische Dichter! der wahre Beyfall, nach dem ihr streben müßt, ist nicht das Klatschen der Hände, das sich plötzlich nach einer schimmernden Zeile hören läßt, sondern der tiefe Seufzer, der nach dem Zwange eines langen Stillschweigens aus der Seele dringt und sie erleichtert. Ja es giebt einen noch heftigern Eindruck, den sich aber nur die vorstellen können, die für ihre Kunst gebohren sind, und es vorauswissen, wie weit ihre Zauberey gehen kann: diesen nämlich, das Volk in einen Stand der Unbehaglichkeit zu setzen; so daß Ungewißheit, Bekümmerniß, Verwirrung in allen Gemüthern herrschen, und eure Zuschauer den Unglücklichen gleichen, die in einem Erdbeben die Mauern ihrer Häuser wanken sehen, und die Erde ihnen einen festen Tritt verweigern fühlen.

D. DIDEROT.

Eine der ersten Erfordernisse des Dichters ist *Idealisirung*, *Verehlung*, ohne welche er

aufhört, seinen Nahmen zu verdienen. Ihm kommt es zu, das Vortreffliche seines Gegenstandes (mag dieser nun Gestalt, Empfindung oder Handlung seyn, *in ihm oder außer ihm wohnen*) von gröbern, wenigstens fremdartigen Beymischungen, zu befreyen, die in mehreren Gegenständen zerstreuten Strahlen von Vollkommenheit in einem einzigen zu sammeln, einzelne, das Ebenmaafs störende Züge der Harmonie des Ganzen zu unterwerfen, das Individuelle und Lokale zum Allgemeinen zu erheben. Alle Ideale, die er auf diese Art im Einzelnen bildet, sind gleichsam nur Ausflüsse eines innern Ideals von Vollkommenheit, das in der Seele des Dichters wohnt. Zu je größerer Reinheit und Fülle er dieses innere allgemeine Ideal ausgebildet hat; desto mehr werden auch jene einzelnen sich der höchsten Vollkommenheit nähern.

Der Recensent von Bürgers Gedichten in der Allg. L. Z. Jahrg. 1791.

Der Dichter schöpfe nur die Ideen der Vollkommenheit *in sich selbst*, er schildere sie nur nicht nach angenommenen Begriffen oder Mustern; er suche nicht diese Hoheit in den Worten und in der Pracht der Rede; er nehme sich nicht vor, einen Cato, einen Römer, sondern einen großen Mann zu schildern; er folge nicht den Meynungen der Geschichtschreiber und der Kunstrichter, sondern seinen Empfindungen von Vollkommenheit: und dann wird er, wenn wirklich

in seiner Imagination dieses Bild liegt, wenn er schon dem Ziele nahe genug ist, um es im Gesichte zu haben, uns gewifs das interessanteste Gemälde geben, das aus der Feder eines Dichters fliefsen kann.

GARVE.

Das Idealische in der Poesie ist nichts anders als eine vorgespiegelte Unendlichkeit; ohne diese Unendlichkeit giebt die Poesie nur glatte, abgefärbte Schieferabdrücke, aber keine Blumenstöcke der hohen Natur. Folglich muß alle Poesie idealisiren: die Theile müssen wirklich, aber das Ganze idealisch seyn. Die richtigste Beschreibung einer Gegend gehört darum noch in keinen Mufenalmanach, sondern mehr in ein Flurbuch — ein Protokoll ist darum noch keine Scene aus einem Lustspiel — die Nachahmung der Natur ist noch keine Dichtkunst, weil die Kopie nicht mehr enthalten kann, als das Urbild. — Die Poesie ist eigentlich dramatisch und mahlt Empfindungen, fremde oder eigene; das Uebrige — die Bilder, der Flug, der Wohlklang, die Nachahmung der Natur — diese Dinge sind nur die Reiskohlen, Mahlerchatoullen und Gerüste zu jener Mählerey. Diese Werkzeuge verhalten sich zur Poesie, wie der Generalbas oder die Harmonie zur Melodie, wie das Kolorit zur Zeichnung. Dazu setz' ich nun weiter: alle *Quantitäten* sind für uns endlich, alle *Qualitäten* unendlich. Von jenen können wir durch die äufsern Sinne Kenntnifs haben, von diesen nur durch den innern. Folglich ist jede

Qualität für uns eine geistige Eigenschaft, Geister und ihre Aeußerungen stellen sich unserem Innern eben so gränzenlos als dunkel dar. Mithin muß das in uns geworfene Sonnenbild, das wir uns vom Dichter machen, vergrößert, vervielfältigt und schimmernd in den Wellen zittern, die er selber in uns zusammentrieb.

JEAN PAUL FR. RICHTER.

So raß von jeder eiteln Bürde,
Wenn des Gefanges Ruf erschallt,
Der Mensch sich auf zur Geisterwürde,
Und tritt in heilige Gewalt;
Den hohen Göttern ist er eigen,
Ihm darf nichts Irdisches sich nahen,
Und jede andre Macht muß schweigen,
Und kein Verhängniß fällt ihn an,
Es schwinden jedes Kummers Falten,
So lang' des Liedes Zauber walten.

SCHILLER.

Der Poesie Grund und Boden ist *Einbildungskraft* und *Gemüth*, das *Land der Seelen*. Ein Land der Glückseligkeit, der Schönheit und Würde, das in deinem Herzen schlummert, wecket sie auf durch Worte und Charaktere; sie ist der Sprache, der Sinne und des Gemüths vollkommenster Ausdruck. Kein Dichter kann dem Gesetz entgehen, das in ihr liegt; er zeigt, was er hat und nicht habe.

Auch kann man in ihr *Ohr* und *Auge* nicht sondern. Die Poesie ist keine bloße Mahlerei oder Statuistik, die, Gemälde, wie sie sind, ohne Absicht darstellen könnte; sie

ist *Rede* und hat *Absicht*. Auf den innern Sinn wirket sie, nicht auf das äussere Künstlerauge; und zu jenem innern Sinn gehört bey einem gebildeten oder zu bildenden Menschen *Gemüth*, *moralische Natur*, mithin bey dem Dichter *vernünftige* und *humane Absicht*. Die Rede hat etwas *Unendliches* in sich; sie macht tiefe Eindrücke, die ja eben die Poesie durch ihre harmonische Kunst verstärket. Nie kann also der Dichter blos ein Mahler seyn wollen. Er ist Künstler vermöge der eindringenden Rede, die das Objekt, das sie mahlt, oder darstellt, auf einen *geistigen*, *moralischen*, gleichsam *unendlichen Grund*, ins *Gemüth*, in die *Seele* mahlt.

Sollte also nicht auch bey dieser, wie bey allen Reihen fortgesetzter Naturwirkungen ein *Fortgang* unumgänglich seyn? Ich zweifle daran, (den Fortgang recht verstanden) nicht. In Sprache und Sitte werden wir nie Griechen und Römer werden; wir wollen es auch nicht seyn. Ob aber der Geist der Poesie durch alle Schwingungen und Eccentricitäten, in denen er sich bisher Nationen und Zeitenweise periodisch bemühet hat, nicht dahin strebe, immer mehr und mehr, so wie jede Grobheit des Gefühls, so auch jeden falschen Schmuck abzuwerfen, und den Mittelpunkt aller menschlichen Bemühungen zu suchen; nämlich die *ächte*, *ganze*, *moralische Natur des Menschen*, *Philosophie des Lebens*? Dieses wird mir durch Vergleichung der Zeiten sehr glaubhaft. Auch in Zeiten des grössesten Ungefchmacks können wir uns nach der grossen Regel der Natur

sagen: *tendimus in Arcadiam, tendimus!* Nach dem Lande der Einfachheit, der Wahrheit und Sitten geht unser Weg.

HERDER,

Ausdruck einer Empfindung durch schöne Gedanken ist das Ziel der Poesie. — Wer ein Dichter seyn will, muß vor allen Dingen die menschliche Natur recht herzlich lieb haben. Denn sie ist und bleibt der Hauptgegenstand aller Poesie, die für die Menschen bestimmt ist. Die schönste Landschaft ist todt, wenn kein lebendiges Wesen sie mitbelebt. Die schönste sogenannte poetische Beschreibung läßt das Herz kalt, wenn sie nicht auf ein Herz Beziehung hat. Ueberhaupt wird die Malerey nirgends leichter Pinseley, als bey Beschreibungen. Sie natürlich machen, ist der Triumph der Poesie; aber zu fühlen, wo sie an Ort und Stelle angebracht sind, eine sonderliche Gabe Gottes. —

Wenn Gott zum Dichter macht, der liebt die Wissenschaften als begüterte Freundinnen, die uns aushelfen zur Zeit der Noth. Wenn aber die Wissenschaften zum Dichter machten, der schreibe doch lieber Dissertationen! denn Apollo folgte nicht den Musen, sondern die Musen dem Apoll. —

BOUTERWECK.

Eine so scharfe *Stimmung* aller äußern und innern Sinne, daß der leiseste Hauch der Natur das ganze Organ der Seele, gleich einer *Aeolsharfe*, harmonisch ertönen macht, und jede Empfindung, die Melodie des Objekts, wie

das schönste Echo, im reinsten Einklang, verschönert zurückgiebt, und, so wie sie stufenweise verhallt, immer lieblicher wird. —

Ein *Gedächtniß*, worin nichts verloren geht, aber alles sich unmerklich zu jener feinen, bildsamen, halbgeistigen Masse amalgamirt, woraus die Phantasie ihre eigenen neuen Zauberschöpfungen hervorhaucht. —

Eine *Einbildungskraft*, die durch einen unfreywilligen innern Trieb alles Einzelne *idealisirt*, alles Abstrakte in bestimmte Formen kleidet, und unvermerkt dem bloßen *Zeichen* immer die *Sache* selbst oder ein *ähnliches Bild* unterschiebt; kurz, die alles Geistige verkörpert; alles Materielle zu Geist vereinigt und veredelt. —

Eine zarte und warme, von jedem Anhauch auflodernde *Seele*; ganz Nerv, Empfindung und Mitgefühl, die, sich nichts *todtes*, nichts *fühlloses* in der Natur denken kann, sondern immer bereit ist, ihren Ueberschwang von Leben, Gefühl und Leidenschaft allen Dingen um sich her mitzutheilen; immer mit der behendesten Leichtigkeit *andre* in *sich*, und *sich* in *andre* verwandelt. —

Eine von der ersten Jugend an erklärte, sich nie verläugnende leidenschaftliche *Liebe* zum *Wunderbaren*, *Schönen* und *Erhabenen* in der physischen und moralischen Welt. —

Ein *Herz*, das bey jeder *edeln That* hoch *emporschlägt*, vor jeden *schlechten*, feigherzigen, gefühllosen mit *Ablicken* *zurückschüddert*. —

Zu allem diesem, bey dem heitersten Sinne und leichtestem Blut, ein angebohrner Hang zum Nachsinnen, zum Forschen in sich selbst, zum Verfolgen seiner Gedanken, zum Schwärmen in der Ideenwelt — und bey der gefelligsten Gemüthsart und der zärtlichsten Lebhaftigkeit der *sympathetischen* Neigungen, eine immer vorschlagende *Liebe zur Einsamkeit*, zur Stille der Wälder, zu allem was die Ruhe der Sinne befördert, allem was die Seele von den Gewichten erleichtert, wodurch sie in ihrem eigenthümlichen freyen Fluge gehemmt wird, oder was sie von den Zerstreungen befreyt, die ihr inneres Geschäft stören. — —

In *diesem Allem* seht die natürliche *Anlage zu einem Dichter.* WIELAND,

Der *große* Dichter besteht durch die Vereinigung dreyer Stücke. Diese sind eine feurige, aber wohlgeordnete Einbildungskraft; ein tiefer, durch mannigfaltige Kenntnisse gebildeter Verstand; eine unbeschränkte Herrschaft über die Sprache und ihren Gebrauch in dem mechanischen Theile der Poesie. Die erste Eigenschaft ist die unerlässliche Bedingung zu dem dichterischen Kopf; durch die Vereinigung derselben mit dem dritten entsteht der Dichter. Der Besitz der zweyten allein *sichert* dem Dichter den Ruhm und Beyfall der spätesten Nachwelt.

Der Verf. des kurzen Abrisses der Geschichte der römischen Poesie — im 1sten St. des 1sten Bds. der Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen.

Die geistreichste aller Künste ist die Dichtkunst. Denn nur sie kann Worte mahlen, durch sie zu des Geistes Augen sprechen, und auf diese Art den Empfindungen und Gedanken gleichsam Farbe und Körper verleihen.

BREBEUF.

Welch' grossen Vorzug hat die Dichtkunst vor der Geschichte, da jene — was diese nicht kann — der Tugend stets ihren Kranz, und dem Laster seine Strafe, nach dem göttlichen Gesetze der Nemesis, kann angeheilen lassen!

BACO VON VERULAM.

Der Geschichtschreiber und der Dichter unterscheiden sich nicht durchs Silbenmaafs, sondern dadurch von einander, das jener sagt, was geschehen sey: dieser *wie es geschehen könne und möge, nach der Wahrscheinlichkeit oder der Nothwendigkeit selbst.*

ARISTOTELES.

Diokles,

Ich begreife nicht, was für ein Vorurtheil dich gegen die göttliche Poesie aufbringt? Weisst du wohl, das in den Elisäischen Feldern, *Thales, Pythagoras, Sokrates* und *Platon*; und *Linus, Orpheus, Hesiod* und *Homer* immer beysammen sind, und sich nie verlassen? — Sage mir, ich bitte dich (denn du mußt von deiner Krankheit ge-

heilt werden) wie viel Ordnungen giebt es in der Baukunst?

Alexis.

Drey.

Diokles.

Du bewunderst ohne Zweifel in der Dorischen die Festigkeit, in der Ionischen die Präcision und Eleganz, und in der Corinthischen den Reichthum und die Schönheit?

Alexis.

Zuverlässig.

Diokles.

Trägt die letztere die Last eines Gebäudes weniger, als die Dorische?

Alexis.

Nicht, dafs ich wüßte.

Diokles.

Ist sie weniger elegant und präcis, als die Ionische?

Alexis.

Nein, gewifs nicht.

Diokles.

Hat sie nicht die Festigkeit der ersten, die Eleganz der zweyten, und thut sie nicht

zu beyden noch den Reichthum und die Schönheit hinzu?

Alexis.

Ohne Widerrede.

Diokles.

Weißt du die drey Ordnungen, worauf das große weite Gebäude aller unserer Kenntnisse ruht?

Alexis.

Aufrichtig, ich weiß sie nicht.

Diokles.

Sollte nicht Geschichte, welche die Thatfachen erzählt, die erste seyn? Die zweyte: Philosophie, welche die Thatfachen auseinander setzt, Ordnung und Zierde hineinbringt? — Und die dritte, nach deiner Meynung?

Alexis.

Du meyneßt: Poesie.

Diokles.

Ja; sie schmückt und bereichert die beyden andern, wenn du meine Vergleichung richtig genug findest. — Deine Vergleichung der Wahrheit mit der ganz nackten Liebesgöttin war nicht richtig; daher dein Irrthum. Die schöne Venus liebt Wohlständigkeit. Frage den *Homer*, der sie kann-

te. Sie liefs sich von den Huldgöttinnen schmücken, und ihr Gürtel benahm ihr nichts von ihrer Macht. Beforge nicht, daß die Poesie etwas an deiner Wahrheit verderbe.

Uebrigens wird die Poesie nicht ohne Ursache die Sprache der Götter genannt; wenigstens ist sie die Sprache, welche die Götter jedem erhabenen Genie, das Umgang mit ihnen hat, eingeben, und ohne diese Sprache würden wir schlechte Fortschritte in unseren Wissenschaften machen. — Die Poesie ist der erhabenen Wahrheit nicht allein das, was die Grazien dem Liebesgotte sind; sondern was Aurora der Bildsäule des Memnon ist, wenn sie dieser Licht und Sprache giebt.

HEMSTERHUIS.

Daß die Sterblichen sich des Gesangs erfreuten, war (nach den Alten) ein außerordentliches Geschenk der Götter, das sie nur Einzelnen ihrer Lieblinge ertheilten. Irgend eine Gottheit lehrt sie die Lieder, und treibt sie an zu singen. Bald ist es die Muse oder die Mufen; bald Apollo; bald selbst Zeus, dem als dem obersten Gott jede gute Gabe zugeschrieben wird; bald aber wird die Begeisterung überhaupt ein Werk eines Gottes oder der Götter genannt. Merkwürdig ist die Sage vom *Demodocus* (in Homers Odysee): die Muse habe ihn vorzüglich geliebt, und ihm Gutes und Böses gegeben; sie habe ihn der Augen beraubt, und süßen Gesang verliehen. Die Gabe des Gesangs, scheint

der Dichter sagen zu wollen, ist ein so außerordentliches Geschenk der Götter, daß dessen Besitz, ohne einen Zusatz von Leiden, den Sterblichen über sein Loos erheben würde.

Dichtkunst ist also, nach den Begriffen der Vorwelt, kein gewöhnliches Studium, nichts, was erlernt oder gelehrt werden kann; sondern eine freye, unmittelbare Gabe der Gottheit. Wenn *Phemius* (in der *Odyß.*) sich einen *Autodidact* nennt, so erklärt er diesen Ausdruck sogleich durch den Zusatz: *Gott habe ihm mannigfaltige Gesänge ins Herz gegeben.* Er bezeichnet nämlich mit jenem Worte den, der nicht von andern Menschen gelehrt, sondern ein Sänger von Natur, ein geborner Dichter ist, oder, welches einerley, der von den Göttern die Lieder gelernt hat.

LENZ:

— Zum Dichternamen gehört schon mehr, als einen Vers rund zu drehen wissen.

Dem,

Der *Dichtergeist*, der eine mit den *Göttern* verwandte Seele hat, und dessen Mund erhabene Gedanken und Gefühle in mächt'gen Tönen ausströmt, dem allein gebührt die Ehre dieses schönen Namens.

HORAZ,

Die größten und die gelehrtesten Männer haben uns belehrt, daß alle übrige Wissenschaften auf Erlernung, auf Regeln, auf erworbener Geschicklichkeit beruhen; der *Dichter* hingegen wirke durch eigene Na-

tur angetrieben, von innerer Geisteskraft und wie durch göttlichen Hauch angeweht. Kraft seines eigenen Rechts nennet deswegen *Ennius*, er, den wir als den Unfrigen verehren, die Sänger *heilige Männer*, weil sie, wie durch eine Gabe und Wohlthat der Götter uns geschenkt, ihre Empfehlung in sich tragen.

CICERO.

Auch eine Art von Raserey ist diejenige, die von den *Musen* kommt. Diese, wenn sie eine zarte, noch unverfälschte und ungefarbte Seele anweht, treibt sie an, wie in einer Bachischen Schwärmerey in Gefängen und allen übrigen Gattungen der Dichtkunst, die Wunder und Thaten der *alten Zeiten* zu verschönern, und dadurch den künftigen lehrreich zu werden. Wer sich aber, ohne von dieser *Musenbegeisterung* getrieben zu seyn, den Pforten der Dichtkunst nähert, in der Meynung, die *Kunst allein* könne ihn schon zum Dichter machen, wird immer unvollkommen bleiben, und die Poesie eines solchen nüchternen und unbegeisterten Dichters wird immer von der Poesie der Begeisterten ausgelöscht werden.

PLATON.

Die Meynung *Platons* war nicht, daß eine brennende und von der Musenwuth besessene Imagination *allein* einen großen Dichter mache; und es ist auch hier, wie bey der *religiösen* und *verliebten* Begeisterung, ein großer Unterschied, ob man von einem Gott, oder von dem leidigen Satan besessen

ist. *Homer, Pindar, Aeschylus*, die drey grössten Dichter von der begeisterten Classe, die je gewesen sind, sind an *Verstand, Weisheit und Wissenschaft* eben so groß als an *Imagination*; nie verläßt sie das richtige Gefühl des Schicklichen; immer schwebt in dem brausenden Chaos ihrer Ideen, der *Verstand*, wie *Ovids Deus aut melior natura*, in der Mitte, der es scheidet, ordnet, verbindet und vor unsere zuschauenden Augen in eine Welt voll lebendiger und zu Einem Zweck zusammenspielender Kräfte aufblühen läßt. Die Begeisterung; welche *Platon* — in diesem Augenblick selbst von ihr ergriffen — dem *Anwehen der Musen* zuschreibt, kann immer den ersten Keim ihrer Werke in ihrem Busen belebt, kann sie im Arbeiten angefeuert, kann ihnen diese Wärme, in welcher alle Schwingen der Seele sich entfalten, mitgetheilt, kann sie bey gewissen Stellen über sich selbst erhoben, den Nebel der Menschheit gleichsam von ihren Augen getrieben, und sie zum Anschauen göttlicher Gestalten tüchtig gemacht haben: aber alles dies setzt *Organe* voraus, die ihnen die Musen nicht geben, *Kenntnisse*, die sie ihnen nicht eingießen konnten; eine *Sprache*, die schon da seyn mußte, und die sie (wie andre Menschen) hatten lernen müssen. — Es bleibt also wahr, daß auch in der Poesie die edelsten Gewächse durch *Cultur* mehr Schönheit, und ihre Früchte einen bessern Geschmack erhalten; und daß — wie *Horaz* sagt — ohne reiche Ader das strengste Studium, und ohne Kunst das beste

Naturel zu Hervorbringung eines sehr vor-
trefflichen Werkes gleich unzulänglich ist.

WIELAND.

Indessen, daß du über deine Liebe
zur Muse mit der goldnen Leyer nicht erröthest,
so denke, was von ihrem Ursprung an
die Kunst der Dichter war. Ward nicht von Or-

pheus,

dem heiligen Seher, dem die Götter ihre
Mysterien offenbarten, weil er Thrazens
halbthierische Bewohner aus dem Wust
der Wildheit zog und menschlich leben lernte,
gesagt, er habe Tyger zähmen, wüth'ge Löwen
durch seiner Lieder Reiz befänstigen können?
Ward von *Ampion*, des Thebanischen Schlosses
Erbauer, nicht gesagt, er habe Felsen
und Wälder seiner Leyer süßen Tönen,
wohin er wollte, folgsam nachgezogen?
Im Heldenalter war's der Weisen Amt,
ein rohes Waldgeschlecht aus ihren Gräften
zu ziehn, und an Geselligkeit, und Furcht
der Götter, Zucht und Ordnung, zu gewöhnen.
Sie stiftete der Ehe keuschen Bund,
sie legte Städte an und gab Gesetze:
und weil die Zauberkräfte des Gesangs
zu allem diesem ihr behülfflich waren;
so stieg des Sängers Ansehn in den Augen
des Volkes, und ein Glaube, daß er näher
den Göttern wäre, goß was Göttliches
um seinen Mund, und seine Lieder wurden
Orakel des Vergangnen und der Zukunft.
Nun kam *Homer*, der über alle ragt,
und bald nach ihm *Tyrtaeus*, dessen Lieder
den schönen Tod fürs väterliche Land
im Vorderreyhn der Schlacht mit Eifersucht
zu suchen, Sparta's Männerseelen spornte,
In Versen gab den Fragenden der Gott
zu Delphi Antwort; in der Musensprache
wies uns *Pythagoras* des Lebens Weg.

Zu ihren süßen Weisen neigte sich
 das Ohr der Könige, und endlich schloß
 des Jahres Arbeit sich mit ihren Spielen.
 Den Göttern angenehm, den Menschen hold,
 und mit des Krieges und des Friedens Künften
 gleich freundlich sich verschwisternd, ist fürwahr
 die Kunst der Musen edler Schüler werth!

Man pflegt zu streiten, ob Naturkraft, oder
 ob Kunst ein Dichterwerk vortrefflich mache?
 Mir meines Orts scheint ohne reiche Ader
 das strengste Studium, und ohne Kunst
 das beste Naturell gleich unzulänglich:
 Keins kann des andern mangeln; aber, freundlich
 vereinigt, glänzen beyde desto mehr.

HORAZ.

Alles in der Welt hat seine Stunde. Es
 war eine Zeit, da Poesie alle menschliche
 Weisheit in sich faßte, oder deren Stelle
 vertrat. Sie sang die Götter, und erhielt
 die ruhmwürdigen Thaten der Vorfahren,
 der Väter und Helden; sie lehrte die Men-
 schen Lebensweisheit, und war so, wie das
 einzige und schönste Mittel ihres Unter-
 richts, so auch an Festen und in Gesellschaft
 ihr geistigstes Vergnügen. Ehe die Schrift
 erfunden oder so lange sie noch nicht häufig
 im Gebrauch war, sangen die *Tochter der Er-
 innerung*, die Musen, und wurden mit Ent-
 zücken gehört. Dichter waren der Mund
 der Vorwelt, Orakel der Nachwelt, Lehrer
 und Ergetzer des Volks, Lehrer großer Tha-
 ten, Weise. —

HERDER.

Durch Dichtermund sprach zuerst Religion, Moral und Gesetzgebung.

— — — — — Ist es nicht
 der Dichter, der des Kindes Lallen
 zur Sprache bildet? der von pöbelhaften Reden
 sein zartes Ohr entwöhnt? dann allgemach
 durch Lehren, die der Reiz der Harmonie
 und Dichtung freundlich macht, sein Herz der
 Tugend
 gewinnt, von Eigensinn und Neid und Zorn
 den Knaben heilt, mit edlen Thaten ihn
 vertraulich macht, der gegenwärt'gen Zeit
 verworrenes Räthsel durch der alten Welt
 Beyspiele ihm entwickelt, und in Noth
 und kranken Tagen Trost und Lindrung schafft?
 Von wem soust sollte mit dem keuschen Knaben,
 das unberührte Mädchen beten lernen,
 wofern die Muse nicht den Dichter gab?
 Er macht das Volk im Chor zum Himmel flehn;
 er ist's, der sie den gegenwärt'gen Gott
 mit Schauern fühlen macht; der die Gefänge
 sie lehrt, wodurch auf dürres Land der Seegen
 aus Wolken strömt; die Krieg und böse Seuchen
 verjagen, steten Fried' und reiche Erndten
 uns bringen! denn durch Lieder werden uns
 die Himmelsgeister hold! —

Aber so wie das menschliche Gesellschaftskind heranwuchs, überließ die Dichtkunst der ernstern Moral ihr Erziehungs-geschäfte; behielt sich aber vor, indess diese die Vernunft bearbeitete, auf Phantasie und Gefühl ein freundschaftliches Auge zu halten, das sie nicht vor lauter Vernunft erstarren möchten.

K. E. MANGELSDORFF.

Schon auf der ersten Stufe der Bildung und noch unter der Vormundschaft der Na-

tur umfasste die *Griechische Poesie* in gleichmäßiger Vollständigkeit, im glücklichsten Gleichgewicht und ohne einseitige Richtung oder übertriebne Abweichung das *Ganze der menschlichen Natur*. Ihr kräftiger Wachsthum entwickelte sich bald zur Selbstständigkeit, und erreichte die Stufe, wo das Gemüth in seinem Kampfe mit der Natur ein entschiedenes Uebergewicht erlangt; und ihr goldnes Zeitalter erreichte den höchsten Gipfel der *Idealität* (vollständiger Selbstbestimmung der Kunst) und der *Schönheit*, welcher in irgend einer natürlichen Bildung möglich ist. Ihre Eigenthümlichkeit ist der kräftigste, reinste, bestimmteste, einfachste und vollständigste Abdruck der *allgemeinen Menschennatur*. Die Geschichte der Griechischen Dichtkunst ist eine allgemeine Naturgeschichte der Dichtkunst; eine vollkommene und gesetzgebende Anschauung.

FR. SCHLEGEL.

Den Griechen, Freunde! (immer komm' ich wieder auf dies zurück) den Griechen gab die Muse zugleich Genie und feines Kunstgefühl, Die Gabe der Empfindung und des schönen und runden Ausdrucks: aber ihre Seelen kannten auch *keinen andern Geiz als den nach Ruhm*.

HORAZ.

Wie mußte nicht die Dichtkunst in einem Lande gedeihen, wo die Natur und die Einrichtungen jede lebhafte und glänzende Einbildungskraft unaufhörlich aufforderten, sich mit ganzer Fülle zu ergießen? Denn nicht bloß dem glücklichen Erfolge in dem Helden-

gedicht und der dramatischen Dichtkunst bewilligten die Griechen Bildsäulen, und die noch schätzbarere Huldigung einer überlegten Hochschätzung. Herrliche Kränze wurden allen Gattungen der Poesie zuerkannt. Es gab keine Stadt, welche nicht in dem Laufe des Jahres eine Menge Feste zu Ehren ihrer Götter feierte; kein Fest, welches nicht durch neue Loblieder verschönert ward; kein Lied, welches nicht in Gegenwart aller Einwohner, durch Chöre von Jünglingen und Jungfrauen aus den ersten Häusern, abgesungen ward. Welcher Antrieb zum Wetteifer für den Dichter! Welche Ehre ferner, wenn, indem er die Siege der Kämpfer pries, er selbst sich den Dank ihrer Vaterstadt erwarb! Und laßt uns ihn auf einen noch schönern Schauplatz versetzen. Er sey erkohren gewesen, durch seinen Gesang die Feste zu Olympia oder der andern großen Feyerlichkeiten Griechenlandes zu beschließen; welch' ein Augenblick, wo zwanzig, dreißig Tausende von Zuschauern, entzückt über seine Töne, ihren Ruf der Bewunderung und der Freude bis zum Himmel erschallen ließen! Nein, der größte Monarch auf Erden kann nie dem Dichtergenius eine Belohnung von so hohem Werthe ertheilen.

BARTHELEMY.

Durch der Lieder Gewalt bey der Urenkelin
 Sohn und Tochter noch seyn; mit dem Entzückung
 Ton
 Oft beym Namen genennet,
 Oft vom Grabe gerufen her;

Da ihr sanfteres Herz bilden, und Liebe! dich,
 Fromme Tugend! dich auch gießen ins sanfte
 Herz,

Ist, beym Himmel! nicht wenig;
 Ist des Schweißes der Edlen werth!

KLOPSTOCK.

Saht ihr, in stiller Sommernacht, den Mond
 Durch melancholische Zypressen schaun,
 Wann ringsumher die feiernde Natur
 In Schimmer sank und kaum zu atmen schien
 Und jedes Herz in süßer Wehmuth schmolz?
 Saht ihr, am Genfersee des Montblancs Haupt
 Im goldnen Strahl der Abendsonne glühn?
 Saht ihr, wie dort vom schroffen Fels der Rhein,
 Gleich immerdonnernden Gewittern, sich
 In hochgethürmte Schaumgebirge stürzt?
 Saht ihr, vom Sturm empört, den Ocean,
 Mit ungezähmter Wuth, bald himmelwärts
 Verschlagne Flotten schleudern, bald hinab
 Zur schwarzen Tiefe stürzen, donnernd sich
 Noch einmal heben und die Leichen dann
 Hochbrandend schmettern an das Felsgestad?
 Saht ihr dies alles, so beschwör' ich euch,
 O Dichterlinge! bey den *Grazien*
 Und *Musen!* bey des *Mäoniden Geist!*
 Bey *Oberons und Idris Zauberwelt!*
 Bey jener Höhe, die *Klopstocks Genius*
 Zuerst erschwebte! bey dem *Harfenklang*
 Von *Fingals Barden!* bey *Petrarkas Quell!*
 Beym *Lorberbaum der Maros Grab umrauscht!*
 Bey jenem *Paradies der Feerey*
 Wo einst *Rinaldos Kraft* erlag!
 Bey *Miltons Lichtgruß!* bey dem düstern Flor
 Um *Dantes Nachstück: Ugolinos Tod!*
 Bey *Hamlets Seyn und Nichtseyn!* bey dem *Erguß*
 Des *Vaterherzens an Narcissas Gruß!*
 Bey *Gesners Hirtenflur?* bey *Allem was*
 Dem *Dichter heilig* ist, beschwör' ich euch:
 Entweihet nicht das *Allerheiligste*
 Der göttlichen Natur, in Red und Sang,

Durch leeres Wortgeschäum von Seelensturm;
 Von Schwung und Allkraft, Drang und Hochge-
 fühl!

Denn wisset, es verschmäht die Göttliche
 Der Dichterlinge Kainsopfer; winkt
 Dem Sturm der Zeit, lautzürnend, zu verwehn
 Den schwarzen Dampf, der ihr ein Greuel ist.

MATTHIASON.

Wenn zu den Reihen der Nymphen, die eine Mond-
 nacht versammelt,
 Sich die Grazien heimlich von dem Olympus ge-
 sellen,
 Hier belauscht sie der Dichter, und hört die schönen
 Gespräche,
 Sieht den freundlichen Tänzen, den stillen Bewe-
 gungen zu;
 Was der Himmel Herrliches hat, was glücklich die
 Erde
 Reizendes immer gebar, erscheint dem wachenden
 Träumer:
 Dann erzählt er's den Musen, und daß die Götter
 nicht zürnen,
 Lehren ihn die Musen bescheiden Geheimnisse spre-
 chen,

GOETHE,

Euren Entzückungen lausch' ich, ihr Göttli-
 chen, welchen von oben
 Aufgeschlossen der Sinn, und die feurige Zunge ge-
 löst ward.
 Um die mühebeladenen Brüder zu trösten und zu
 lehren;
 Die ihr das Thier durch die Kraft des Gefanges zum
 Menschen erzoget,
 Durch das seeleschmelzende Lied den rauhen Natur-
 lohn
 Für die Schönheit gewannt, und itzt in strafenden
 Tönen

An der Cultur entarteten Sohn die verschmähte Na-
tur rächt.

Edle theure unsterbliche Sänger, ihr strömet dem
Laufcher
Flammen ins Herz und Thränen ins Auge, Das
Licht des Gefanges
Fühl' ich erwachen in mir. Des Dichters heiliger
Wahnsinn
Wehet mich an, und reisset mich hin. Die Zukunft
enthüllt sich.
Siehe ein neues Geschlecht, ein bessres entsteiget
dem Himmel.
Dice waltet, die Hehre; es waltet *Irene*; erhaben
Schlichtet *Eunomia* jeglichen Zwist. In seeligem
Bunde
Gatten sich Neigung und Pflicht; es huldigt der
Trieb dem Gedanken;
Und zur Nothwendigkeit klimmt der gezeitigte
Mensch durch die Freyheit,
ROSEGARTEN.

Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben:
Bewahret sie!
Sie sinkt mit euch! Mit euch wird die Gefunkene
sich heben!
Der Dichtung heilige Magie
Dient einem weisen Weltenplane,
Still lenke sie zum Oceane
Der großen Harmonie!

Von ihrer Zeit verstossen, flüchte
Die ernste Wahrheit zum Gedichte;
Und finde Schutz in der Camönen Chor,
In ihres Glanzes höchster Fülle,
Furchtbarer in des Reitzes Hülle,
Erstehe sie in dem Gefange,
Und räche sich mit Siegesklänge
An des Verfolgers feigem Ohr.
Der freysten Mutter freyste Söhne,
Schwingt euch mit festem Angesichte

Zum Strahlensitz der höchst Schöne,
 Um andre Kronen bublet nicht.
 Die Schwester die euch hier verschwunden,
 Hohlt ihr im Schoos der Mutter ein;
 Was schöne Seelen schön empfunden,
 Muß wefflich und vollkommen seyn.
 Erhebet euch mit kühnem Flügel
 Hoch über euren Zeitenlauf;
 Fern dämmert schon in eurem Spiegel
 Das kommende Jahrhundert auf.
 Auf tausendfach verschlungnen Wegen
 Der reichen Mannichfaltigkeit
 Kommt dann umarmend euch entgegen
 Am Thron der hohen Einigkeit.
 Wie sich in sieben milden Strahlen
 Der weisse Schimmer lieblich bricht;
 Wie sieben Regenbogenstrahlen
 Zerinnen in das weisse Licht:
 So spielt in tausendfacher Klarheit
 Bezaubernd um den trunknen Blick,
 So fließt in einen Bund der Wahrheit,
 In einen Strom des Lichts zurück!

SCHILLER.

Göttin des Dichtergefangs und der edleren Rede der
 Menschen,
 Die du mit Wohlthat begannst, als Menschenleben
 erwachte,
 Und fort wohlthun wirst, bis alles im Grabe ver-
 stummt ist,
 Die du den Säugling tränkst aus würzeduftenden
 Busen,
 Dann als blühende Braut den feurigen Jüngling um-
 armest,
 Drauf ein gegnetes Weib der Kraft des rüstigen
 Mannes
 Kinder des ewigen Ruhms gebierst, voll Leben und
 Odem,
 Endlich mit Milde den Greis, wie der Strahl der
 herbftlichen Sonne

Die entladene Rebe, noch hegst und pflegst und erwärmest,
 Walterin, die du warst und bist mit den Bessern, und seyn wirst,
 Sey uns Wenigen hold und gieb uns Kraft und Ge-
 deihen!

BUERGER.

Dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen,
 Der dies Geschenk mit stiller Seele nimmt;
Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleyer aus der Hand der Wahrheit.

Und wenn es dir und deinen Freunden schwüle
 Am Mittag wird! so wirf ihn in die Luft!
 Sogleich umfäufelt Abendwindes Kühle,
 Umhaucht euch Blumen - Würzgeruch und Duft,
 Es schweigt das Wehen banger Erdgefühle,
 Zum Wolkenbette wandelt sich die Gruft,
 Befänftiget wird jede Lebenswelle,
 Der Tag wird lieblich, und die Nacht wird helle. . .

GOETHE.

L I E B E.

Wer bist du Geist der Liebe,
Der durch das Weltall weht?
Den Schoos der Erd' befruchtet,
Und den Atom belebt?
Die Elemente einigt,
Sonn' und Planeten ballt,
Aus Engelharfen jubelt,
Und aus dem Säugling lallt?

KOSEGARTEN.

Dafs unabweichlich dem Gesetz der Ordnung
Die Welt in ihren mannigfaltigen Wechsell
Sich füget; dafs den Kampf der Elemente
Ein ew'ger Bund bezähmt; dafs die Sonne
Des Tages Rotenlicht am Horizonte
Herauf auf ihrem Strahlenwagen führt;
Dafs die vom Hesper angeführten Mächte
Der Mond beherrscht; und dafs die Meereswogen
Die angewies'nen Gränzen nicht verlassen,
Und unaufhaltfam über weite Reiche
Sich gierig stürzen, — das wirkt die Liebe,

Sie ist das Band der Dinge, ihrem Scepter
 Ist Erde, Meer und Himmel unterwürdig,
 Liefs sie die Zügel ihrer Hand entgleiten,
 Dann würde alles, was sich wechselseitig
 Jetzt liebet, ein rastloser Kampf entzweien,
 Wettfeiern würde alles, zu zerstören
 Den Bau der Welten, was zu dessen schöner
 Bewegung sich jetzt einigt. Nur die Liebe
 Ist's, die die Völker durch das heilige Bündniß
 Des Friedens an einander knüpft; sie ist es
 Die unauflöslich durch das Band der Ehe
 Die Liebenden vereint; die der Freundschaft
 Der Treue göttliches Gesetz ertheilet. —
 Glückseliges Geschlecht der Sterblichen,
 Wenn Liebe so in euern Seelen herrscht.
 Wie sie des Himmels weiten Raum beherischt!

BOETHIUS.

Alles lebt in Annäherung — Liebe be-
 lebt das ganze Univerfum; ohne sie würde
 die ganze Schöpfung öde seyn. Ueberall
 Harmonie und Ordnung in der Natur —
 vom obersten Wesen bis zum niedrigsten
 Wurme — ein ewiges Hinneigen — ewig
 umarmende Liebe!

FR. V. OERTEL.

Licht und Liebe schlingt die Welten
 Erst in ewigen Verein;
 Kräfte, die sich nie gefellten,
 Zwingt ihr Zauber, eins zu seyn
 Lebenskraft und Luftgewimmel
 Währen ohne Strahlen nicht,
 Welten tanzen dort am Himmel;
 Mücken hier im Sonnenlicht,
 Licht und Liebe treibt und leitet
 Alle Schritte der Natur;
 Aufwärts zur Erhellung schreitet
 Die umschränkte Kreatur.

Licht und Liebe flügelst höher
 Des Erschaffers Ebenbild;
 Und zum Engel wird der Seher,
 Dessen Brust von Liebe schwillt!

BOUTERWECK.

Unterm Mond und überm Mond
 Was anders ist's als Liebe und Liebe:
 Was überall athmet, wirkt und webt,
 Und alles bildet, alles belebt?

Ihr Weisen sagt, was sonst als Liebe
 Ist dieser schöne Zusammenklang
 Der Wesen? dieser allmächtige Drang,
 Der Gleiches an Gleiches drückt? — Wie Blicke
 Ein Sonnenstäubchen ohne Liebe
 Beym andern? — Auch die Macht der Kunst,
 Des Bildners Finger, die höchste Gunst
 Der Musen, was sind sie ohne Liebe?
 Mit Liebe sang *Homer* mit Liebe
 Schuf *Raphael* seine *Galathee*,
 Du selbst, o Tugend, du höchste Höh'
 Der Menschenseele, was bist du als Liebe,
 Du *Gott in uns*? — Doch stille, Gesang!
 Verletzte nicht das heilige Schweigen!
 Wohl uns! *Uns* leuchtet allein die Sonne,
Uns scheint das herzerfreuende Licht;
 Wir leben das wahre Leben; athmen
 In reinen Lüften mit freyer Brust,
 Und sehen was ist mit unbefangnen
 Augen, und hören Götterstimmen.
 Und durch die tiefe Nacht der Wesen
 Den Schwung der alles bewegenden Räder,
 Und fürchten nichts! und schwimmen und wälzen
 Durch Stille und Sturm uns, immer getroster,
 Die ewigen Wogen der Zeit hinab — —

Nun, wieder dahin
 zu kommen, wovon wir uns verloren —
 — — Ist es nicht die Liebe,
 Der ihr in dieser Zeitlichkeit

Die besten Minuten schuldig seyde?
 Und floß mit unter auch manche trübe,
 Seyd billig! Zieht mir von der Liebe
 Das alles was *nicht* Liebe ist
 Rein ab, und dann sprecht was ihr wisst!

„Ja. sagt ihr, zwischen Lieb' und Liebe
 Ist doch ein mächtiger Unterschied!
 Wie viele Thorheit, Eitelkeit
 Und Selbstbetrug mischt sich mit unter?
 Wie oft ist sie des Lasters Zunder?
 Der Luste Sklavin, und o —

Haltet ein!

Verdorben Gefäß, wir wissen's alle,
 Verfälscht den reinsten besten Wein:
 Allein, wer schmählt in solchem Falle
 Auf seinen Wein? Und würd' er Gift.
 Glaubt ihr, ihn würden drumm die Weisen
 Aus ihrer Republik verweisen?
 Was eure übrigen Klagen betrifft,
 So sagt: was haben *Dunkel* und *Helle*,
 Jedes für sich, denn wohl gemein?
 Kann eine Freundschaft grölser seyn?
 Und doch, *vermischt*, sind sie die Quelle
 Der grossen Magie der *Mablerin*
Natur! — Weh dem der keinen Sinn
 Für dies empfing! —

WIELAND.

Das ganze Geheimniß der Liebe, ja ich
 möchte sagen, der ganze Zusammenhang der
 Schöpfung ist auf eine heilige Verwirrung
 und Mittheilung der Gemüther, auf einen
 wechselseitigen, im Genuß des andern sie-
 benfach verstärkten Genuß gegründet. Wir
 sollen nicht in uns selbst, abgetrennt und
 selbstfüchtig leben; sonst sind wir Farbe
 Herbstblätter, die in der Luft flattern, um

bald am Boden ganz zu erfterben. In andern follten wir leben; da leben wir geläutert, rein, vielfach, verjüngt, unfterblich. Nicht in fich, wohnt das Wohlwollen, die erfte Grazie, fondern *in* ihren Schwestern. Das Gemüth anderer ift ihr heiliger, unzerförbarer Tempel.

HERDER.

Die Liebe ift ein Verlangen nach dem immerwährenden Befitz des *Guten*. — Sie äuffert fich durch die Zeugung im *Schönen*, fowohl im körperlichen, als geiftigen Sinne. — Zu grofsen und edlen Handlungen führt weder vornehmes Herkommen noch Ehrenstellen, noch Reichthum, noch irgend etwas andres die Menschen fo ficher — als Liebe. Sie allein erzeugt ein richtiges Gefühl der Schaam vor dem Schändlichen, und ein lebendiges Streben nach dem wahren Schönen, jenen göttlichen Eigenfchaften, ohne welche nie weder ein einzelner Menfch, noch eine ganze Nation etwas *Grofses*, und *Schönes* vollbracht hat.

PLATON.

Der begeisterte Stand, in welchen eine fchöne Seele durch die erfte Liebe gefetzt wird, erhöhet fie in jeder Betrachtung weit über das, was ein Menfch gewöhnlicher Weife ift; und es fcheint, dafs einige Weife des Alterthums eben dadurch bewogen worden *in der Liebe eine Art von Genius zu fehen*, durch welchen gleichfam neue Sinne für das *Schöne* und *Gute* in der Seele eröffnet,

und eine Art von unmittelbarer Gemeinschaft zwischen ihr, und allem, was göttlich ist, hergestellt werde.

WIELAND.

Liebe ist — das schönste Phänomen in der beseelten Schöpfung, der allmächtige Magnet in der Geisterwelt, die Quelle der Andacht und der erhabensten Tugend — Liebe ist nur der Widerschein dieser einzigen Kraft, eine *Anziehung des Vortrefflichen*, gegründet auf einen augenblicklichen Tausch der Persönlichkeit, eine Verwechslung der Wesen.

Wenn ich hasse, so nehme ich mir etwas; wenn ich liebe, so werde ich um das reicher, was ich liebe. Verzeihung ist das Wiederfinden eines veräußerten Eigenthums — Menschenhafs ein verlängerter Selbstmord: Egoismus die höchste Armuth eines erschaffenen Wesens.

Als Raphael sich meiner letzten Umarmung entwand, da zerrifs meine Seele, und ich weine um den Verlust meiner schöneren Hälfte. An jenem seligen Abend — du kennst ihn — da unfre Seelen sich zum erstenmal feurig berührten, wurden alle deine großen Empfindungen mein, machte ich nur mein ewiges Eigenthumsrecht auf deine Vortrefflichkeit gelten — stolzer darauf, dich zu lieben, als von dir geliebt zu seyn, denn das erste hatte mich zu Raphael gemacht.

„War's nicht dies allmächtige Getriebe
Das zum ew'gen Labelbund der Liebe

Y

unsre Herzen an einander zwang?
 Raphael an deinem Arm — o Wonne!
 Wag auch ich zur grossen Geister Sonne
 freudig den Vollendungsgang.

Glücklich! Glücklich! dich hab' ich gefunden,
 hab' aus Millionen dich umwunden,
 und aus Millionen mein bist du,
 Lafs das wilde Chaos wiederkehren,
 Durch einander die Atomen stören,
 ewig fliehn sich unsre Herzen zu.

Mufs ich nicht aus deinen Flammenaugen
 meiner Wollust Widerstrahlen saugen?
 Nur in Dir bestaun' ich mich.
 Schöner mahlt sich mir die schöne Erde,
 Heller spiegelt in des Freund's Gebärde
 reizender der Himmel sich.

Schweremuth wirft die bängigen Thränenlasten,
 Lüfser von des Leidens Sturm zu rasten,
 in der Liebe Busen ab.
 Sucht nicht selbst das folternde Entzücken
 Raphael in deinen Seelenblicken
 ungeduldig ein wollüst'ges Grab?

Stünd' im All der Schöpfung ich alleine,
 Seelen träumt' ich in die Felsensteine
 und unarmend küsst' ich sie.
 Meine Klagen stöhnt' ich in die Lüfte,
 freute mich, antworteten die Klüfte,
 Thor genug, der süfsen Sympathie. —

Liebe findet nicht statt unter gleichtö-
 nenden Seelen, aber unter harmonischen.
 Mit Wohlgefallen erkenne ich meine Em-
 pfindungen wieder in dem Spiegel der dei-
 nigen, aber mit feuriger Sehnsucht ver-
 schlinge ich die höheren, die mir mangeln.

Eine Regel leitet Freundschaft und Liebe. Die sanfte Desdemona liebt ihren Othello wegen der Gefahren, die er bestanden; der männliche Othello liebt sie um der Thräne willen, die sie ihm weinte.

Es giebt Augenblicke im Leben, wo wir aufgelegt sind, jede Blume, und jedes entlegene Gestirn, jeden Wurm, und jeden geahndeten höheren Geist an den Busen zu drücken — ein Umarmen der ganzen Natur gleich unsrer Geliebten. Du verstehst mich, mein Raphael, der Mensch, der es so weit gebracht hat, alle Schönheit, Grösse Vortrefflichkeit im Kleinen und Großen der Natur aufzulesen, und zu dieser Mannichfaltigkeit die große Einheit zu finden, ist der Gottheit schon sehr viel näher gerückt. Die ganze Schöpfung zerfließt in seine Persönlichkeit: Wenn jeder Mensch alle Menschen liebte, so befäße jeder Einzelne die Welt. — —

Ich bekenne es freymüthig, ich glaube an die Wirklichkeit einer *uneigennützigten Liebe*. Ich bin verloren, wenn sie nicht ist, ich gebe die Gottheit auf, die Unsterblichkeit und die Tugend. Ich habe keinen Beweis für die Hoffnungen mehr übrig, wenn ich aufhöre an die Liebe zu glauben. Ein Geist, der sich allein liebt, ist ein schwimmendes Atom im unermesslichen leeren Raume. —

Egoismus und Liebe scheiden die Menschheit in zwey höchst unähnliche Geschlechter, deren Gränzen nie in einander fließen. Egoismus errichtet seinen Mittelpunkt in sich selber; Liebe pflanzt ihn außerhalb ihrer in die Achse des ewigen Gan-

zen. Liebe zielt nach Einheit; Egoismus ist Einsamkeit. Liebe ist die mitherrschende Bürgerin eines blühenden Freystaats, Egoismus ein Despot in einer verwüstenden Schöpfung. Egoismus sät für die Dankbarkeit, Liebe für den Undank. Liebe verschenkt, Egoismus leiht. —

Also Liebe ist die Leiter, worauf wir emporklimmen zur Gottähnlichkeit. Ohne Anspruch, uns selbst unbewußt, zielen wir dahin. —

SCHILLEER.

Eine Schaale des Harms, eine der Freuden wog
Gott dem Menschengeschlechte; aber der lastende
Kummer senket die Schaale:
Immer hebet die andere sich.

Irr, und traurigen Tritts wanken wir unsern Weg
Durch das Leben hinab, bis sich die Liebe naht,
Eine Fülle der Freuden
In die steigende Schale geußt!

HÖELTY.

O Schicksal, warum schlugst du in den Menschen den Funken einer Liebe, die in seinem eignen Herzensblut ersticken muß? Fuht nicht in uns allen das holde Bild einer Geliebten, eines Geliebten, wovor wir weinen, wornach wir suchen, worauf wir hoffen, ach und so vergeblich, so vergeblich! — Steht nicht der Mensch vor der Brust eines Menschen, wie die Turteltaube vor dem Spiegel und girret wie diese sich heifer vor einem toden flachen Bilde darin, das er für die Schwester seiner klagenden

Seele hält. — Warum fragt uns denn jeder
 Ichöne Frühlingsabend, jedes schmelzende
 Lied, jede überströmende Freude: wo hast
 du die geliebte Seele, der du deine Wonne
 sagst und giebst? Warum giebt die Musik
 dem bestürmten Herzen statt der Ruhe nur
 grössere Wellen, wie das Geläute der Glocken
 die Ungewitter, anstatt zu entfernen,
 herunterzieht? Und warum ruft es drau-
 ßen an einem schönen stillen Tage, wenn du
 über das Ganze aufgeschlagene Gemälde ei-
 ner Landschaft siehst, über die Blumen-
 meere, die auf ihr zittern, über die herab-
 geworfenen Wolken Schatten, die von einem
 Hügel zum andern fliehen, und über die
 Berge, die sich wie Ufer und Mauern um
 unsern Blumenzirkel ziehen, warum ruft
 es da denn unaufhörlich in dir: „ach hinter
 „den rauchenden Bergen, hinter den aufflie-
 „genden Wolken — da wohnt' ein schöne-
 „res Land, da wohnt die Seele, die du
 „suchst, da liegt der Himmel näher an der
 „Erde!“ —

Ach der Mensch, der schon von der
 Kindheit an nach einer unbekanntem Seele
 rief, die mit seiner eignen in Einem Her-
 zen aufwuchs — die in alle Träume seiner
 Jahre kam, und darin von weitem schim-
 merte; und nach dem Erwachen seine Thrä-
 nen erregte, — die im Frühling ihm Nach-
 tigallen schickte, damit er an sie denke, und
 nach ihr sich sehne — die in jeder weichen
 Stunde seine Seele besuchte mit so viel Tu-
 gend, mit so viel Liebe, daß er so gern all'
 sein Blut in seinem Herzen wie in einer

Opferchaale der Geliebten hingegeben hätte — die aber ach nirgends erschien, nur ihr Bild in jeder schönen Gestalt zufandte, aber ihr Herz ewig entrückte — — o endlich, o plötzlich, o selig schlägt ihr Herz an seinem Herzen, und die zwey Seelen umfassen sich auf immer,

JEAN PAUL FR. RICHTER.

Nicht mit dem Bleygeschofs, mit dem goldnen Pfeile
der Freundschaft

Traf die Liebe mein Herz, traf es im Innersten
mir,

Und ich trage den Pfeil, und werd' im Herzen ihn
tragen,

Bis ihn des Todes Geschofs selbst mit dem Her-
zen zerbricht.

FAUSTINA MARATTI-ZAPPI.

Einigung und nichts als Einigung ist es, was uneigennützig Liebe will. Ein Streben, dessen Grund so unerklärbar ist, als mein Daseyn, geht aus dem Innersten meines Bewusstseyns, als Gefühl, als Trieb der Uneigennützigkeit, aber nicht als Streben nach Glück, hervor. Statt Genuß zu suchen, sucht es Aufopferung. Hingebung ist sein Wesen, nicht Erwerbung. Dieses Streben nenne ich *Liebe*. — Dafs dieses ursprünglich uneigennütziges Streben im Zustande des menschlichen Bedürfnis mit eigennützigen Trieben zusammenwirkt, macht mich in seinem Wesen nicht jirre. Eben so wenig verwechsle ich die Liebe selbst mit dem Wohlgefallen an dem Geliebten. Dies sind nur Veranlassungen zur Liebe, nicht die

Liebe selbst. Das, was die Liebe selbst ist, wirkt hervor aus dem Innersten meines Selbst. Ich habe es mir nicht erworben. Ich bin sogar schuldig, die Wünsche, die es in mir erregt, dem höchsten Gesetze zu unterwerfen.

BOUTERWECK.

Wahrlich ich wüßte nicht, was man an sich noch zu lieben hätte — außer jener Liebe für andere, und ob uns irgend ein Eigennutz unausfehllicher seyn könnte, als eigener. Glücklich ist der Mann, dem ein reifendes Herz und gute Menschen wie er und ein Horizont ohne Gewitter endlich die Ueberzeugung bescheeret haben, daß — so wie die magnetische und elektrische Materie derselbe Universalgeist ist, der die Wolken, die Zitterfische und Magneten zieht, der im Nordschein als milder Schimmer, im Gewitter als Wetterstrahl, im Menschen als Heiligenschein, in den Fischen als Zug und Schlag, und in den Nerven als Lebensgeist wirkt — glücklich ist der, sag' ich, der immer mehr glaubt, daß die Liebe, dieser menschliche Magnetismus, immer dieselbe geistige Elektrizität und Desorganisation verbleibe, sie mag als Blitz in der Geschlechterliebe — oder als sanfter Nord- und Heiligenschein in der Menschenliebe oder als Lichtmagnet in der Freundschaft oder als Nervengeist in der Mutterliebe erscheinen. — Ich preise diesen Mann darum glücklich, weil er dann nicht nur Menschen wie Brüder, sondern auch Brüder wie Men-

schen lieben wird, ich meyne, weil er, auf den Stufen der Blutsfreundschaft zu dem Gipfel der Geisterfreundschaft getragen, dann wieder jene durch diese veredeln und im Vater, Sohn, Geliebten, Freunde noch etwas höheres auffer dem Genannten lieben wird. — *den Menschen.* Es giebt hinter diesem hohen Nahmen noch etwas höheres, das wir an der ganzen Geisterwelt lieben können: Gott. —

JEAN PAUL FR. RICHTER.

Liebe ist ein Verlangen des Willens, sich mit dem, was der Verstand für gut erkennt, zu vereinigen, oder in dieser Vereinigung zu bleiben. Man kann sich also nicht selbst lieben. Selbstliebe ist entweder Einbildung, oder Mangel eigentlicher Liebe. Vereinigung mit Menschen besteht darin, daß wir unsre Seele, besonders den Willen, mit andern so vereinigen, daß Ein Wille daraus werde, und keiner sich eine Herrschaft über den andern anmaasse. Diese Liebe ist entweder vernünftig oder unvernünftig. Die unvernünftige ist ein unruhiges und hitziges Verlangen, welches unsre Vernunft übermeister; sie geht auf Dinge, die mehr schädlich als gut sind; sie sucht eine unmögliche Vereinigung z. B. eine Vereinigung mit Gott, wie etwa mit Menschen; sie verlangt, daß Gott seinen Willen nach dem unsrigen richte; sie will über den Willen anderer Menschen herrschen; oder sie unterwirft ihren Willen Andern ganz; sie liebt leblose und unvernünftige Dinge wie Menschen; sie

wird zur Sklavin dessen, was sie liebt; sie liebt mehr den Körper als die Seele, oder den Körper ganz allein. Die vernünftige Liebe aber ist allein das einzige Mittel zur wahren Gemüthsruhe.

CH. THOMASIVS.

Die edelste Liebe ist blos die zarteste, tiefste, festeste Achtung, die sich weniger durch Thun als durch Unterlassen offenbaret, die sich wechselseitig erräth, die auf beyde Seelen (bis zum Erstaunen) die nämlichen Saiten zieht, die die edelsten Empfindungen mit einem neuen Feuer höher trägt, die immer aufopfern, nie bekommen will, die der Liebe gegen das ganze Geschlecht nichts nimmt, sondern alles giebt durch das Individuum, diese Liebe ist eine Achtung, in der der Druck der Hände und der Lippen sehr entbehrliche Bestandtheile sind und gute Handlungen sehr wesentliche; kurz, eine Achtung, die vom gröfsern Theile der Menschen ausgehöhet und vom kleinsten tief geehret werden muß.

JEAN PAUL FR. RICHTER.

Wenn die Liebe sich der Liebe offenbart, so ist es das einzige Anliegen des Herzens, die Ueberzeugung von seiner Innigkeit dem andern einzulösen, gleichsam das Bewußtseyn bis zu ihm zu erweitern. Es verschmäht dabey die Pracht der Rede, worin hohle Bezeugungen nicht gefühlter Anhänglichkeit sich eben sowohl kleiden können, und wagt sich nicht an das Unaus-

sprechliche; aber es versteht das Geheimniß, dem einfältigen, ja dem bescheidensten Ausbruch eine höhere Seele einzuhauchen.

A. W. SCHLEGEL.

Großser Genius der Liebe! ich achte dein heiliges Herz, in welcher todten oder lebendigen Sprache, mit welcher Zunge, mit der feurigen Engelszunge oder mit einer schweren, es auch spreche, und ich will dich nie verkennen, du magst wohnen im engen Alpenthal, oder in der Schottenhütte oder mitten im Glanze der Welt, und du magst den Menschen Frühlinge schenken, oder hohe Irrthümer, oder einen kleinen Wunsch, oder ihnen alles, alles nehmen!

JEAN PAUL FR. RICHTER.

Liebe ist, die sich über alles Schöne und Gute freuet, die es zu sich, sich zu ihm stimmt; zur Harmonie, dem Kinde des Himmels; dem mannigfaltigen Einklange in aller Schöpfung.

Es giebt nur Eine Liebe, wie Eine Güte und Wahrheit. Liebst du dein Weib nicht, so wirst du auch nicht Freund, Eltern, Kind lieben.

Zu allen Zeiten hat sich die kalte Heucheley, das gezierte Grab voll Todtengelbeine und alles Unflaths an nichts so sehr als an Liebe geärgert; an Liebe Gottes und des Menschen unsers Nächsten. Auch das Hohelied und die zärtlichsten Ausdrücke der Bibel und christlicher Lieder, sobald sie nur Braut und Verlobung nennen, dünckten ihr

unerträgliche Hurensprache. — Du Heuchler, sagt Christus, ärgert dich dein Auge, so reiß es aus. Ist dies helle und unschuldig, so ist dein ganzer Leib Licht; ist ein Schalk, so hilft dir alles pharisäische Reinigen von außen nichts.

HERDER.

Unter allen Neigungen, die von dem Schönheitsgefühl abstammen, und das Eigenthum reiner Seelen sind, empfiehlt keine sich dem moralischen Gefühl so sehr; als der veredelte Affekt der *Liebe*, und keine ist fruchtbarer an Gesinnungen, die der wahren Würde des Menschen entsprechen. Zu welchen Höhen trägt sie nicht die menschliche Natur, und was für göttliche Funken weils sie nicht oft auch aus gemeinen Seelen zu schlagen! Von ihrem heiligen Feuer wird jede eigennützig Neigung verzehrt, und reiner können Grundsätze selbst die Keuschheit des Gemüths kaum bewahren, als die Liebe des Herzens Adel bewacht. Oft, wo jene noch kämpften, hat die Liebe schon für sie gesiegt, und durch ihre allmächtige Thatkraft Entschlüsse beschleunigt, welche die bloße Pflicht der schwachen Menschheit umsonst würde abgefodert haben.

SCHILLER.

Den Sterblichen ward nur ein flüchtig Leben:
Dies flücht'ge Leben, welch' ein matter Traum!
Sie tappen, auch bey ihrem kühnsten Streben,
Im Dunkel hin; und kennen selbst sich kaum,
Das Schickfal mag sie drücken oder heben;

Wo findet ein unendlich Sehnen Raum?
 Nur Liebe kann den Erdenstaub beflügeln,
 Nur sie allein der Himmel Thor entriegeln,

Und ach! sie selbst, die Königin der Seele,
 Wie oft erfährt sie des Geschickes Neid!
 Manch liebend Paar zu trennen und zu quälen,
 Ist Haß und Stolz verschworen und bereit.
 Sie müssen schlaun die Augenblicke stehlen,
 Und wachsam lauschen in der Trunkenheit,
 Und, wie auf wilder Well' in Ungewittern,
 Vor Todesangst und Götterwonne zittern.

Doch der Gefahr kann Zagheit nur erliegen,
 Der Liebe Muth erschwillt, je mehr sie droht,
 Sich innig fest an den Geliebten schmiegen,
 Sonst kennt sie keine Zuflucht in der Noth.
 Entschlossen sterben oder glücklich siegen,
 Ist ihr das erste, heiligste Gebot.
 Sie fühlt, vereint, noch frey sich in den Ketten,
 Und schaudert nicht, bey Todten sich zu betten.

Ach! schlimmer drohn ihr lächelnde Gefahren,
 Wenn sie des Zufalls Tücken überwand.
 Vergänglichkeit muß jede Blüth' erfahren:
 Hat aller Blüthen Blüthe mehr Bestand?
 Die wie durch Zauber fest geschlungen waren,
 Löst Glück und Ruh und Zeit mit leiser Hand,
 Und, jedem fremden Widerstand entronnen,
 Ertränkt sich Lieb' im Becher eigner Wonnen.

Viel seliger, wenn seine Schönste Habe
 Das Herz mit sich ins Land der Schatten reißt,
 Wenn dem Befreyer Tod, zur Opfergabe,
 Der süsse Kelch noch kaum gekostet fließt,
 Ein Tempel wird aus der Geliebten Grabe,
 Der schirmend ihren heil'gen Bund umschleusst.
 Sie sterben: doch im letzten Athembzuge
 Entschwingt die Liebe sich zu höhern Fluge.

A. W. SCHLEGEL.

Von deinen Seelenblicken tief durchdrungen!
 Von deinen Armen inniglich umschlungen!
 Von deines Herzens leisem Ton durchklungen
 So biet' ich lächelnd den Verwandlungen
 Des Zeitenwechsels trotz! Kann er mir rauben
 Was deine Liebe gab? Den hohen Glauben
 An Geisterwürde? Dies Zusammenstrahlen
 Wo Aug' in Aug', wie Sinn in Sinn sich mahlen!
 Dies Schweben auf der Ahnung Aether-Flügeln,
 Dies Blicken in der Zukunft heilen Spiegeln!
 Erinnerung, ach, deiner Wunden Fülle
 Undämmert von der Wehmuth zarten Hülle!
 Wo in sich selbst zu stillem 'Schau'r' entbunden
 Der innre Sinn ein Eigenthum gefunden!
 In Unschuldswelten unter Blumen waltet
 Wo Harmonie aus Schattendunkeln hallet!
 Und dieser Einklang gleichgestimmter Saiten
 Er könnt' einst kraftlos uns vorüber gleiten?
 Ach wir verfehlten uns im Schattenlande?
 Und lösbar wären reiner Liebe Bande?
 Es kämen Stunden dir und mir, in denen
 Wir uns zertrennbar und vereinzelt wähen?
 Es gäbe Fernen, wo wir uns entschwänden?
 Nein, Theon, nein! auch an des Raumes Enden
 Thürmt keine Mauer sich den Geistern! schnell er-
 liegen
 Sie der Erin'nung Leiter! Sie besiegen
 Der Körper Schwere; ihrem Wollen biegen
 Sich aller Sinne Schranken; sie erschweben
 Der Möglichkeit umeisten Gipfel; heben
 Sich triumphirend auf des Erdballs Trümmern
 Und sehen fern der Heimath Sterne schimmern. —
*Der Verf. d. Gedichtes: Zuversicht —
 im 7ten St. d. Horen. — 1797.*

Brecht am Zauberfloß der Liebe das
 Gerüste des Körpers ab! — Trunkner
 Mensch, du bleibst es nicht, sondern wirst
 nüchtern, wenn du deine Geliebte nicht
 suchst und liebst wie die Tugend, die kei-

nen Körper annimmt, wenn nicht Blicke deine Worte und deine Wünsche bleiben, da doch die Hyazinthe der Liebe so leicht blühend über dem Blumenglase, das zwey Thränen füllen, schweben! — Unbesonnener, der du nicht weißt, daß die reine Liebe gleich dem Gletscherwasser am besten genossen wird, ehe sie die Erde berührt, und daß unsere höchsten Empfindungen den Paradiesvögeln gleich sind, die sich selten mehr vom Boden erheben, sobald sie auf ihn gesunken sind!

JEAN PAUL FR. RICHTER.

Den höchsten Grad der Entzückung der Liebe suche ich nicht da, wo, wie *Hemsterhuis* sagt, uns die Natur mit einem Augenblick irdischer Vereinigung täuscht (ein Augenblick, der sich rings um in lauter Bedürfnis verlihet), sondern in dem ersten glücklich Finden, in dem über alle Beschreibung süßen Augenblick, da beyde Geliebte gewahr werden, daß sie sich lieben, und es nun, wie unvollkommen und unwillkürlich es sey, so gewiß, süß und übereinstimmend einander sagen. Warum muß ich das Wort gebrauchen: *sagen*? das arme Wort! Was kann in diesem Augenblick die todte Zunge, die lechzende Sprache sagen, wo selbst der seelenvolle feurige Blick seine Flügel niederschlägt und seinen Glanz verhüllet. Wenn es einen Augenblick sinnlicher Wollust und reiner Vereinigung verkörperter Wesen hier auf Erden giebt, so ist dieser; alles ganz anderer Art, als was uns der dar-

bende Genuß erlaubt. Ich weiß nicht, welche Mythologie irgend eines Afiatischen Volks ihre Zeiträume des höchsten Alterthums so eintheilt, daß die Menschen (damals noch paradießische Geifter) ſich Jahrtauſende zuerſt durch Blicke, nachher durch einen Kuß, durch eine bloße Berührung geliebt hätten, bis ſie in langen Zeiträumen endlich zu den niedrigern Arten des Genußes allmählig hinabgeſunken wären. Der Augenblick jenes geiftigen Erkennens, jenes Verraths der Seele durch einen Blick ſetzt uns gleichſam in dieſe Zeit zurück, und mit ihr in die Freuden des Paradieses. In ihm genießen wir *zurückempfindend*, was wir ſo lange ſuchten, und uns ſelbſt nicht zu ſagen wagten: in ihm genießen wir *vorempfindend* alle Freuden der Zukunft, nicht ahndend, ſondern habend, ja wenn man ſo ſagen darf, mehr als habend. Die Zukunft kann immer nur entwickeln, ſelten hinzuthun; und oft thut ſie ab, ſie vermindert den Wahn des Genußes bey jedem Genuße. Jener Augenblick iſt der, da Pſyche den Gott der Liebe erblickt, den ſie ſo lang verſchleyert liebte: ach warum, Unglückliche, ließeſt du den Funken fallen? und endeteſt damit auf ſo lange — lange Zeit alle deine Freuden! —

Es iſt gewiß, daß die Seelen, die zur treueſten, reinſten, edelſten Liebe geſchaffen ſind, ſich vor dieſem Augenblick des Verraths, als vor ihrem ärgſten Feinde fürchten, und mit ihm aufs blödeſte zögern. Das weibliche Geſchlecht, das die Liebe überhaupt zarter, als das unfre, behandelt, fühlt

wie viel die Flamme derselben mit jedem Genuss verliere, wie sie, der Natur aller andern Flammen zuwider, erstickt, wenn sie ausbricht, und durch jede Aeussertung ihre innere Kraft und Seeligkeit schwächt. Keusch und heilig sucht also das Geheimniss selbst im Herzen des Liebenden zu bewahren, sobald es desselben gewiss ist, und nichts macht sich gewisser als dieses. Das Geheimniss wird gleichsam entweiht, wenn es nur die Lippen berührt: es erstirbt auf gewisse Weise schon im ersten Kusse, im ersten Seufzer. Aber da wir einmal Körper sind, so verliert Psyche freylich, wie die alte Fabel lautet, ihre himmlische Fittige, sobald sie zur Materie herabsinkt. Ist es Wunder, dass sie sich so lange, und mit so vieler Mühe noch täuschen will, dass sie nicht den Körper, sondern nur das, was ihrer Natur ist, die Seele des Geliebten liebe? gleich als ob sie sich ihrer Erniedrigung schämte, und die kurze Dauer des Genusses, den sie sucht, prophezeihte? —

HERDER.

Der erste Ursprung der Liebe liegt ohnstreitig in der blos thierischen Natur des Menschen; aber man müfste die bewundernswürdigen Veranstaltungen der Natur ganz verkennen, wenn man darinn nichts höheres, als thierische Regungen entdeckte. Der wahre Beobachter bemerkt, dass diese Leidenschaft ihre Wurzeln in dem Fleisch und Blut des thierischen Körpers hat, aber ihre Aeste hoch über der körperlichen Welt

in die Sphäre höherer Wesen verbreitet, wo sie unvergängliche Früchte zur Reife bringt.

J. G. SULZER.

O wenn es schon das Herz bewegt nur zwey Menschen zu erblicken, die sich einander an den kindlichen — oder älterlichen — oder freundschaftlichen — oder verchwisterten Busen fallen, wenn der Akkord oder das Duodrama Eines harmonischen Menschenpaares schon so himmlisch in uns wiedertönt; mit welcher gewaltsamen Wonne wird unser Innerstes erschüttert, wenn das ganze vollklingende Doppelchor eines Familienschauspiels der Liebe unser zitterndes Herz mit tausend Tönen fortzieht. Der Einsame mit dem vergeblichen Wunsche der Liebe erquicket mich schon, aber er erzürnt mich gegen die Menschen, unter denen er verarmt; allein dann kann ich schöner alle Menschen lieben, wenn ich statt Eines glühenden Herzens ein Sonnensystem verwandter Herzen sich an einander ziehen und zusammenbrennen sehe. —

JEAN PAUL FR. RICHTER.

Die Liebe ist so heilig, daß selbst ihre Täuschungen uns werth bleiben. —

Nur die innre Freyheit eines Wesens, die angebohrne Grazie des Gefühls, zieht uns in jene Ahndung des Unendlichen, ohne die unser Leben in dumpfer Beschränkung entflieht. Nur die Liebe lehrt unsre Herzen ein Leben ahnden, für dessen Begriff, Verstand und Sinn schwindelt.

Der Verf. der Agnes von Lilien.

Die Liebe, in ihrer idealischen Vollkommenheit betrachtet, ist nichts anders als ein Streben nach Vereinigung des ganzen physischen und geistigen Daseyns, nach Vermischung aller physischen und geistigen Eigenschaften beyder Individuen, ein Streben nach wechselseitiger, itzigster, vollkommenster Mittheilung alles dessen, was Jedes als freyes eben so wie als organisirtes Individuum hat. Nichts soll dem Einen Individuum angehören, was nicht mittelbar oder unmittelbar dem Andern zu Theil werde: Jedes muß geben wollen, was die Natur ihm verliehen, was seine Kraft ihm erworben hat: Jedes muß aufnehmen können, was ihm gegeben wird, und Jedes das Empfangene selbstthätig behandeln, und dem Andern neumodificirt, lieblicher, schöner, edler zurückgeben. Das ist ein Tausch, bey welchem an keine Absonderung gedacht wird: wo Jedes sich freuet, je mehr es geben kann, und immer mehr zu bekommen meint, als es giebt: wo man nichts haben mag, wenn das Andere nicht zugleich hat: wo man ein Gut wegwerfen möchte, weil es sich nicht auf die Individualität des Andern verpflanzen läßt. Das ist ein Verhältnis der Wechselwirkung, wo Jedes nur in dem Andern sein Daseyn fühlt, Jedes in dem Andern den Schöpfer seiner Glückseligkeit erkennet; wo man die ganze individuelle Freyheit des Andern aufhebt, weil man die seinige hingiebt, wo Jedes die verschlossene Sphäre seiner Willensthätigkeit öfnet, damit das Andere mitherrsche, um so freyer

sich fühlet, je mehr es von seiner Freyheit dem Andern freywillig hingiebt.

Das ist die idealische Liebe, welche der Hohe nicht kennet, und der Empfindler mißkennet: welche der Thor verlachtet, weil er ein Thor ist, und der Weise verspottet, weil er nicht weise ist: es ist die Liebe, welche eben darum Würde hat, weil sie idealisch ist, und welche nicht idealisch seyn würde, wenn sie vollkommen realisirbar wäre; welche, wie jede Tendenz der geistigen Kräfte ins Unendliche gehet, und darum, als ein Bund der Seelen, ein Bund für die Ewigkeit, alle Schranken überfliegt, und nur die höchste gemeinschaftliche Ausbildung aller Kräfte, nur den höchsten Genuß des vernünftigsinnlichen Daseyns zum Ziele hat, welche Freyheit und Natur in getrennten Individuen in Eins vereiniget.

PH. C. REINHARD.

Was ist das Leben, wenn es nicht unser Herz zu einem Ganzen macht? Am Ziel der Wissenschaft, der Tugend fühlt der Mensch immer nur das Wachsthum seiner Kraft; die ganze Kraft selbst fühlt er nur in seiner Liebe!

Der Verf. der Agnes von Lilien.

Der Grundtrieb der Menschheit, den wir *Liebe* nennen, vereint das lebendigste Selbstgefühl mit dem innigsten Gefühl für alles, was ich nicht selbst bin, in Einem Streben der höchsten Vereinigung und Verähnlichung des All mit sich selbst. Daher

ein Suchen nach Spuren seiner Selbst in allem um sich her, nach Beziehungen, Berührungspunkten, Medien der Vereinigung durch Empfangen und Geben, bis etwa eine (wenn es möglich wäre) unendliche Fülle von Mannigfaltigkeit in einer Einheit zusammengefaßt, die endliche volle Befriedigung gewähren möchte.

Je umfassender, freyer und unbeschränkter dieser Trieb wirkt, je weiter führt er ab von allem Selbstfischen Eigenen; um so mehr nähert er sich in seiner Wirkungsart dem reinen uneigennütigen Triebe; nur Menschheit, menschliche Persönlichkeit darzustellen und zu finden, ohne alle Individualität und ohne die Schranken, welche die eigenthümliche Art *meines* Daseyns dem reinen, voller menschlichen Leben, Fühlen und Wirken setzt. Diese unendliche Beziehung liegt als unentwickelte Anlage in der Tiefe jedes menschlichen Wesens, mehrtheils ihm selbst in seiner Reinheit und Unendlichkeit verborgen.

Seine Menschheit fühlen, heißt: diesen mächtigen Zug der unendlichen Liebe spüren, der aus den geheimsten Tiefen unfres Wesens sich hervorregt. Durch diese unendliche Liebe vereint sich alles Aufgelöste und Widerstreitende, welches wir zuvor in uns selbst entdeckten, durch sie söhnen wir uns mit uns selbst aus, und wir gelangen durch sie allein zu der innern Ruhe und zu dem heiligen Frieden der Seele, den wir so lange schmerzlich vermissen, als wir nach einer Quelle außer uns selbst uns schmerzlich um-

sehen, woraus wir wännen, dieses Verlangen nach ihr einst stillen zu können.

Die reinste, höchste Liebe strebt, alles mit sich selbst zu verähnlichen und zu vereinigen, indem sie dem Unveränderlichen in sich selbst alles Veränderliche in und ausser sich wirksam unterordnet und durch das Unveränderliche ausser sich alles dasjenige bestimmt und zur beabsichtigten Aehnlichkeit verändert, was irgend einer Veränderung, einer Beugung, Lenkung fähig ist, ohne das Princip der Einheit in sich selbst zu zerstören. Sie verläugnet alles in sich selbst, nur das reine Selbst nicht, welches alles verläugnet; sie opfert alles willig auf, was ein Opfer zur Rettung dieses reinen Selbst werden kann. Das reine Selbst aber kann und soll nie ein Opfer werden.

Die Kraft der Liebe liegt im Nachgeben des eignen Veränderlichen; dadurch gewinnt das Unveränderliche an neuer Macht und Gewalt, das Veränderliche ausser sich dem Unveränderlichen in sich selbst zu unterwerfen.

Den Menschen, welcher diesen Trieb seines Wesens fühlt, schmerzt es um seiner selbst, schmerzt es um Andre und um der Menschheit willen, wenn sein Geist nicht verstanden, sein Herz nicht gefast wird; wenn er fremden Geist und fremdes Gefühl sich nicht zueignen, oder das seinige nicht in andern, ihm ähnlich organisirten, Wesen wieder finden kann. Sein Trieb nach Verähnlichung und Vereinigung wird gehemmt. Er kann nicht empfangen, nicht

geben, mit einem Wort — nicht lieben, (denn Liebe besteht nur durch Gegenliebe, und schwindet, wenn ihrer Kraft diese Gegenkraft nicht entspricht; und ohne so zu lieben, kann er nicht leben. Seine Selbstheit leidet Abbruch ohne ein zweytes Selbst, worauf sein Trieb nach Verähnlichung und Einigung sich wesentlich bezieht, und dessen er kraft dieses Triebes dringend bedarf. Das Selbst ist selbst diese Liebe, sie ist sein innerstes, freylich oft verkanntes, aber nie ganz zu verläugnendes Wesen.

Heil dem, dessen Trieb durch widrige Verhältnisse an innerer Energie nichts verliert, der des rechten Punkts und des rechten Mittels der Verähnlichung und Vereinigung nicht verfehlt. Aber traurig ist das Loos des Schwachen, dessen Muth dem misslungenen Versuche unterliegt, des Wankelmüthigen, des auf Gerathewohl und blindlings thätigen Menschen, der das Unveränderliche zu verändern sucht, oder der in der Wahl des Objekts und der Richtung seiner assimilirenden und vereinenden Thätigkeit fehlgreift. Seines Lebens froh seyn, wird er erst dann können, wenn er geben und empfangen, verähnlichen und vereinigen, mit Einem Worte, wenn er lieben und geliebt werden gelernt hat.

Dies zu lernen, ist das würdigste Ziel aller ächten Philosophie des Lebens.

*Der Verf. Einiger Gedanken,
veranlaßt durch das Lesen der
Bekentnisse einer schönen Seele
in W. M. Lehrj.*

Sind nicht alle tiefe und zärtliche Empfindungen von der Natur der Liebe? Wer ist zum Enthusiasmus der Freundschaft fähig? Wer zur Ergebung im Unglück? Wer zur Verehrung seiner Aeltern? Wer zur Leidenschaft für seine Kinder? — als ein Herz, das die Liebe gekannt hat!

FRAU VON STAEL.

Reine Liebe ist schlechthin arm; alle ihre Fülle ist eine Gabe der Natur. Reine Natur ist nichts als Fülle, alle Harmonie ist ein Geschenk der Liebe. —

Die Liebe ist der Genuss des freyen Menschen, und nur der Mensch ist ihr Gegenstand. Denn, wie in einem allein keine Wechselwirkung seyn kann, so giebt es keine Liebe, ohne Gegenliebe. Zwar ist es kein Wahn, alles mit Liebe zu umfassen, und Eins mit der Natur zu seyn, —

FR. SCHLEGEL.

Die Liebe ist eine freye Empfindung, denn ihre reine Quelle strömt hervor aus dem Sitz der Freyheit, als unsrer göttlichen Natur. Es ist hier nicht das Kleine und Niedrige, was sich mit dem Grossen, und Hohen misst, nicht der Sinn, der an dem Vernunftgesetz schwindelnd hinauffieht; es ist das *absolut Große*, selbst, was in der Anmuth, und Schönheit sich nachgeahmt, und in der Sittlichkeit sich befriedigt findet, es ist der Gesetzgeber selbst, der *Gott in uns*, der mit seinem eigenen Bilde in der Sinnenwelt spielt. Daher ist das *Gemüth aufgerost in der*

Liebe; da es angespannt ist in der Achtung; denn hier ist nichts, das ihm Schranken setzte, da das absolut - Große nichts über sich hat, und die Sinnlichkeit, von der hier allein die Einschränkung kommen könnte, in der Anmuth, und Schönheit mit den Ideen des Geistes zusammenstimmt. Liebe ist ein Herabsteigen, da die Achtung ein Hinaufklimmen ist. Daher kann der Schlimme nichts lieben, ob er gleich vieles achten muß; daher kann der Gute wenig achten, was er nicht zugleich mit Liebe umfienge. Der reine Geist kann nur lieben, nicht achten; der Sinn kann nur achten, aber nicht lieben.

SCHILLER.

Gründen zwey Liebende ihre Verbindung auf das wechselseitige Gesetz: daß die Gegenliebe des Geliebten jede erlaubte Gefälligkeit verdiene, und daß der Eifer des Liebenden ihn zum weisen, und tugendhaften Mann zu machen, jede tadellose Ergebung fordere; und hat der eine das Vermögen, Weisheit und Tugend zu befördern, der andere aber das Bedürfnis, Geisteskultur, und Lebensweisheit zu erwerben; denn, und sonst nie tritt der Fall ein, daß es edel ist, *Liebe mit Liebe zu erwidern.* Auch nur in diesem Falle ist es nicht schimpflich, sich betrogen zu haben; in allen andern Fällen, man mag seinen Zweck erreichen oder nicht, hat man Schande von einer solchen Verbindung. Erwidert ein Jüngling die Liebe eines Mannes, den er für reich hält, um seines Geldes willen, so wird er dadurch kei-

neswegs von der Verachtung befreyt, wenn es sich am Ende zeigt; daß der Liebhaber arm sey, und ihm nichts geben könne; er hat schon verrathen, daß er fähig sey, jedem Menschen zu jeder Absicht für Geld die Hand zu bieten, und das ist nicht edel gedacht. Wird hingegen ein Jüngling von einem Manne geliebt, den er für rechtlich halten hielt, und erwidert seine Liebe, um durch den Umgang mit ihm *besser* zu werden, so bringt ihm die Täuschung durchaus keine Schande, wenn es sich auch am Ende entdeckt, daß sein Liebhaber ein schlechter Mensch sey, und keine Tugend besitze. Er hat doch bewiesen, daß er um der Tugend und seiner Vervollkommnung willen für jeden alles zu thun, entschlossen sey. *Dies ist edel gedacht.* Liebe um der Tugend willen ist allein himmlisch, und würdig der allgemeinen Verehrung des Staats, und der einzelnen Bürger, ein mächtiger Antrieb dem Liebenden, sich selbst, und den Geliebten zur Tugend zu bilden.

PLATON.

Liebe ist der Wechselgenuss freyer Naturen, und eben darum ist sie allein voll und ganz, und hat ihren unvergänglichen Quell in sich selbst. — Der höchste Genuss ist die Liebe.

FR. SCHLEGEL.

Wo Liebe von den jungen Horen
Begleitet, kommt, wo leise, gleich Auroren
Sie ihren Morgenstrahl, den Tag der Seeligkeit

Herab in junge Herzen streut,
 Hat seine Macht das Glück, und selbst der Tod ver-
 lohren.

Die ihr an reine Liebe nimmer glaubet,
 Die ihr, versenkt in thierisch-niedre Luft
 Hinweggerissen von der Wahrheit Brust,
 Der Güter köstlichste euch selber früh geraubet,
 Ihr Sinnensklaven sagt; und wär' es auch ein Wahn,
 Was konnte je den Geist zu solchem Thatenleben
 Bestügeln, und zum Göttlichsten erheben,

Wie es der Gott in uns, der Liebe Geist gethan?

Du Trauriger! der nur sich selber lieben kann,
 Im weiten All wie einsam, und verlohren
 Stehst du! Wie gähnet dich die schöne Erde an,
 Und der Natur Konzert ist Mislaut deinen Ohren!

CONZ.

Moralist, tadle die Empfindung der Liebe nicht, weil sie so vergänglich ist, weil ein Hauch, ein Wort, ein Blick, ein Tag sie verlöschen kann; ein Hauch, ein Wort, ein Blick, ein Tag sie erzeugte; nenne sie nicht Thorheit, weil der Jüngling nicht sagen kann, wie sie entstand, warum sie ihn überwältigte. Sie steht unter dem Schutze der Natur. Sey sie auch ein Raufsch, der den Jüngling bethört, der ihn nur zu oft unglücklich macht; wess ist die Schuld? Dein, der du der stärksten aller Leidenschaften, wie einer Fabel, spottest; den Jüngling nicht lehrst, Liebe von Sinnlichkeit zu unterscheiden; Sinnlichkeit, Wollust, und Liebe in Eine Klasse wirffst, und wenn du endlich zufällig dem Sturme ans unsichere Ufer des Alters entronnen bist, wie der Phariläer ruffst; Ich danke dir Gott! u. s. w.

A. LAFONTAINE.

O die Menschen können viel Böses beginnen, wenn ihr Herz dem Strahl der Liebe undurchdringlich ist! Unfre zarten, süßesten Neigungen dünken ihnen dann nur leichte Opfer!

Der Verf. der Agnes von Lilien.

Nur der Weise kann *lieben*; die
Uebrigen nur *begehren*.

AFRANIUS.

— — Man *liebt*, was man hat, man *begehrt*, was
man nicht hat;
Denn nur das reiche Gemüth *liebt*, nur das arme
begehrt.

SCHILLER.

Der Einklang der Liebe mit der Unschuld scheint das Paradies auf Erden zu seyn; er enthält das süßeste Glück des Lebens. Keine Furcht, keine Rücksichten stören die Glückseligkeit unschuldig Liebender; im Genusse der wahren Freuden der Liebe können sie von der Tugend sprechen, ohne zu erröthen.

ROUSSEAU.

Menschen, ach Menschen schauet um euch her auf der Wanderung durch das Leben, ob etwa ein Herz für euch schlägt, erhellet euere Augen, um zu sehen, ob ihr *Liebe* finden möget, und verschmäht sie nicht, wenn sie aus dem Schatten der Verborgenheit, und aus der Hütte der Armuth euch entgegenlächelt.

G. W. CH. STARKE.

Ich möchte von einem Manne, dessen Herz der Liebe sich nicht öffnet, eben das sagen, was *Shakespeare* von dem behauptet, der die Musik nicht liebt: die Bewegungen seiner Seele sind plump, wie die Nacht, u. schwarz wie der Erebus. Eine Liebe aber, die Pflichten verletzt, führt früh, oder spät, wenn auch anfangs auf Blumen, ins Verderben. Schande und Reue erwarten den Hintaumelnden, die er eher nicht sieht, bis die Binde fällt, und gemeiniglich fällt sie zu spät.

DIETLS.

O dich geliebt zu sehen,
Welche Seligkeit; Liebe, dich
Täuscht mein trunkner Geist, nicht um das Zeigen
mit
Fingern, um der Versammlung
Händeklatschen, des Volks ehrbeizendes
Aufstehen, dich um Gespräche mit
Großen Königen nicht, noch um die schmeichelnde
Tafel ihrer Gewaltigen!

RAMLER.

Wer kennt unsre Sinnen?
Wer kennt unser Herz? —
Ach es möchte gern gekannt seyn, überfließen
In das Mitempfinden einer Kreatur,
Und vertrauend zwiefach neu genießen
Alles Leid, und Freude der Natur! —
Und da sucht das Auge oft so vergebens
Ringsumher! —

GOETHE.

Was ist ohne Liebe das Leben, und was ist die
Freude?
Ach ich wünschte den Tod, stöhe die Liebe von
mir!

MIMNERIUS.

Wenn die glückliche Liebe einmahl von der Sorge umschlungen wird, dann ist ihr Schmerz unausprechlich, weil er zwey Herzen in einem trifft. Die Hoffnung schweigt vor dem allgewaltigen Drang des Verlangens, und wird von glühenden Erinnerungen verzehrt. Jedes Geschäft dünkt uns eine Zerstreuung der Lauf des Tages nur ein mühevoller Wechsel der Arbeit, jedes gleichgültige Wort eine Wunde.

Der Verf. der Agnes von Lilien.

Ach wer heilet die Schmerzen
 Des, dem Balsam zu Gift ward?
 Der sich Menschenhass
 Aus der Fülle der Liebe trank!
 Erst verachtet, nun ein Verächter,
 Zehrt er heimlich auf
 Seinen eignen Werth
 In ung'fügender Selbstsucht.

Ist auf deinem Pflaster,
 Vater der Liebe, ein Ton
 Seinem Ohre vernehmlich,
 So erquicke sein Herz!
 Oeffne den unwölkten Blick
 Ueber die tausend Quellen
 Neben dem Durstenden
 In der Wüste.

GOETHE.

Die Grazien des Vertrauens und der Freundschaft blühen nur da, wo zwey schöne Seelen in heißer Liebe glühten; wenn der ganze Werth des Geliebten mit der Täuschung der Leidenschaft entflieht, dann

bleibt nur Scham und Verachtung in der kalten Brust zurück.

Der Verf. der Agnes von Lilien.

O Liebe, süßes Labfal aller Leiden
Der Sterblichen — du wonnevoller Rausch
Vermählter Seelen! welche Freuden
Sind deinen gleich? —

WIELAND,

Einfacher, klarer, faßt eine weibliche Seele das Gefühl der Liebe; mit mannichfachen, oft streitenden Gestalten, vermischt es sich in der Brust des Mannes.

Der Verf. der Agnes von Lilien.

Ja, ja, du bist's, du Reine, Innige,
Die, mit der holden Unschuld dicht verwebt,
Tief in des Weibes Seele walt und wohnt!
Du Schonende, die, nur sich selber streng,
Mit Himmelsmilde fremde Schwächen trägt;
Die allem, was da lebt, von innen hold,
Die allem, was der süßen Lebenslust
Empfänglich, ihren Zauberkreis berührt,
Den Lebenstag verherrlicht und verschönt,
Doch einem *Einen* nur ihr holdes Selbst
Mit allen Schätzen der Empfindung schenkt,
Mit diesem *Einen* Weh und Wonne theilt,
Und diesem *Einen* seinen Lebensborn
Mit immer neuem süßem Zauber füllt,
Sich selbst an ihn verlieret und vergißt,
Von seinem Freudenbecher nur genießt,
Und Lebenslust aus seinem Blick allein,
Aus seinen Mienen, seinem Handdruck schöpft. —

CAROLINE RUDOLPHI.

(Leonore von Este zu Tasso)

Wenn's Männer gäbe, die ein weiblich Herz
Zu schätzen wüßten, die erkennen möchten,

Welch einen holden Schatz von Treu und Liebe
 Der Busen einer Frau bewahren kann,
 Wenn das Gedächtniß einzig schöner Stunden
 In euren Seelen lebhaft bleiben wolle,
 Wenn euer Blick, der sonst durchdringend ist,
 Auch durch den Schleyer dringen könnte, den
 Uns, Alter oder Krankheit überwirft,
 Wenn der Besitz, der ruhig machen soll,
 Nach fremden Gütern euch nicht lüftern machte:
 Dann wär' uns wohl ein schöner Tag erschienen,
Wir feierten dann unsre goldne Zeit.

GOETHE.

Ueberall weicht das Weib dem Manne, nur in den
 höchsten
 Weicht dem weiblichsten Weib immer der
 männlichste Mann.
 Was das höchste mir sey? Des Sieges ruhige Klar-
 heit,
 Wie sie von deiner Stirn holde Amanda mir
 strahlt.
 Schwimmt auch die Wolke des Grams um die heiter
 glänzende Scheibe,
 Schöner nur mahlt sich das Bild auf dem ver-
 goldeten Duft.
 Dünke der Mann sich frey! *Du* bist es, denn ewig
 nothwendig
 Weist du von keiner Wahl, keiner Nothwen-
 digkeit mehr.
 Was du auch giebst, stets giebst du dich ganz, du
 bist ewig nur Eines,
 Auch dein zärtester Laut ist dein harmonisches
 Selbst.
 Hier ist ewige Jugend bey niemals verfliegender
 Fülle,
 Und mit der Blume zugleich brichst du die
 goldene Frucht,

SCHILLER.

Liebe ist es, wenn man um des andern
 willen, nicht zufolge eines Begriffs, son-

dem zufolge eines Naturtriebes, sich aufopfert. Bloßer Geschlechtstrieb sollte nie Liebe genannt werden; dies ist ein grober Mißbrauch, der darauf auszugehen scheint, alles edle in der menschlichen Natur in Vergessenheit zu bringen. — Im *Manne* ist ursprünglich nicht *Liebe*, sondern *Geschlechtstrieb*; sie ist überhaupt in ihm kein ursprünglicher, sondern nur ein mitgetheiltes, abgeleiteter, erst durch Verbindung mit einem liebenden Weibe *entwickelter* Trieb, und hat bey ihm eine ganz andere Gestalt. Nur dem *Weibe* ist die *Liebe*, der edelste aller Naturtriebe, *angeboren*. — Im Weibe erhielt der Geschlechtstrieb eine moralische Gestalt, weil er in seiner natürlichen die Moralität derselben ganz aufgehoben hätte. Liebe ist der innigste Vereinigungspunkt der Natur, und der Vernunft; sie ist das einzige Glied, wo die Natur in die Vernunft eingreift, sie ist sonach das Vortrefflichste unter allem Natürlichen. Das Sittengesetz fodert, daß man sich in andern vergesse; die Liebe giebt sich selbst hin für den andern.

Daß ich alles kurz zusammenfasse: Im unverdorbenen Weibe äußert sich kein Geschlechtstrieb und wohnt kein Geschlechtstrieb, sondern nur Liebe, und diese Liebe ist der Naturtrieb des Weibes, einen Mann zu befriedigen. Es ist allerdings ein Trieb, der dringend seine Befriedigung heischt: aber diese seine Befriedigung ist nicht die sinnliche Befriedigung des Weibes, sondern die des Mannes; für das Weib ist es nur Befriedigung des Herzens. Ihr Bedürfnis ist

nur das, zu lieben und geliebt zu seyn. So nur erhält der Trieb, sich hinzugeben, den Charakter der Freyheit und Thätigkeit, den er haben mußte, um neben der Vernunft bestehen zu können. —

FICHTE.

Die Natur sah, daß die reine, himmlische Flamme der höchsten Freundschaft für uns auf Erden meistens zu fein wäre: sie kleidete sie also in irrdische, sinnliche Reize, und nun erschien *Venus Urania* als *Aphrodite*. Liebe soll uns zur Freundschaft laden; Liebe soll selbst die innigste Freundschaft werden,

HERDER.

Diese Liebe ist der himmlischen Göttin Tochter rein und himmlisch. Polymnia's Tochter ist die gemeine Liebe. Sie darf man nur mit großer Behutsamkeit erwecken, denn sie artet leicht in Leidenschaft aus, und man ist in Gefahr, ihr Vergnügen sehr theuer zu bezahlen.

PLATON.

Diese Küpris ist — nicht die gemeine Göttin des Volkes;

Daß sie günstig dir sey — nenne die *Himmlische* sie!

THEOKRIT.

Liebe ist das ewige große Gesetz, welches die moralische Welt beherrscht. Liebe ist sittliches Leben. sie läutert und veredelt

A a

die sinnliche Natur des Sterblichen, und bringt diese mit seiner vernünftigen in Harmonie. Liebe vereinigt mich mit meinem Freunde zu einer moralischen Einheit, bindet mich durch ihn an die gesammte Menschheit, durch die Menschheit an Gott. Ueber die Gesetze der Natur und der Zeit erhaben, unvergänglich und ewig ist der Bund der Liebe und Freundschaft. Wohl dem, der ihn geschlossen hat, er hat seine Unsterblichkeit angefangen.

A. L. FESSLER.

Die größeste Gewalt hat *diejenige Liebe*, durch welche die Menschen mit Selbstbeherrschung und reinem Gefühle für Recht, das, was bey Göttern und Menschen gut ist, vollbringen lernen. Sie ist es, die uns zu der Glückseligkeit geschickt macht, die Freuden eines vertrauten Umganges zu genießen, und Freunde der über uns erhabenen Götter zu seyn.

PLATON.

Die Liebe macht gleichgültig gegen Ruhm und Glanz: allein gegen die Menschlichkeit nicht. Sie schränkt das Herz ein; allein sie erweitert es auch. Eins liebt nur eins, wie Mann und Weib, alle Menschen aber, wie Schwester und Bruder. -- Die Liebe ist eine völlige Opferung --

Ihr gute Seelen, die ihr den Hänfling, den ein Bube aus dem Neste stahl, um mit aufgeweichtem Brod zum Slaven zu füttern, versteht, wenn er, seinem Kerker entflohn,

auf dem benachbarten Kastanienbaum seinem Tyrannen Hohn singt; —

Ihr gute Herzen, die ihr einer Pflanze die Wollust ansehen könnt, wenn der Gärtner sie aus den Blumentopf in die weite Erde bringt, oder einem Feigenbaum, wenn der Besitzer in nördlichen Gegenden ihn vom Fenster in den schönen sanften Regen setzt; —

Ihr wenigen Edlen, die ihr, wenn die Bohne in eurem Garten eine schwere Geburt hat, ihr nachhelft und die Schrauben abstreift, um ihr Luft zu machen, und die Blume, die der Sturm wie eine Wittwe beugt, mit tröstender Hand aufrichtet, damit sie so wie ihr selbst gen Himmel sähe. Ihr, die mein Vater Seher, von Gott Angehauchte! nennen würde; Ihr! die ihr höret und sehet, was viele mit offenen Augen nicht sehen, mit offenen Ohren nicht hören, — versteht, was Liebe ist...

Es giebt auch Schwätzer und Trunkenbolde in der Liebe, die gewohnt an italienische Musik, kein Schäfchen blöcken, keine Nachtigall schlagen, keine Biene schwärmen, keinen Käfer brausen hören können!

HIPPEL.

Liebe ist die Poesie des Lebens.

A. W. SCHLÉGER.

Liebe ist die größte Wonne des Lebens. Sie ist nicht wie Ruhm und Reichthum, eine Gabe aus den oft schmutzigen Händen der Menschen; nein, ein Geschenk, das die Na-

A a a

tur nicht bey ihnen in Verwahrung gab, sondern das sie jedem mit eigener Hand ertheilt. —

Das Menschengeschlecht wird nie aussterben; aber unter Tausenden kennt kaum Einer die Liebe.

LEISEWITZ.

Mit der wahren Liebe ist's, wie mit den Gespenstererscheinungen; alle Welt weiß davon zu erzählen, aber wenige Leute haben sie gesehen. —

Es giebt keine Verkleidung, welche die Liebe, da wo sie ist, lange verbergen, oder sich verstellen könnte, da wo sie nicht ist. —

Abwesenheit vermindert mittelmäßige Liebe, und vermehrt starke; wie der Wind Lichter auslöscht, und Flammen anfacht. —

Dieselbe Festigkeit, die gegen Liebe schützt, dient auch, sie heftig und anhaltend zu machen; und *schwache Menschen*, die beständig ein Spiel der Leidenschaft sind, haben sehr selten *wahre Liebe*. —

ROCHEFAUCAULT.

Wie viel Nebel sind von meinen Augen gefallen, und doch bist du nicht aus meinem Herzen gewichen, alles belebende Liebe! die du mit der Wahrheit wohnst, ob sie gleich sagen, du seyest lichtscheu, und entziehend in Nebel!

GOETHE.

Meine wohlthätige Flamme, die Schönste unter den Schönen (Laura), die hier des

Himmels Freundschaft und Gunst hatte, kehrte zu frühzeitig für mich in ihr Land und zu dem Stern, der ihres Gleichen ist. Jetzt beginne ich zu erwachen, und sehe ein, daß sie zu meinem Besten sich meinen Begierden widersetzte, und die jugendliche, feurige Leidenschaft mit bald sanfter, bald ernster Miene mälsigte. Ihr und ihrem klugen Rath danke ich dafür, daß sie mich, von Lust Entbrannten, bald durch ihren schönen Blick, bald durch sanften Unmuth, an mein Wohl zu denken zwang. O liebenswürdige Künste und ihrer würdige Wirkungen! Das eine wirkte durch die Zunge, das andere durch Winke: ich bewirkte ihr Ruhm — und sie wirkte Tugend in mir.

PETRARCA.

O Gott der Liebe, wie können deine Pfeile so scharf seyn, da sie nur mit Blumen zugespitzt sind! — Jetzt entdeck' ich die Ursache ihrer Schärfe. Ihre Spitzen sind Flammen, die Haras (der Name einer zerstörenden Gottheit bey den Indiern) Zorn angezündet hat, und die noch diesen Augenblick wie das Barawafeuer unter den Fluthen brennen. Wie könntest du anders, der du selbst zu Asche verbrantest. noch jetzt die Herzen entzünden? Du und der Mond, ob ihr gleich Vertrauen zu verdienen scheint, so hintergeht ihr doch aufs grausamste uns arme Liebhaber. Wenn man liebt, wie ich, so hat man Unrecht, dir blumigte Geschosse, und dem Monde kühlende Strahlen zuzuschreiben. Der Mond schüttet Feuer herab

auf uns mit feinen thaureichen Strahlen, und
 du schärffst mit schneidenden Diamanten-
 spitzen die Pfeile, welche nur mit Blüthen
 befiedert scheinen. Umfaßt mich hier säu-
 selnde Winde, weht mir Wohlgerüche von
 den Wasserlilien zu, und kühlet meine Brust,
 die der unkörperliche Gott entzündet; kühlt
 sie mit den flüssigen Theilchen, die ihr der
 Welle des (Flusses) Malini raubt!

Der Indische Dichter KALIDAS.

Knabe, wo ist dein Bogen? wo deine traurige
 Fackel?
 wo das böse Geschoss, das uns die Herzen
 durchbohrt?
 Wo die Flügel? du stehst mit zween Kränzen in
 Händen
 und am Haupte bekränzt; Knabe wer schmück-
 te dich so?
 „Wiß', o Sterblicher dann: kein Sohn der irdischen
 Venus
 bin ich: ich bin nicht der, der euch mit Quaa-
 len ereilt
 Und dann fliehet; ein Kind der reinen himmlischen
 Liebe
 werf' ich Flammen in euch, die euch zum
 Himmel erhöhn.
 Darum trag' ich die Kränze, der Tugend Blüthen
 in Händen
 und ihr heiligstes Laub, Weisheit umkränzet
 mein Haupt,

Aus der Griechischen Anthologie.

Dankbar küß' ich den Knoten, in den mich die
 Liebe geschlungen,
 Dankbar küß' ich den Pfeil, der mir die Seele
 getheilt,

Knieend vor dem Altar, auf dem die geweihte
Flamme

Allen Schmerz mir entnahm; alle Verlangen
gestillt.

Ach! der Zeiten des Wahns! als ich die Qualen der
Liebe

Sang, und wußte noch nicht, was sie für
Freude gewährt,

O verzeih' es, unsterbliche Liebe! vergeßet ihr
Freunde,

Mein wehklagendes Lied; höret die Dankende
nur.

FAUSTINA MARATTI - ZAPPI.

Die Liebe ist es, die —

„Friede den Menschen, und Stille des Mee-

„res und Schweigen der Winde

„Schafft: und die Ruhe der Nacht, und kum-

„merlindernden Schlaf giebt.“

Sie ist es, die unsre Seelen von Unge-
felligkeit reinigt; und uns mit Wohlgefallen
erfüllt, die Stifterinn aller jener öffentli-
chen Zusammenkünfte, bey denen wir uns
näher kommen, die Anführerin bey Festen,
beym Reigen, bey dem Opfer. Sie ist es, die
das Herz dem sanften Gefühl öffnet, und alle
Rohheit verbannt; die Urheberin aller Gut-
herzigkeit, und aller Hartherzigkeit Fein-
din, gnädig den Guten, geachtet von Wei-
sen, von den Göttern bewundert; vermist,
wo sie nicht ist, und theuer denen, die ihre
Gegenwart fühlen; die Urquelle des feinem
Genusses, die der Annehmlichkeit, der süß-
lern Freuden, des höhern Vergnügens, des
Schmachtens der Sehnsucht; für die Guten
interessirt, gleichgültig gegen die Bösen;
in Furcht und in Sehnsucht, in Mühselig-

keit und in Noth die beste Rathgeberin, Retterin -- die Zierde aller Götter und Menschen; die schönste und beste Befehlshaberin, die alles mit hohem Jubel begleiten muß; einstimmend in den schönen Gefang, womit sie jedes Herz der Götter und Menschen bezaubert.

PLATON.

Die Liebe zeigt in Platons holder Schule
Sich nicht, wie sonst, als ein verwöhntes Kind:
Es ist der Jüngling, der mit Psyche sich
Vermählte, der im Raub der Götter Sitz,
Und Stimme hat. Er tobt nicht frevelhaft
Von einer Brust zur andern hin und her;
Er heftet sich an Schönheit und Gestalt
Nicht gleich mit süßem Irthum fest, und büßet
Nicht schnellen Raufch mit Eckel und Verdruss,

GOETHE.

Göttliche Liebe, du bist's die der Menschheit Blumen vereinigt,
Ewig getrennt, sind sie doch ewig verbunden
durch dich!

SCHILLER.

E H E.

Trüb umdämmerte Glut war meine Seele;
Eine Flamme vom Himmel, rein, wie Hespers
Aetherfeuer im Spätroth, war die besre
Seele des Mädchens.
Doch der Erde bewölkte Glut verklärte
Sich im Feuer des Himmels, Ewig lodern
Eine Flamme wir nun, auf deinem Altar,
Heilige Liebe!

MATTHISSON.

Ehe! heiligster Stand der Menschheit nach urspüng-
licher Bestimmung!
Soll ich zu deinem Lobe mich erheben? Soll ich dei-
nen Werth preisen?
O Weib, letzte beste Gabe des Himmels! — Hinweg,
o zitternde
Hand von diesem Unternehmen!

FR. V. OERTEL.

— — Nichts ist wahrlich so wünschenswerth und
erfreuend,

Als wenn Mann und Weib, in herzlicher Liebe vereinigt,
 Ruhig ihr Haus verwalten: dem Feind ein kränkender
 Anblick,
 Der Wonne dem Freund; und mehr noch genießen sie selber!

HOMER.

Dienen lerne bey Zeiten das Weib nach ihrer Bestimmung;
 Denn durch Dienen allein gelangt sie endlich zum Herrschen,
 Zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im Hause gehört,
 Dienet die Schwester dem Bruder doch früh, sie dienet den Eltern,
 Und ihr Leben ist immer ein ewiges Gehen und Kommen,
 Oder ein Heben und Tragen, Bereiten und Schaffen für Andre.
 Wohl ihr, wenn sie daran sich gewöhnt, das kein Weg ihr zu sauer
 Wird, und die Stunden der Nacht ihr sind wie die Stunden des Tages,
 Das ihr niemals die Arbeit zu klein und die Nadel zu fein scheint,
 Das sie sich ganz vergißt und leben mag nur in Andern!
 Denn als Mutter, fürwahr, bedarf sie der Tugenden alle,
 Wenn der Säugling die Krankende weckt und Nahrung begehret
 Von der Schwachen, und so zu Schmerzen Sorgen sich häufen.
 Zwanzig Männer verbunden ertragen nicht diese Beschwerde,
 Und sie sollen es nicht; doch sollen sie dankbar es einsehn,

GOETHE.

Der Charakter der ehelichen Freundschaft ist von der Natur so weise, so sorgfältig bezeichnet, daß ihn die Vernunft leicht wahrnehmen und ausbilden kann. Man setze die Hauptabsicht des Zugs der gegenseitigen Liebe, den uns die Hand des Schöpfers eingepflanzt hat, in die Erhaltung des menschlichen Geschlechts, und der Privatruhe, so kann sich kein vernünftigeres, und heiligeres Mittel zu dieser doppelten Absicht denken, als das Band der Ehe.

Durch die Hand der Ehe werden zwey Personen aus der grossen Familie der Welt ausgehoben, um eine Welt im Kleinen auszumachen, die durch gegenseitige Lieb' und Treue beseelt ihre Privatglückseligkeit schafft, und zu solchen Pflichten berufen wird, welche nicht nur die Liebe erhalten, sondern aus deren Betrachtung auch das häusliche Glück wieder zurück in das Beste des Staats und der Welt einfließt.

GELLERT,

Zu dem *sinnlichen* Bestimmungsgrunde des Willens (zur Ehe) weiß der gebildete Mensch noch einen *edleren* hinzuzufügen, nemlich sie als ein grosses Beförderungsmittel der Glückseligkeit und der Sittlichkeit, oder mit einem Worte; des *höchsten Gutes* — zu betrachten.

Die Ehe des *vernünftigen* Menschen ist daher eine Verbindung zwischen beyden Geschlechtern, um durch häusliche Gemeinschaft den *Gesammtzweck* der Natur zu erreichen. Anders handelt der bloß Sinnliche,

anders der Vernünftige, welcher seine sinnlichen Handlungen, wo er kann, durch edlere Zwecke zu heiligen gewohnt ist.

Der Gesamtzweck der Natur gehet bey der Ehe zunächst in Rücksicht des ganzen menschlichen Geschlechts auf Fortpflanzung, und in Rücksicht der sich verbindenden Personen, auf Beförderung ihres physischen und moralischen Wohlseyns.

Das physische Wohlseyn, welches durch die Ehe befördert werden soll, umfaßt sowohl die eigentlichen Freuden der Liebe, als auch die Vortheile, welche durch den wechselseitigen Beistand und eine mit Kindern gefegnete Ehe entstehen.

Durch Stiftung einer Familie entstehen mannichfaltige neue Pflichtverhältnisse, die kein Mensch ohne großen Verlust seiner moralischen Cultur vermeiden kann.

H. STEPHANI.

Wenn die Menschheit im dichten Menschengedränge wohlfeil wird, so flüchtet sie in das Dunkel des häußlichen Lebens, und wuchert da mit sich selbst. Hier wird jeder mehr um seiner selbst willen und uneigennütziger geschätzt; hier ist jeder, auch der, welcher dem Nachbar neben an, und gegen über sehr entbehrlich scheint, wichtig. Er ist nun einmal Glied einer Kette, die, wenn er herausfiel, wieder zusammengeknüpft werden müßte; es sind nun einmal Herzen an ihn geschlossen, die sich nicht ohne Schmerz von ihm losreißen können; man

mag ihn nicht missen, weil er da ist. Es giebt, kann er sich denken, Augen, die sich an meinem Sarge nassen, Hände, die sich über meinem Grabe in einander ringen würden, ich habe Werth — ich bin geliebt.

Wie manche That, die mehr Gehalt hatte als tausende, die die Geschichte verewigt, ward in einer ärmlichen Stube vollbracht! — Wie manche Mutter hat ausdauernder und standhafter gehandelt, als mancher angestaunte Held! Kehrst du, o Menschenfreund, im Innersten bekümmert, und gedemüthiget, mit Leere im Herzen, mit Ekel und Abscheu, zurück von dem Anblick des Vervortheilens, des Raubens, und Blutverschüttens auf dem Märkte der Welt: so tritt, um den unentbehrlichen Glauben an Menschenwürde zu stärken, zu dem Bette eines kranken Kindes, neben welchem eine Mutter wacht. Wie geht sie mit ganzer Seele in das leidende Geschöpf über, wie steht, und kniet und geht, und läuft und ängstet sie sich im Schweisse des Angesichts für den Liebling; wie giebt sie für seinen Eigensinn Freundlichkeit, für seine herzerreissenden Klagen tröstende Worte, für seine Ruhe den süßen Schlaf der Nacht! — Schon schwellen ihre Füße, und sie wachet fort, — wie spendet sie für die Erleichterung des Kleinen ihre Gesundheit, für den Ekel, den seine Krankheit erweckt, sich selbst überwindende Liebe, und linderndes Streicheln mit der weichen Hand; wie hat sie immer Thränen für Thränen, wie sinnt sie darauf, das abgezehrte Kind so behutsam

als möglich zu fassen, wie seufzt sie, bey seinen unmuthigen Gebärden, mit den Gedanken gen Himmel: wenn es nur nicht meint, ich sey an seinen Schmerzen Schuld!

Oder belausche einen Vater in der Wirksamkeit für die Seinigen, wie er von Dämmerung zu Dämmerung für sie sorgt, und sich anstrengt; wie er spricht, ich wünschte mir wohl diese Bequemlichkeit, aber unfre Lieben müssen neu gekleidet werden. Ich habe bisher dieses unschuldige Vergnügen genossen, aber von nun an weg damit, unfre Kinder müssen diesen oder jenen Unterricht empfangen. Ich will mich nun mit minderer Bedienung als sonst begnügen, denn der Sohn muß ausser unserm Hause gebildet werden. Wie er auf dem Sterbebette denkt und sinnt, und alle Kräfte zu nützlichen Verfügungen spannt; wie er auf dem großen Scheidewege wünscht, und betet und kämpft zwischen dem, was ihn vorwärts ruft, und dem, was ihn zurückhält; — und das alles für die, denen er immer nur gab, und von welchen er auf künftig nichts erhalten kann, als Thränen auf seinem Aschenhügel. Hier ist uneigennütziger Sinn mit der festen Ueberzeugung, daß das so seyn müsse, daß es Schuldigkeit sey. Hier wirkt die Neigung in Eintracht mit der Pflicht, hier schlingen Sinnlichkeit, Gewöhnung und Vernunft ihre Fäden, zu dem Leitbände, an welchem der Mensch geführt wird, so ineinander, daß es nicht reißt, daß der Zögling der Erde ohne zu wanken daran einher geht. Hier wird das

Gut handeln Bedürfnis, Fertigkeit, Vergnügen und Glück; hier weht reine Luft von dem Gipfel, zu welchem sich der Mensch erheben soll; hier glänzt schon das Ziel, zu dessen Erreichung wir in der sinnlichen Welt erzogen werden. *Hier tagt der erste Schimmer des leuchtenden Ideals der Menschheit, der Vollkommenheit und Glückseligkeit in entzückender Harmonie.*

G. W. CH. STARKE.

Wahrlich ein Mann muß nie über die mit einer Ewigkeit bedeckte Schöpfungsmminute der Welt nachgedenken haben, der nicht eine Frau, deren Lebensfaden eine verhüllte unendliche Hand zu einem zweyten spinnt und die den Uebergang vom Nichts zum Seyn, von der Ewigkeit in die Zeit verhüllt, mit philosophischer Verehrung anblickt — aber noch weniger muß ein Mann je empfunden haben, dessen Seele vor einer Frau in einem Zustande, wo sie einem unbekanntem ungeesehenen Wesen noch mehr aufopfert, als wir dem Bekannten, nämlich Nöthen, Freuden, und oft das Leben — sich nicht tiefer und mit größerer Rührung bückt, als vor einem ganzen singenden Nonnenorchester, auf ihrer Sarawüste; und schlimmer als beyde ist einer, dem nicht seine Mutter alle andere Mütter verehrungswürdig macht.

JEAN PAUL FR. RICHTER.

Es scheint die Natur habe Sorge getragen, den kurzen flüchtigen Genuß der Lie-

be mit einer Gabe zu ersetzen, und zu belohnen, die sie unmittelbar aus ihrem Schooße nahm, ja in der auch das geringste lebendige Geschöpf eines Funkens der Gottheit gewürdiget werden sollte; es ist die *Älternzärtlichkeit*, die *väterliche* und *mütterliche Liebe*. Sie ist *göttlich*; denn sie ist uneigennützig, und sehr oft ohne Dank. Sie ist *himmlisch*, denn sie kann sich auch in sehr viele zertheilen, und bleibt immer ganz, immer ungetheilt, und neidlos. Endlich ist sie auch *ewig* und *unendlich*, denn sie überwindet Liebe und Tod. Abscheulich ist die Mutter, die ihrem Kinde den Liebhaber vorzieht: selbst Thiere beschämen sie, die freudig für ihre Jungen sterben. Unter allen Schmerzen des Todes schmeichelten und liebkoseten sie denen, die man grausam aus ihrem Leibe riß; und für jede thierische Mutter giebt's kein süßeres Geschäft, als ihre Jungen zu säugen.

Das Verlangen der Mutter nach Kindern ist die schönste Sehnsucht, die im Gürtel der Liebe lag, ja aus der, bey allen reinen Weiberherzen, er eigentlich ganz gewebt scheint. Sie sind die Priesterinnen am heiligen Feuer der Vesta; und wehe dem verachteten Geschöpf, das statt *dieser* Flamme von einer andern glühet! Nur die Spitze seines Pfeils hat Amor mit Verlangen gesalbet; unglücklich, wenn der ganze Pfeil davon glühet.

Sie fühlt's, es ist ihr Sohn! Mit Thränen inniger
Luft

Gebadet drückt sie ihn an Wange, Mund und
Brust,

Und kann nicht satt sich an dem Knaben sehen.

Auch scheint der Knabe schon die Mutter zu ver-
sehen,

Laßt ihr zum mind'sten den Genuß

Des süßen Wahns! Er schaut aus seinen hellen Au-
gen

Sie ja so Sprechend an — und scheint nicht jeden
Kuß

Sein kleiner Mund dem ihren zu entfangen?

Sie hört den stillen Ruf — wie leise hört

Ein Mutterherz! — und folgt ihm unbelehrt.

Mit einer Luft, die, wenn sie weiden könnten

Die Engel, die auf sie herunter sahn.

Die Engel selbst beneidenswertig neunten,

Legt sie an ihre Brust den holden Säugling an.

Sie leitet den Instinkt, und läßt nun an den Freu-
den

Des zartesten Mitgefühls ihr Herz vollauf sich weiden.

Indessen hat im ganzen Hain umher

Ihr Hübn sie gesucht, zwey ängstlich lange Stunden,

Und, da er nirgends sie gefunden,

Führt ihn zuletzt sein irrer Fuß hierher.

Er nähert sich der unzugangbar'n Grotte;

Nichts hält ihn auf, er kommt — o welch ein Au-
genblick!

Und sieht das holde Weib, mit einem Liebesgotte

An ihrer Brust, vertieft, verschlungen in ihr Glück.

Ihr, denen die Natur, beym Eingang in dies
Leben,

Den überschwenglichen Ersatz

Für alles andre Glück, den unverlierbarn Schatz,

Den alles Gold der *Aureng-Zeben*

Nicht kaufen kann, das Beste in der Welt

Was sie zu geben hat, und was ins bessere Leben

Euch folgt — ein *fühlend Herz* und *reinen Sinn* ge-
geben.

Blickt hin, und schaut! — Der heil'ge Vorhang
fällt!

WIELAND.

Siehe mit Lächeln blickte der Vater still auf das
Knäblein;

Aber neben ihn trat *Anaromache*, Thränen vergießend,

Drückt' ihm freundlich die Hand, und redete also
beginnend:

Trautester Mann, dich tödtst dem Muth noch! und
du erbarmst dich

Nicht des stammelnden Kindes, noch mein des
elenden Weibes,

Ach bald Wittwe von dir! denn dich tödten gewiß
die Achaier,

Alle daher dir stürmend! Allein wir wäre das Beste,
Deiner beraubt, in die Erde hinabzusenken; denn
weiter

Ist kein Trost mir übrig, wenn du dein Schicksal
vollendest,

Sondern Weh! und ich habe nicht Vater mehr noch
Mutter!

— — — — —
Hektor, siehe du bist mir Vater jetzo und Mutter,
Und mein Bruder allein, o du mein blühender
Gatte!

Aber erbarme dich nun, und bleib' allhier auf dem
Thurme!

Mache nicht zur Waife das Kind, und zur Wittwe
die Gattin!

— — — — —
Ihr antwortete drauf der Helmschatterte *Hektor*:
Mich auch hämmt das Alles, o Trauteste; aber ich
scheue

Troja's Männer zu sehr, und die Saumnachschleppenden
Weiber,

Wenn ich hier, wie ein Feiger, entfernt das Treffen
vermeide,

Auch verbeut es mein Herz; denn ich lernet, tapferes
Muthes

Immer zu seyn und voran mit Troja's Helden zu
kämpfen,
Schirmend zugleich des Vaters erhabenen Ruhm,
und den meinen!

— — — — —
Also der Held, und hin nach dem Knäblein streckt'
er die Arme;

Aber zurück an den Busen der schönegürteten Amme
Schmiegte sich schreiend das Kind, erschreckt von
dem liebenden Vater,

Scheuend des Erzes Glanz, und die flatternde Mäh-
ne des Busches,

Welchen es fürchterlich sah von des Helmes Spitze
herabwehn.

Lächelnd schaute der Vater das Kind, und die zärt-
liche Mutter

Schleunig nahm vom Haupte den Helm der stralen-
de *Hektor*,

Legete dann auf die Erde den schimmernden; aber
er selber

Küfste sein liebes Kind, und wiegt' es sanft in den
Armen;

Dann erhob er die Stimme zu Zeus und den andern
Göttern:

Zeus und ihr anderen Götter, o laßt doch dieses
mein Knäblein

Werden dereinst, wie ich selbst, vorstrebend im
Volke der Troer,

Auch so stark an Gewalt, und Ilios mächtig beherr-
schen!

Und man sage hinfort: der ragt noch weit vor dem
Vater!

Wann er vom Streit heimkehrt, mit der blutigen
Beute beladen

Eines erschlagenen Feinds; dann freue sich herzlich
die Mutter!

Jener sprach's, und reicht' in die Arme der lie-
benden Gattinn

Seinen Sohn; und sie drückt' ihn an ihren duften-
den Busen,

Lächelnd mit Thränen im Blick; und ihr Mann
voll inniger Wehmuth.

Streichelte sie mit der Hand, und redete, also be-
 ginnend:
 Armes Weib, nicht mußt du zu sehr mir trauren im
 Herzen!
 Keiner wird gegen Geschick hinab mich senden zum
 Ais.
 Doch dem Verhängniß entrann wohl nie der Sterb-
 lichen Einer,
 Edel oder geringe, nachdem er einmal gezeugt
 ward;
 Doch zum Gemach hingehend besorge du deine Ge-
 schäfte,
 Spindel und Webestuhl, und gebeut den dienenden
 Weibern
 Fleißig am Werke zu seyn. — —

Als er dieses gesagt, da erhob der strahlende *Hektor*
 Seinen umflatterten Helm; und es gieng die lieberr-
 de Gattinn
 Heim, oft rückwärts gewandt, und häufige Thrä-
 nen vergießend.

HOMER,

Auf, holdseliges Kind, und erkenn' am Lächeln
 die Mutter!
 Vieles ertrug die Mutter in zehn langwierigen Mon-
 den!
 Auf, holdseliges Kind! Wen nicht anlachten die
 Eltern,
 Würdigte weder des Tisches der Gott, noch die
 Göttin des Lagers!

VIRGIL.

Das Wort *Vater* ist ein großes Wort,
 das größte im Staate; — wer nicht Vater
 ist, verdient auch den Nahmen *Bürger*
 nicht — und um freygebig zu seyn, nur
 halb den Nahmen *Mensch*.

HIPPEL.

Stelle mich vor ein Gericht von Vätern, und ich will meinen Schmerz verantworten — aber nicht gegen einen Priester. Was väterliche Liebe ist, versteht niemand als ein Vater.

LEISEWITZ.

Der Mensch ist ohne innigen Herzerguß gegen ein ihm gleiches Geschöpf, ohne ungeföhrten traulichen Umgang, ohne Hülfe bey körperlichen Bedürfnisse und Leiden, ohne Theilnahme eines sich mit ihm freuenden oder leidenden Wesens — der Mensch ist oder wird ohne dieses selten der Mensch, der er in jener Lage, für die auch der Mensch eigentlich bestimmt ist, werden kann, oder wo gemeiniglich die Schuld an ihm liegt, wenn er es nicht wird. Einsam und isolirt leben, ist nur halb leben, nur halber Lebensgenuß, und eine Quelle mannigfaltiger sittlicher Fehler. Zuweilen sich in den Zirkel der Welt mischen, und mit einigen, doch nicht so innig verbundenen Freunden leben, ist das Leben einer Pflanze, die zuweilen begossen wird, damit sie nicht hinwelke. Die Natur, welche den Mann und das Weib auf die möglichst innigste Art vereinte, ihnen ihre Triebe borgte, und ihnen die Pflicht auflegte, aus der Folge dieses Triebes einen Gegenstand ihres zweckmäßigen Daseyns zu machen, die sie daher zusammen verbunden leben hieß; — die Natur gab beyden die beste Gelegenheit und die Situation, ihre physische Selbsterhaltung, ihre sittliche Vervollkommenung

und harmonische Existenz mit der übrigen Natur mit gemeinschaftlichen Kräften zu unterstützen. Ehe der Natur! eine Composition aus heiligen, ehrwürdigen Pflichten und Tugenden der Menschheit, — ehrwürdig, wie alles, worauf die Natur ihren Stempel gedruckt hat, so lange ihn Menschen nicht nachgepfuscht haben.

FR. NATH. VOLKMAR.

Wer tröstet den Trostes
Bedürftigen Mann?
Allgütige Liebe,
Zu trösten ist dein!
Süßströstende Feyer,
Erbarme dich sein!
Sie hört. — Wen höret
Die Gütige nicht! —
Sie eilet und führet
Im rosigen Licht
Der Jugend, im Reize
Der Unschuld und Ruh.
Das liebste und beste
Der Mädchen dir zu.
Sie reicht dir mit fey'rlicher
Wehmuth die Hand,
Sie schürzet das nimmer
Zu löfende Band.
Sie gelobt, dir zu folgen
Das Leben hinab,
Durch Wüsten und Wiesen,
Ans friedliche Grab,
Und an dir zu hangen,
In Freuden und Leid,
Und nie dich zu lassen,
Bis Schickfal gebent;
Zu golden die Tage,
Die Allah dir spart,

Zu einem holden Leib, zur schlaun Luft gemacht,
 Auch eine Seele zugebracht,
 Die denkt, und edel denkt, die Tugend liebt und
 kennet,

Und dich als Freundin liebt, wenn sie sich Gattinn
 nennet!

O Wollust – nicht blos einer Nacht!

Die Tage werden dir in ihrem Arm verschleichen
 So ruhig als ein Bach, der unter finstern Sträuchon,
 Von hohen Bäumen rund umwacht,
 Stets ungetrübet lacht;

Hoch unter ihm hinweg braust unter nahen Eichen
 Der schwarzen Stürme Wuth, die niemahls ihn er-
 reichen.

Uz.

Mir wäre ein einfaches, schlechtweg
 erzogenes Mädchen lieber, als ein schöngel-
 stisches, das in meinem Hause ein Tribunal
 der Litteratur errichten, und sich zur Vor-
 setzerin desselben machen würde. — Die
 Würde des Weibes besteht darin, daß sie
 kein Aufsehen macht; ihr Ruhm in der
 Achtung ihres Mannes, so wie das Wohl
 ihrer Familie die Quelle ihrer Vergnügen
 enthält.

Giebts auf der Erden ein rührenderes,
 und achtungswertheres Schauspiel, als der
 Anblick einer Hausmutter, wie sie, umge-
 ben von ihren Kindern, die Arbeiten ihrer
 Hausgenossen austheilet, ihrem Manne ein
 frohes Leben verschafft, und mit Weisheit
 ihr Haus in Ordnung hält! — Siehe da die
 volle Würde eines Weibes!

ROUSSEAU.

Wenn es schon edel ist, sich aus Achtung für das strenge Gebot der Pflicht, so manches an sich erlaubte, obgleich weniger geistige Vergnügen zu versagen, so ist es gewissermaßen erhaben, wenn eine Frau mit manchem schönen Talent, mit lebhaftem Triebe zu Erweiterung ihrer Kenntnisse ausgestattet, dennoch auf den feinsten aller Genüsse, die Lectüre, Verzicht thut, so oft die *Pflichten der Gattin, der Mutter, der Hausfrau* unter der Befriedigung ihrer Wissensgierde leiden müßten.

CH. GOTTFR. SCHÜTZ.

Dicht neben Vater Franklin stelle
 Das Weib, *das nie das Weib vergißt,*
 Die Mutter die den Liebling küßt,
 Wie sie die reine Lebensquelle
 Der Unschuld ihres Hauses ist!
 Und ist sie nicht voll Wonnethränen,
 Die Hoffnung: was von dir gepflegt,
 Nur rein in deinem Herzen schlägt,
 Auf einen Sprößling auszudehnen,
 Der Früchte deines Herzens trägt?
 Und drum erschöpfest du die Fülle,
 Die ganze Wonne deiner Pflicht;
 Und dann erst kommt aus deiner Stille,
 Bescheiden sanft wie Mondeslicht,
 Und heilig, wie die Tugend spricht,
 Ein Musenwörtchen zu dem Leirer,
 Der, wenn er Laun' und Lust vermißt,
 Sich froh an deinen Briefen ließt;
 Und doch ist ihm die *Mutter* theurer,
 Als ihm die *Philosophin* ist!

C. A. TIEDGE.

Eine Frau, der die Erfüllung ihrer Pflichten am Herzen liegt, zeigt ihre Liebe

zum Schönen nicht in einem kostbaren Aufzuge, sondern in der guten Einrichtung ihres Hauswesens; und sie ist gewiß, daß sie ihrem Manne durch nichts besser gefallen kann, als wenn sie alles nach seinen Wünschen anordnet und ausführt. Denn die Wünsche des Mannes müßten das *ungeschriebene Gesetz* seyn, nach welchem eine wohlgeartete Frau ihr ganzes Leben führt. Sie muß glauben, daß ihre Tugend und ihr gutes Betragen die reichste Mitgift sey, die sie ihrem Manne zugebracht habe, und daß sie sich weit mehr auf die Schönheit und den Reichthum der Seele als auf äußerliche gute Gestalt und Vermögen zu verlassen habe. Denn *diese* kann uns eine Krankheit oder die Mißgunst der Menschen und des Schicksals rauben: *jene* hingegen bleiben uns bis in den Tod, weil sie einen Theil, und unstreitig den besten Theil von uns selbst ausmachen.

Melissa, eine der sogenannten Pythagorischen Frauen.

Die Würde des Weibes beruht darauf, daß sie ganz, so wie sie lebt, und ist, ihres Mannes sey, und sich ohne Vorbehalt an ihn und in ihm verloren habe, Das Geringste, was daraus folgt, ist, daß sie ihm ihr Vermögen und alle ihre Rechte abtrete, und mit ihm ziehe. Nur mit ihm vereinigt, nur unter seinen Augen, und in seinen Geschäften hat sie noch Leben und Thätigkeit. Sie hat aufgehört, das Leben eines Individuum zu führen; ihr Leben ist ein Theil

seines Lebens geworden, (dies wird trefflich dadurch bezeichnet, daß sie den Namen des Mannes annimmt). Die Lage des Mannes dabey ist diese. Er, der alles, was im Menschen ist, sich selbst gestehen kann, sonach die ganze Fülle der Menschheit in sich selbst findet, überschaut das ganze Verhältniß, wie das Weib selbst es nie überschauen kann. Er sieht ein ursprünglich freyes Wesen, mit Freyheit und unbegrenztem Zutrauen sich ihm unbedingt unterwerfen; sieht, daß sie nicht nur ihr ganzes äusseres Schickfal, sondern auch ihre innere Seelenruhe, und ihren sittlichen Charakter, wenn auch nicht das Wesen desselben, doch ihren eigenen Glauben daran, von ihm gänzlich abhängig mache: da ja der Glaube des Weibes an sich selbst, und an ihre Unschuld und Tugend davon abhängt, daß sie nie aufhören müsse, ihren Mann über alle seines Geschlechts zu achten und zu lieben.

Wie die sitliche Anlage in der Natur des Weibes sich durch *Liebe*, so äussert die sitliche Anlage in der Natur des Mannes sich durch *Großmuth*. Er will zuerst Herr seyn; wer aber mit Zutrauen ihm sich hingiebt, gegen den entkleidet er sich aller seiner Gewalt. Gegen den Unterworfenen stark zu seyn, ist nur die Sache des Entmannten, der gegen den Widerstand keine Kraft hat.

Zufolge dieser natürlichen Großmuth ist der Mann durch das Verhältniß mit seiner Gattin zuerst genöthigt, achtungswürdig zu seyn, da ihre ganze Ruhe davon

abhängt, daß sie ihn über alles achten könne. Nichts tödtet unwiderbringlicher die Liebe des Weibes, als die Niederträchtigkeit und Ehrlosigkeit des Mannes. — —

Die Ruhe des Weibes hängt davon ab, daß sie ihrem Gatten ganz unterworfen sey, und keinen andern Willen habe, als den seinigen. Es folgt, daß, da er dies weiß, er ohne seine eigne Natur und Würde, die männliche Großmuth zu verläugnen, nichts unterlassen kann, um ihr dies so viel als möglich zu erleichtern. Dies kann nun nicht dadurch geschehen, daß er sich von seiner Gattin beherrschen lasse, denn der Stolz ihrer Liebe besteht darin, daß sie unterworfen sey, und es scheine, und selbst es nicht anders wisse, als daß sie es ist. Männer, die sich der Herrschaft ihrer Weiber unterwerfen, machen sich ihnen dadurch selbst verächtlich, und rauben ihnen alle eheliche Glückseligkeit. Es kann nur dadurch geschehen, daß er ihre Wünsche auspüht, um als seinen eigenen Willen sie vollbringen zu lassen, was sie, sich selbst überlassen, am liebsten thun würde. Es ist ja hier nicht etwa um bloße Befriedigung ihrer Launen und Einfälle zu thun, damit sie nur befriedigt seyen; es ist um einen weit höhern Zweck, um die Erleichterung, ihren Gatten immerfort über Alles zu lieben, und in ihren eigenen Augen ihre Unschuld zu behalten, zu thun. — Es kann nicht fehlen, daß die Gattin, deren Herz durch einen Gehorsam, der ihr keine Aufopferung kostet, nicht befriedigt wird, wie-

der von ihrer Seite, die verborgenen höhern Wünsche des Mannes auszufpähen, und mit Aufopferungen sie zu vollbringen suche. Je gröfser das Opfer, desto vollkommener ist die Befriedigung ihres Herzens. Daher entsteht die eheliche *Zärtlichkeit* (Zartheit der Empfindungen und des Verhältniffes). Jeder Theil will feine Perfönlichkeit aufgeben, damit die des andern Theils allein herrsche, nur in der Zufriedenheit des andern findet jeder die feinige; die Umtauschung der Herzen und der Willen wird vollkommen. Nur in der Verbindung mit einem liebenden Weibe öffnet das männliche Herz sich der Liebe, der sich unbefangenen hingebenden, und im Gegenstande verlorenen Liebe; nur in der ehelichen Verbindung lernt das Weib Grofsmuth, Aufopferung mit Bewußtfeyn und nach Begriffen: und fo wird die Verbindung mit jedem Tage ihrer Ehe inniger.

FICHTE.

Wahr ist es: das Weib hat weniger äufere Stärke, als der Mann, weniger Fähigkeit, äufferen Gefahren zu trotzen, und mitten in dem Gewühle von Taufenden, welche unter unaufhörlichen Colliffionen ihren befonderen äufseren Zwecken nachstreben, sich ein unabhängiges Dafeyn zu fichern. Während der Jüngling sich mit dem Plane befchäftigt, eine eigene Sphäre zu schaffen, bleibt sie im väterlichen Hause zurück und weihet ihre Zeit und ihre Sorge denen, welchen sie Leben und Freude

verdankt, und fühlet sich glücklich durch dieses Wiedergeben. Kommt die Zeit, wo sie in einer eigenen Sphäre herrschen soll, so ist *sie* es nicht, welche die Materialien des Gebäudes von Außen herbey schafft; *sie* ist es nicht, welche das Gebäude gegen äußere Untfälle schützt. Gerne nimmt sie an den Gütern des Mannes Theil, und Dankbarkeit gegen ihn ist ihren Herzen kein drückendes Gefühl; gerne gleicht sie der Rebe, welche sich um die stärkere Ulme schlingt, und das Geständniß ihrer Schwäche beschämnet sie nicht. — Dagegen ist *sie* es, welche die äußeren Güter genießbar macht, oder die Genüsse erhöht, verfeinert, veredelt. Leben, Anmuth und Freude erscheinen mit ihr in dem neu sich bildenden Kreise: Ordnung und Harmonie herrschen, wo sie als Herrscherin auftritt: die rohe Natur beugt sich vor ihrer schöneren Natur, und alle Güter, welche der Mann mit ihr theilet, was sind sie gegen das Geschenk, womit sie seine Liebe lohnet, gegen die Vaterfreuden, deren sie ihm unter Sorgen und Schmerzen theilhaftig macht? Und so verschwindet der Anchein von Ungleichheit, welcher nur aus einer kalten, durch Eigenliebe verfälschten Berechnung entstehen konnte; nach dem Plane der Natur soll ihn die Zauberkraft der Liebe auf immer verbannen. *Auf dem Altare der Grazien* soll der *jungling* das Gefühl seiner äußeren Stärke niederlegen, damit er das Mädchen nicht als Sklavin, sondern als ihm gleich, als Gehülfn und Mitgenoisin in seiner Hüt-

te einführe, und sie theilnehmen lasse, als geschehe es von Rechtswegen, an seiner Ehre und an seinen Gütern. *Auf dem Altare der Liebe* opfert sie — den Schmuck ihrer Weiblichkeit, ihre jungfräuliche Blüthe: ihm, der ihr viel giebt, giebt sie Alles. So soll Harmonie jede Spur von Vorrechten und abgefonderter Herrschaft vertilgen, bis die frohe Erscheinung gemeinschaftlicher Kinder der süßen Vereinigung neues Leben und neue Festigkeit giebt.

PH. CH. REINHARD.

Mächtig seydt ihr, ihr seyds durch der Gegenwart
ruhigen Zauber,

Was die stille nicht wirkt, wirket die rauschen-
de nie.

Kraft erwart' ich vom Mann, des Gesetzes Würde
behaupt' er,

Aber durch *Anmuth* allein herrschet und herrsche
das Weib,

Manche zwar haben geherrscht durch des Geistes
Macht und der Thaten,

Aber dann haben sie doch, höchste der Kronen,
entbehrt.

Wahre Königin ist nur des Weibes weibliche Schön-
heit.

Wo sie sich zeige, sie herrscht, herrschet blos
weil sie sich zeigt.

SCHILLER.

Dich schuf — *Natur* zur Mutter;
Zur *edeln* Mutter schaffst du dich.

C. A. TIEDGE.

Bey dem Menschen ist die *Mutterliebe* hö-
herer Art; eine Sprosse der Humanität sei-

ner aufgerichteten Bildung. Unter dem Auge der Mutter liegt der Säugling auf ihrem Schoos, und trinkt die zarteste und feinste Speise. — Den größten Unmenschen zähmt die väterliche und häusliche Liebe: denn auch eine Löwenmutter ist gegen ihre Jungen freundlich. Im väterlichen Hause entstand die erste Gesellschaft, durch Bande des Bluts, des Zutrauens und der Liebe verbunden. Also auch um die Wildheit der Menschen zu brechen, und sie zum häuslichen Umgange zu gewöhnen, sollte die Kindheit unsers Geschlechts lange Jahre dauern; die Natur zwang und hielt es durch zarte Bande zusammen, daß es sich nicht, wie die bald ausgebildeten Thiere, zerstreuen und vergessen konnte. Nun ward der Vater der Erzieher seines Sohns: wie die Mutter seine Säugerin gewesen war; und so ward ein neues Glied der Humanität geknüpft. Hier lag nemlich der Grund zu einer nothwendigen *menschlichen Gesellschaft*, ohne die kein Mensch aufwachsen, keine Mehrheit von Menschen seyn könnte.

HERDER.

Cato, der Aeltere, pflegte zu sagen, ihm gelte ein *guter Ehemann* mehr, als ein *großer Senator*, und deswegen sey ihm *Sokrates* vorzüglich achtungswerth, daß er sanft und leidelig sogar mit einem bösen Weibe gelebt habe.

PLUTARCH.

Die Ehegenossen müssen nicht in Anschlag bringen, wer von beyden — der Zahl

nach — das Meiste zugebracht hat, sondern fest überzeugt seyn, daß derjenige, welcher von ihnen der *bessere Ehegenosse* ist, auch den schätzbarsten Beytrag lieferte.

XENOPHON.

Als man den *Lycurgus* fragte: warum er durch's Gesetz verordnet habe, die Jungfrauen ohne Mitgift zu verheurathen, sagte er: damit weder einiige aus Armuth ohne Männer blieben, noch daß andere, blos ihres Reichthums wegen, gesucht würden. *Die Jünglinge sollen nur — durch die Sitten und Tugend der Mädchen — in ihrer Wahl geleitet werden.*

PLUTARCH.

Die Zeiten sind für uns vorüber, wo die Liebe noch das Recht besaß, glückliche Ehen zu schliessen. Sie hat es dem Bedürfnis, der Pflege, und dem Durste nach Reichthum abtreten müssen; und wem kann es entgehen, wie grausam sie sich deshalb gerächt hat. Die Nothwendigkeit, sich da früh schon loszureißen, wo das Herz das ganze Leben hindurch so gern verweilt hätte, und seine Empfindungen an Sprünge zu gewöhnen, raubte schon so manchem die Fähigkeit, sich zu fixiren, und durch *Einen* Gegenstand anhaltend glücklich zu seyn. Dieses Bewußtseyn der Unfähigkeit läßt meistens die Söhne der conventionellen Welt dann, wenn sie, nach einer ziemlichen Abkühlung ihrer Sinne, endlich an eine eheliche — wie sie gewöhn-

lich genannt wird — *solide* Verbindung zu denken berechtigt sind, vor den sanften Fesseln der Liebe, wie vor Sklavenketten, zurückbeben, und nur noch die Rücksicht auf ein einsames, schwächliches Alter kann sie vermögen, ihren Nacken in das Joch der Ehe zu beugen, und ihre Freyheit gegen eine Pflegerin zu vertauschen. — So arm haben wir uns selbst gemacht! —

Der Verf. des B. über den Menschen, s. Verhältn. —

Wie kann *der* Urheber eines markigen, und in sich glücklichen Menschen — eines *Washington* z. B. — werden, dessen Herz keine von den Neigungen nährt, die den Saft des Lebens, den jeder seiner Pulschläge ausfrömt, läutern und verfüßen! Ein murrfinziger Mensch ist in der moralischen Welt, was ein Gichtbrüchiger in der physischen ist für das Wohl des Ganzen untauglich zur Fortpflanzung. Der eine betrügt die Nachwelt mit lahmen Körpern, der andere mit Krüppeln am Geist.

THÜMMEL.

Nichts im Erdenleben geht doch über häusliches Glück; und wessen Herz und Geist in einem edeln Weibe, hoffnungsvollen Kindern und ertlesenen Büchern, nicht volle Befriedigung und daurenden Genuß findet, der wird ewig begehren, ohne jemals zu erlangen, und seine Arme nach

Wolkenbildern austrecken, bis der Tod ihn zur Erde bringt.

MATTHIISON.

Wenn zwey liebende, gleichgestimmte Herzen sich treffen, so hat der Ehestand keine unangenehme Seite. Da wandeln ein Paar guter Menschen, Hand in Hand. Wo sie auf ihrem Wege Dornen verstreut finden, die räumen sie fleißig und fröhlich hinweg; wo sie an einen Strom kommen, da trägt der Stärkere den Schwächeren hindurch; wo ein Felsen zu erklettern ist, da reicht der Stärkere den Schwächern die Hand; Geduld und Liebe sind ihre Gefährten. Was dem Einzelnen unmöglich seyn würde, ist den Vereinigten ein Scherz; und wenn sie dann oben stehn am Ziele, dann trocknet der Schwächere dem Stärkern den Schweiß von der Stirne. Freude und Schmerz kehren immer zugleich bey ihnen ein; nie beherbergt der eine den Kummer, wenn die Freude der Gast des andern ist. *Ein Lächeln auf beyder Wangen, oder Thränen in beyder Augen.* Aber ihre Freude ist lebhafter, als die Freude des Einzelnen; ihr Kummer ist milder, als der Kummer des Einzelnen; denn Mittheilung erhöht die Freuden, und mildert den Schmerz. So ist ihr Leben ein schöner Sommertag, auch dann noch schön, wenn ein Gewitter vorüberzog; denn das Gewitter erquickte die Natur, und gab neuen Sinn für die unbewölkte Sonne. So stehn

sie Arm in Arm am Abend ihrer Tage unter den Blumen, die sie selbst pflanzten und erzogen, wartend der hereinbrechenden Nacht. Dann — ja — dann freylich, dann legt einer zuerst sich schlafen, und der ist der Glückliche, der andere geht herum und weint, das er noch nicht schlafen kann: — und das ist die einzige unangenehme Seite des Ehestandes.

Wenn Convenienz und äussere Verhältnisse, Leichtsinn und Launen das Band der Ehe knüpften, o dann hat der Ehestand keine angenehme Seite. Wo der freye Mann, das freye Mädchen munter und leicht einerschreiten, da schleppt dann der Züchtling seine Ketten hinter sich her. Ueberdruß lagert sich auf beyder Stirne. — Bilder verschertzter Glückseligkeit, von der Einbildungskraft um so lebhafter ausgemalt, je unmöglicher es wird, sie zu erreichen. — Herrliche, reizende Entwürfe des Lebens, die vielleicht auch ohne diese Ehe nie realisiert worden wären, deren Wirklichkeit man aber für ausgemacht hält, wäre man nur nicht angeknienet durch unerträgliche Fesseln. So leiden wir, wo wir sonst geduldet haben würden; so gewöhnen wir uns den überlästigen Gefährten unsers Lebens, als die Ursache alles Uebels, zu betrachten, welches uns begegnet; so mischt sich Bitterkeit in unfre Gespräche, und Kälte in unfre Liebkosungen; so sind wir gegen niemand empfindlicher, werden von niemand leichter beleidigt, als von dem Gatten; und was an

einem Fremden uns Freude machen würde, läßt an ihm uns gleichgültig. So schleichen sie mit abgewandten Gesichtern und niederhängenden Köpfen mit einander durchs Leben, bis endlich einer von beyden sich schlafen legt; dann hebt der andre den Kopf freudig empor, und athmet mit großen Zügen: Freyheit! Freyheit! — Und das ist dann die einzige angenehme Seite des Ehestandes.

A. V. KOTZEBUE.

Auch Ehe soll *Freundschaft* seyn, und wehe, wo sie's nicht ist, wo sie nur Liebe und Appetit seyn wollte! Es ist einem edlen Weibe süß, auch um ihres Mannes willen zu leiden, geschweige sich mit ihm zu freuen, und Er sich in Ihr, Sie sich in Ihm, wirksam, fröhlich, honett, geschätzt und glücklich zu fühlen. Die gemeinschaftliche Erziehung der Kinder ist der schöne leitende *Zweck* ihrer Freundschaft, der noch im grauen Alter beyde süß belohnt. Als zwey verschlungene Bäume stehn sie da, und werden da stehn, umringt vom Kranz jugendlich grünender Bäume.

HERDER.

Schön kleidet sich der Pappelgrund
Zum Hochzeitfest der Nachtigallen;
Kaum daß die letzten Blüthen fallen:
So löst sich schon ihr Liebesbund.
Wie anders jene zarte Liebe,
Die, tief in Menschlichkeit getaucht,

Die hohe Melodie der Triebe
 Des Lebens sanft ins Leben haucht;
 Sie, die in *Epponinens* Seele
 Zu ihrem Himmel nur die Höhle
 Des Gatten, den sie nährte, braucht.
 Wie leuchtet hier die Offenbarung
 Der hohen menschlichen Natur!
Die Liebe knüpft die Rosensehnur,
Die Freundschaft nimmt sie in Verwahrung.
 Die naht freundlich dann und trägt
 Des Lebens gut' und böse Gabe,
 Bis sie auf des Geschiednen Grabe
 Die Hälfte weinend niederlegt.
 Wie *menschlich!* Nur der Seelenlose
 Drückt bald, weil in dies Sinnenpiel
 Ihn nicht ein Tropfen Seele fiel,
 Von dieser schönen Lebensrose
 Sich in die Hand den Dornenstiel.

C. A. TIEDGE.

O ihr mannigfaltigen Gefühle des häuslichen Lebens, wie seydt ihr so hehr und so ehrwürdig! wie stärkt und härtet ihr, wenn ihr schmerzlich seydt, zum Muthe, zur Festigkeit, zur Gröfse und Erhabenheit der Seele, und wie gewöhnet und erzieht ihr für die reinsten, edelsten und süssesten Genüsse, ihr stillen, häuslichen Freuden!

— — — Ach, groß ist der Häuslichkeit Segen!
 Siehe! von ihren Geschenken gedeihet hienieden
 die Menschheit,
 Wie das Getraide der Flur vom erfrischenden Regen
 des Frühlings.
 Süßer begeißert ihr Hauch, als die stärkenden Düfte
 der Blumen;

Sanfter umhüllet ihr Dunkel, als trauliche Schat-
ten der Wälder;
Lieblicher wärmet ihr Feuer, als sonnige Tage des
Maymonds!

G. W. CH. STARKE.

Ich stehe zwar voll Rührung und voll Glückwünsche neben dem Kusse zweyer Freundinnen, und neben der Umarmung von zwey tugendhaften Liebenden, und aus dem Feuer ihrer Altäre fliegen Funken in mich; aber was ist diese Erwärmung gegen die sympathetische Erhebung, wenn ich zwey Menschen, gebückt unter einerley Bürden, verknüpft zu einerley Pflichten, angefeuert von derselben Sorge für einerley kleine Lieblinge, einander in einer schönen Stunde an die überwallenden Herzen fallen sehe? und wenn es vollends zwey Menschen thun, die schon die Trauerschleppe des Lebens, nämlich das Alter, tragen, deren Haare und Wangen schon ohne Farbe; deren Augen ohne Feuer sind, und deren Angesicht tausend Dornen zu Bildern der Leiden ausgestochen haben; wenn diese sich umfassen mit so müden alten Armen, und so nahe am Abhange ihrer Gräber; und wenn sie sagen oder denken: „es ist uns Alles abgestorben, aber doch unsere Liebe nicht — o wir haben lange mit einander gelebt und gelitten, nun wollen wir auch zugleich dem Tode die Hände geben, und uns mit einander wegführen lassen“ — so rufet alles

in uns auf: o Liebe, dein Funke ist über der Zeit, er glimmt weder an der Freude noch an der Rosenvange; er erlischt nicht weder unter tausend Thränen, noch unter dem Sehnen des Alters, noch unter der Asche deines Geliebten. — Er erlischt nie, und du, Allgütiger, wenn es keine ewige Liebe gabe, so gäb' es ja gar keine!

JEAN PAUL FR. RICHTER.

FREUNDSCHAFT.

Auf einer Insel des Aegäischen Meeres, stand unter einigen uralten Pappelbäumen, vor Zeiten ein der Freundschaft geweihter Altar. Tag und Nacht brannte auf demselben ein reiner, und der Göttin wohlgefälliger, Weihrauch. Bald aber ward sie von feilen Arbeitern umringt, in deren Herzen sie nur eigennützig, oder schlechtgeknüpfte Verbindungen sah. Einst sprach sie zu einem Günstling des Königs Krösus: „Trage deine Opfer zu andern Tempeln; sie sind ja nicht an mich gerichtet, sondern an die Göttin des Glücks.“ - Einem Athener, welcher für Solon betete, dessen Freund er sich nannte, antwortete sie: „Du schliessest dich an einen weisen Mann, weil du seinen Ruhm zu theilen, und deine Laster in Vergessenheit zu bringen gedenkst.“ - Zu

zwey Samierinnen, welche sich vor ihrem Altar innig umarmten, sagte sie: „Geschmack an Ergötzlichkeiten verknüpft euch zum Schein; eure Herzen aber trennet schon Eifersucht, und bald wird es der Haß thun.“

Endlich kamen zwey Syrakuser, *Damon* und *Phietias*, beyde in den Grundfätzen des *Pythagoras* erzogen, und warfen sich vor der Göttin nieder. „Ich nehme eure Huldigungen an, sprach sie zu ihnen; ja, ich verlasse von nun an völlig eine nur zu lange durch beleidigende Opfer besleckte Stätte, und will förder keinen Wohnsitz, als eure Herzen. Gehet, und zeigt dem Tyrannen von Syrakus, der ganzen Welt, der Nachwelt, was die Freundschaft in Seelen vermag, welche ich mit meiner Kraft erfüllt habe!“

BARTHELEMY,

— Du, die mit gelinder Hand
Mir tiefe Wunden oft verband,
O Göttin! — Wohlthun ist dein Name —
O Freundschaft jeder Tugend Saame!
Du, unsers Wesens bester Theil,
Erhabne Leidenschaft des Weisen!

— — — — —
Ein Herz, das lang' im Stillen litt,
Mit Schwachheit und mit Irthum stritt,
Gern weihst du es zum Heiligthume,
Bewährest dich zum schönern Ruhme,
Gern unter Leidenschaften groß,
In gisterfüllter Kräuter Schoos
Blüht so die edle, kleine Blume. —
Fort aus der Freundschaft Heiligthume,
Ihr Stolzen, deren kalte Brust

Nicht brüderliche Nachsicht nähret,
 Die ihr aus Furcht nur Tugend ehret,
 Und schuldlos bleibt, weil keine Lust
 Das matte Blut in euch empöret!
 Das Paar der ersten Freunde war
 Gewiß ein unglücklich's Paar;
 Zwey Seelen ihres Daseyns müde,
 Durch gleiche Leiden sich verwandt,
 Von gleicher Neigung lang' entbrannt;
 Sie fanden sich, und fanden Friede,
 Und schlangen schmelzend Arm in Arm,
 Und trauten, von Empfindung warm,
 Sich ihres Herzens tiefste Schwäche
 Und mischten ihre Thränenbäche,
 Und drückten sich zum ew'gen Bund,
 Der Treue Kufs auf ihren Mund.

FR. W. GOTTER.

O wer erfand den Edelstein der Sprache,
 Die kurze Sylbe *Freund*? Er nannt' in ihr
 Des Lebens Trost, den Retter von Gefahren,
 Von Gram und Furcht, und Selbstbetrug und Noth;
 Den treuen Schatz von unserm Leid' und Freuden,
 Der Wunden Balsam, unsrer Augen Salbe,
 Des Herzens Arzt, von uns das beste Selbst.

*Aus den Gedanken einiger Bra-
 manen.*

Du Angeld auf ein besser Land,
 Sey hohe Freundschaft, mir gesegnet!
 Wo, durch des Adels gleichen Ton verwandt,
 Durch gleichen Sinn geweckt, der Geist den Geist
 begegnet;
 O süßer Tausch, in Wesen seiner Art,
 Wenn Seel und Seele sich zum hohen Bunde paart,
 Sich mit den heiftesten Gefühlen wieder finden,
 Sein Selbst in fremder Luft, in fremden Schmerz
 empfinden?
 Wo du, mit deinem Götterblick,

O Freundschaft, weilst, da weilt des Himmels
 Friede,
 Da weilt mit allen Segnungen das Glück,
 Und manche That, die in der Nachwelt Liede
 Noch lebet, keimt: Du leihst dem Geiste Schwin-
 gen,
 Und hebst ihn über sich empor,
 Lehrst niedere Begier ihn unter sich bezwingen,
 Und öffnest ihm der Ehre Thor:
 Das junge Leben wird durch deinen Reiz erhöht,
 Und ferne Hoffnungen, erwärmt von deiner Hand,
 Gehn schöner auf; von deinem Hauch umwehet,
 Lacht himmlischer vor ihm der Zukunft Zauber-
 land.

Der Vorwelt herrliche Heroen,
 Die Theseus, und die Pirithoen,
 Beschwuren einst am festlichen Altar,
 Auf welchem Blut und Wein die erste Weihe war,
 Den Todesbund, durch dich, für drohende Gefahr,
 Für Noth und Tod: dann stürzten sie die frohen
 Verschlungenen Seelen in die kühne Schlacht,
 Und niederlank des Drängers tolle Macht;
 Es schwang der Sieg den goldenen Flügel
 Ob ihrem Band, es eürte selbst das Glück
 Die Tugend hier mit der Belohnung Blick:
 Da scholl's die Thal' hinab, da rapscht' es durch die
 Hügel:

Triumph! Triumph dem Vaterland!
 Triumph dem neuen Brüderband!

CONZ.

— Wie entzückend

Und laß ist es, in einer schönen Seele
 Verhehrt uns zu fühlen, es zu wissen,
 Dafs unsre Freude fremde Wangen röthet;
 Dafs unsre Angst in fremden Busen zittert;
 Dafs unsre Leiden fremde Augen wässern,

SCHILLER.

Nur zwischen redlichen Menschen, wo
 wahre Gleichheit Statt findet, zwischen

Menschen, welche *einerley* Zwecke haben, kann Freundschaft gedacht werden. Zwischen schlechten, geschmacklosen Menschen, die sich einander immer unähnlich sind, ist Freundschaft unmöglich. Da unter Freunden, wie vor der allgemeingültigen Vernunft, der Unterschied des Ranges, worauf man so scharf in der bürgerlichen Gesellschaft hält, aufhört, so sieht jeder, wie wenig jemand für uns zuverlässige Freundschaft hat, wenn er einer Art von Heroismus bedarf, um sich hier oder dort für unsern Freund zu bekennen. So wie wir uns nirgends unsrer selbst schämen und uns verläugnen sollen, so sollen wir auch nirgends uns unsers Freundes schämen, ihn nicht bey Fürsten und Göttern verläugnen. Wer für seine Glückseligkeit Freunde sucht, der findet nimmermehr einen Freund, denn die Freundschaft bestehet ja darin, daß wir für den Freund alles hingeben. Unser Daseyn und unsern Freund sollen wir zur Veredelung unsers Willens haben.

K. L. POERSCHKE.

Moralische Freundschaft ist das völlige Vertrauen zweyer Personen in wechselseitiger Eröffnung ihrer geheimen Urtheile und Empfindungen, so weit sie mit beyderseitiger Achtung gegen einander bestehen kann.

KANT.

Unter Freunden herrscht nicht nur Gemeinschaft des Vermögens, sondern auch des Geistes und der Gedanken.

MENANDER, *der Komiker*.

Die Welt ist leer, wenn man nur Berge, Flüsse und Städte darin denkt, aber hie und da jemand wissen, der mit uns übereinstimmt, mit dem wir auch stillschweigend fortleben, das macht uns dieses Erdenrund erst zu einem bewohnten Garten.

GOETHE.

Wie Bienen aus duftenden Blumen Nektar saugen, so ziehen Menschen aus der Freundschaft *Weisheit* und *Vergnügen* — Zwillinge der Natur, die, sobald sie zertrennt werden, dahin sterben. — Hat man keinen Freund, dem sich der Geist mittheilen kann, so wird der gesunde Menschenverstand zu einem faulen Sumpfe. Versperrten Gedanken muß man Luft machen, oder sie verderben gleich einem Waarenballen, der nie gesonnt wird.

E. YOUNG.

Was kann das Leben schöner kränzen,
 Als Freundschaft, die das Herz erhöht?
 Hier sieh den Gottesfunken glänzen,
 Leis' auf den Altar hingeweht,
 Der auf der schönen Mitte steht,
 Wo Mensch und Engel traulich gränzen,
 Die auf den Weg durch Wüstenein
 Die bunten Lebensblüthen streun,

TIEDGE.

Unter Allem, was die Weisheit zu einem seligen Leben fordert, findest du nichts Höheres, nichts Kräftigeres, nichts Angenehmeres, als Freundschaft.

EPICUR.

Zu einer dauerhaften, innigen Freundschaft wird Gleichheit in Grundfätzen und Empfindungen erfordert. Fällt nicht eine der höchsten Glückseligkeiten bey einer solchen Verbindung, die Austauschung von Ideen und Meynungen, die Mittheilung verschwisterter Gefühle, die Berichtigung dunkler Ahnungen und Zurechtweisung in wichtigen Fällen alsdann weg, wenn unser Freund sich durchaus nicht in unsere Lage hineindenken kann, wenn ihm unsere Empfindungen gänzlich fremd sind? Es giebt Leute, die man nur bewundern darf, an welche man immer hinaufschauen muß, und diese Menschen verehrt man, aber — man liebt sie nicht, oder man verzweifelt wenigstens daran, von ihnen wieder geliebt zu werden. In der Freundschaft müssen beyde Theile gleichviel geben und empfangen können. Jedes zu große Uebergewicht von Einer Seite, alles was die Gleichheit hebt, stört die Freundschaft.

A. KNIGGE.

Den, welcher Tugend liebt, den bitte: Sey mein Freund!

PYTHAGORAS.

Bestrebe dich, *gut* zu seyn. Wenn du das bist, so scheue dich nicht, auch nach der *Freundschaft der Guten* zu streben.

XENOPHON.

Nicht der Glanz des kostbaren Goldes, nicht die Diamanten, nicht die Tafeln von

Silber, glänzen in dem hoffnungslosen Leben des Menschen, so in die Augen; nicht machen der reichen Saatèn unüberfiehliche Furchen so glücklich, als die *brüderliche Eintracht guter Menschen*.

PLATON.

Nur die *Freundschaft guter Menschen* ist moralisch-gut, und wird durch den täglichen Umgang immer enger: sie bessern sich von Tage zu Tage Einer den Andern, dadurch, daß ein jeder seine guten Eigenschaften immer vollkommener entwickelt, und Einer den Andern leitet. Denn Einer nimmt von dem Andern nur das an, was er billigen kann.

Gutes lernt man von Guten, sagt Theognis.

ARISTOTELES.

So *empfangen* wir von dem *besseren Menschen*, ohne zu wissen wie, den Saamèn seiner Aehnlichkeit; Er strahlt uns sein Bild ins Gemüth; und wir lernen froh — wie man sich selbst im Anschauen eines Andern verliert — lernen *Freundschaft*, Religion, Patriotismus — jede Tugend, alle Wahrheit.

F. H. JACOBI.

Jeder fühlt wohl zuweilen die *zwey Seelen* in sich streiten; aber das Vertrauen der Freunde macht stark und groß, und giebt der *bessern* das Uebergewicht.

Der Verf. der Agnes v. Lilien.

Nur Tugend, sage ich, gründet und erhält die Freundschaft; denn nur durch sie besteht Harmonie, Festigkeit und Treue. Wenn sie hervortritt und sich in ihrem Lichte zeigt, und eben dieses Licht auch bey einem Andern erblickt, so nähert sie sich demselben, und empfängt wiederum vom Andern, was sein ist.

CICERO.

O göttliche Freundschaft, nur in dir ist vollkommene Glückseligkeit! Du bist die einzige Bewegung der Seele, wo Uebermaafs erlaubt ist. — Leiterin meiner Schritte auf allen meinen Wegen — ohne dich ist der Mensch allein: *Aber durch deine Hülfe kann er sein Wesen verdoppeln, und im Andern, als Freunde, leben.*

VOLTAIRE.

Die Freundschaft verschwifert zwey gleiche Seelen in so innigem Verein, daß man die Spur ihrer Zusammenfügung nicht mehr wieder findet. Wenn man mich zwingt zu sagen, warum ich meinen Freund liebe, so empfinde ich, daß ich nicht anders antworten kann, als: weil *Er Ich selbst ist.*

MONTAIGNE.

Die Freundschaft ist *Eine Seele in zwey Körpern.*

ARISTOTELES.

D d

Haft du, was wenige haben, im großen Sinne des
 Wortes,
 Haft du, Beglückter! den Freund gefunden, in
 welchem dein Wesen
 Spiegelnd sich täglich reinigt von allen Makeln
 und Flecken;
 Welcher in dir nur athmet, dem theurer du bist,
 wie sein Leben;
 Stütze getrost dich auf ihn; er ist ein trefflicher
 Anker. —
 Weinberg' und Triften und mancherley Güter und
 Beyfall und Ehre
 Trösten dich nicht in Stunden des Trübfinns, in
 Tagen des Jammers,
 Wie der selten Gefündne, der Auserwählte dich
 tröstet.

CAROLINE RUDOLPHI.

Ein Freund kann für seinen Freund
 nichts auf *Unkosten seiner selbst* thun, — denn
 dieser Freund ist *Er selbst*. Welchen größ-
 fern Gewinn könnte er machen als die
 Glückseligkeit seines Freundes? Er könnte
 sein Leben für ihn geben, und würde in
 dem letzten Augenblicke, der vor diesem
 süßen Opfer vorhergienge, mehr leben als
 in zwanzig Jahren, die er bloß sich selbst
 gelebt hätte.

WIELAND.

Ich bin ein redlicher Freund, und be-
 trachte im Freunde den Freund; von der
 ganzen Frevler-Rotte kehrt sich mein Auge
 hinweg. Ich schmeichle Niemand aus tük-
 ckischer Seele; den ich einmal liebe und
 achte, den lieb' und achte ich von Anfang
 bis zu Ende.

PHOCYLIDES, *der Milesier*.

Verfchaffe dir folche Freunde, welche in ihren Gefinnungen und Reden nicht wanken.

EURIPIDES *der Tragiker.*

Schändlich, aber wahr ift es, dafs man gewöhnlich die Freundschaft nur nach dem Eigennutze mißt; man fieht eher nach dem, was Vortheil bringt als nach dem, was uneigennützig ift; mit dem Glücke fteht oder fällt die Treue.

OVID.

Wer nie Verräther am Freunde wird,
Der Mann hat grofse Ehre — fo urtheilt mein
Geift —

Ehre bey Göttern, Ehre bey Menfchen.

Aus den alten Skolien.

Ich höre von vielen, fagte Socrates, dafs ein ficherer und brauchbarer Freund von allen Gütern das befte fey: gleichwohl fehe ich auch, dafs fich viele um jede andere Sache eher, als um Freunde bewerben: Denn mir kommen täglich Leute vor, welche Häufer, Feldgüter, Leibeigne, Vieh und Hausgeräthe forgfältig anſchaffen, und was fie davon ſchon haben, zu erhalten ſuchen: dagegen fehe ich Viele, die einen Freund als das gröfste Gut rühmen, ohne darauf zu denken, wie fie ihn erlangen, noch wie fie ihn nach Möglichkeit beybehalten wollen. Sollte man aber einen rechtſchaffenen Freund nicht höher ſchätzen, als jedes andere Stück des Vermögens?

XENOPHON.

Demonax sah die Freundschaft als das größte Gut der Menschheit an, und diese Art zu denken war der Grund des allgemeinen Wohlwollens, das einen so festen Zug seiner Sinnesart ausmachte; es war genug, daß man ein Mensch war, um von ihm als eine zu seiner Familie gehörige Person angesehen zu werden. Dies hinderte nicht, daß er nicht mit einigen lieber umgieng, als mit andern: aber es machte, daß er sich von Niemanden gänzlich zurückzog, als von Menschen, die in einem so hohen Grad verderbt waren, daß er alle Hoffnung aufgab, sie bessern zu können.

LUCIAN VON SAMOSATA.

Süß ist des Glückes Genuß im traulichen Kreise
von Freunden;

Süß ist's, wenn die schwarzen Stürme des Schick-
sals uns schrecken,

Ins getrübe Auge des mitfühlenden Freundes zu
schauen.

EURIPIDES, *der Tragiker.*

Denken die Himmlischen
Einem der Erdgebohrnen
Viele Verwirrungen zu,
Und bereiten sie ihm
Von der Freude zu Schmerzen
Und vom Schmerzen zur Freude
Tief erschütternden Uebergang;
Dann erziehen sie ihm
In der Nähe der Stadt,
Oder am fernen Gestade,
Dass in Stunden der Noth
Auch die Hülfe bereit sey,
Einen rubigen Freund. —

GOETHE.

Eine kurze Zeit trennt die Verbindung der Bösen; die Freundschaft der Guten zernichtet keine Ewigkeit. —

Sey nicht zu voreilig, um Freundschaften zu schliessen, aber standhaft bey einmal geschlossenen. Denn der öftere Wechsel mit Freunden ist eben so unrühmlich als völliger Mangel an Freunden. — Willst du dich von der treuen Gesinnung deiner Freunde, ohne eigene Gefahr, überzeugen, so bewirkest du dies auf keine bessere Art, als wenn du dich dürftig stellest, oder als wenn du dich mit ihnen über gleichgültige Dinge als über wichtige Geheimnisse beredest. Wirst du getäuscht, so bist du vor Schaden gesichert; wo nicht, so hast du ihr Herz und ihren Charakter kennen gelernt. Ueberhaupt wirst du Freunde nie besser kennen lernen, als beym Verluste deines Vermögens, oder bey gemeinschaftlichen Gefahren. Denn wie das Gold durch Feuer, so werden Freunde durch Unglücksfälle geprüft. Am edelsten beträgst du dich gegen deine Freunde, wenn du ihren Bitten zuvorkömmst, und ihnen ungebeten, zur rechten Stunde, beyspringest. Denn das macht dir eben so wenig Ehre, wenn du dich von deinem Freunde durch Wohlthaten übertreffen, als wenn du dich von deinem Feinde durch böse Thaten besiegen lässest. Achtung verdient der Freund, der sich über deine Unglücksfälle betrübet, und dich im Glücke nicht beneidet: denn es giebt viele, die zwar das Schicksal ihrer un-

glücklichen Freunde zu Herzen fassen, und sie dennoch im Glücke beneiden. Von deinen abwesenden Freunden sprich bey deinen Anwesenden so, daß diese überzeugt werden, du würdest dich ihrer bey ihrer Abwesenheit eben so rühmlich erinnern.

ISOCRATES, *der Redekünstler.*

Ohne Urfach ist das Sprüchwort: in Nöthen erkennt man den Freund — nicht in Gebrauch kommen. Wahrlich darf niemand sagen, daß er mit einem Freund verwahret sey, er hab' ihn denn in seinen nothdürftigen anliegenden Sachen, dermaßen daß er ihn zuwendig und auswendig kenne, versucht und geprüft. Wiewohl nur der glücklich zu achten, dem nie vonnöthen ward, einen Freund dieser Gestalt zu probiren. Mögen aber doch auch die sich der Gnade Gottes berühmen, so in ihren Nöthen beständige und harthaltende Freunde gefunden haben.

ULRICH VON HUTTEN.

Wer die Freundschaft brechen kann,
 Fieng sie nie von Herzen an.
 Der ward fälschlich Freund genennet,
 Wer sich von dem Freunde trennet.

F. LOGAU.

Ein Freund in der Noth, wie erwünscht ist der nicht (wohl zu verstehen, wenn er ein thätiger, mit eignem Aufwande hülfreicher Freund ist)? — Die Freundschaft kann also nicht eine auf wechselseitigem

Vortheil abgezweckte Verbindung, sondern diese muß rein moralisch seyn, und der Beystand, auf den jeder von beyden von dem Andern im Falle der Noth rechnen darf, muß nicht als Zweck und Bestimmungsgrund zu derselben, — dadurch würde er die Achtung des andern Theils verlieren, — sondern kann nur als äußere Bezeichnung des inneren, herzlich gemeinten Wohlwollens, ohne es doch auf die Probe, als die immer gefährlich ist, ankommen zu lassen, gemeint seyn, indem ein jeder großmüthig den Andern dieser Last zu überheben, sie für sich allein zu tragen, ja sie ihm gänzlich zu verheelen bedacht ist, sich aber immer doch damit schmeicheln kann, daß im Falle der Noth er auf den Beystand des Andern sicher würde rechnen können.

Freundschaft ist, bey der Süßigkeit der Empfindung des bis zum Zusammenschmelzen in eine Person sich annähernden wechselseitigen Besitzes, doch zugleich etwas so *zartes*, daß wenn man sie auf Gefühle beruhen läßt, und dieser wechselseitigen Mittheilung und Ergebung nicht Grundsätze oder das Gemeinmachen verhütende, und die Wechselliebe durch Foderungen der Achtung einschränkende Regeln unterlegt, sie keinen Augenblick vor *Unterbrechungen* sicher ist. —

Auf alle Fälle aber kann die Liebe in der Freundschaft nicht *Affect* seyn; weil dieser in der Wahl blind und in der Fortsetzung verrauchend ist.

KANT.

Meide den Freund, der, was du auch sprichst, nur
 Beyfall dir lächelt,
 Tücke im Herzen, im Munde gefällige Worte nur
 führet;
 Den verscheuche von dir der feste Riegel am
 Thore.

EURIPIDES, *der Tragiker.*

Auf dieser Erde schlägt keine erhabnere
 und seligere Stunde als die, wo ein Mensch
 sich aufrichtet erhoben von der Tugend,
 erweicht von der Liebe, und alle Gefahren
 verschmäht und *einem Freunde zeigt, wie sein
 Herz ist.* Dieses Leben, dieses Erheben ist
 köstlicher als der Kitzel der Eitelkeit, sich
 in unnütze Feinheiten zu verstecken. Aber
 die vollendete Aufrichtigkeit steht nur der
 Tugend an: der Mensch, in dem Argwohn
 und Finsterniß ist, leg' immer seinem Busen
 Nachtschrauben und Nachriegel an, der
 Böse verschon' uns mit seiner Leichenöff-
 nung, und wer keine Himmelsthür' an sich
 zu öffnen hat, lasse das Höllenthor zu.

LEAN PAUL FR. RICHTER,

Es wäg' ein Freund, wie billig ist, mein Gutes
 an meine Fehler, und schlägt jenes vor,
 so neige seine Liebe sich dorthin.
 Gefällt es ihm auf diesen Fuß von mir geliebt
 zu seyn, so werd' ich ihn auf gleicher Wage wägen.

HORAZ.

Am meisten ist und wahrsten der mein Freund,
 Der warm, nicht heiß, das Gute, das ich habe,
 Und, streng nicht, doch genau, den Fehl auch
 sieht.

Hat dieser Freund ein Herz der Redlichen,
So liebt er mich, wie ich geliebt will seyn.

KLOPSTOCK.

Unter einem rohen Volke und unter dem gemeinen ist Freundschaft nur Mittel und *Rückwind* zum Weiterkommen, nicht Ziel und in die Brust geflogne *Lebensluft*; aber die Kultur, die überall mit dem Stahl des Körpers nur Funken der Seele schlagen will, erzieht das Herz für das fremde und lehret uns die *Freundschaft* höher achten als die *Zeichen und Vortheile der Freundschaft*. Wir lieben in der Wissenschaft, in der Tugend und in der Freundschaft anfangs die Renten derselben, dann sie selber auf Kosten unserer Renten. Die Freundschaft roher Zeiten und Menschen fodert nur einträgliche Thaten; die höhere Freundschaft begehrt nichts als ihr tausendföylbiges Echo.

JEAN PAUL FR. RICHTER.

Im Erdenthal ist Alles, Alles nichtig,
Die Zeit und das, was ihrer Saat entreift.
Die Liebe selbst, dies Rosenkind ist flüchtig,
So wie die Luft, die hin durch ihre Myrte streift;
Was *Freundschaft* thut und spricht, bleibt ewig unvergessen;
Sie altert nicht, was auch hinweg vom Leben trüuft.
Schön, wie Unsterblichkeit, geht sie durch die Cy-
pressen,
Sie läutert jedes Herz, das ihre Glut ergreift.

C. A. TIEDGE.

Die Freundschaft, dies Kind der Liebe.
Gilt wohl noch mehr, als die Liebe selbst.

GRECOURT.

Lieben — bis zur Leidenschaft; kann man jemand in der ersten Stunde da man ihn kennen lernt; aber eines *Freund* werden — das ist bey weitem eine andere Sache. Da muß Mensch mit Mensch in dringenden Angelegenheiten erst oft und lange verwickelt werden, der Eine am Andern vielfältig sich erproben, Denkungsart und Handlungsweise zu einem unauflöflichen Gewebe sich in einander schlingen, und jene Anhänglichkeit an den *ganzen Menschen* entstehen, die nach nichts mehr fragt, und von sich nicht weiß — weder woher noch wohin.

F. H. JACOBI.

Die Freundschaft ist die heiligste der Gaben;
 Nichts Heiligers konnt' uns ein Gott verleihn;
 Sie würtzt die Freud' und mildert jede Pein,
 Und einen Freund kann Jeder haben,
 Der selbst versteht, ein Freund zu seyn.
 Wer Engel sucht in dieses Lebens Gründen,
 Der findet nie, was ihm genügt;
 Wer Menschen sucht: der wird den Engel finden,
 Der sich an seine Seele schmiegt. —

Wer trüge wohl des Lebens Bürden,
 Die bald mit ihrem dumpfen Harm
 Ein schwaches Herz erdrücken würden:
 Gäß' uns die Freundschaft nicht den Arm?
 Da dehnt sich hin vor uns die dunkelgraue Weite,
 Durch die sich unser Weg, mit Nebelduft umringt,
 In ungewisser Krümmung schlingt:
 Ach! hier bedarf das Herz, daßs uns ein Herz be-
 gleite.

Was stärkt und tröstet uns, wann unsre Seele ringt?
 Wer krönt uns, wann der Sieg gelingt?
 Wer tritt, wann kalt die Welt zurückweicht, uns
 zur Seite?

Die Weisheit? Weisheit selbst spricht gern durch
einen Freund.

Und scherzt, wie mancher Weise meint,
Die Freundschaft nur am Rosenbusch der Jugend?
Nein! auch für Männer hat sie einen Ephenkranz.
Dort ist sie Huldgefühl, hier die umarmte Tugend;
Hier ist sie Wechselinn, dort ist sie Wechfeltanz.
Zwei Seelen, reif, wie edle Trauben,
Geläutert und geprüft, wie Gold,
Die heilig an einander glauben:
Die athmen Freundschaft! — Nennt's, ihr Weisen,
wie ihr wollt!

Sie steh'n, ein Zweigestirn, an Einer Himmelsstelle,
Kaum achtend auf die Wasserfälle,
Durch die der Strom der Dinge rollt.

C. A. TIEDGE.

Auf diese Erde sind Menschen gelegt
und an den Fußboden befestigt, die sich
nie aufrichten zum Anblick einer Freundschaft,
welche um zwey Seelen nicht erdigte,
metallene und schmutzige Bande legt,
sondern die geistigen, die selber diese Welt
mit einer andern und den Menschen mit
Gott verweben. Solche zum Schmutz Erniedrigte
sind es, die gleich den Reisenden,
den Tempel, der um die Alpen Spitze hängt,
von unten für schwebend und bodenlos ansehen,
weil sie nicht in der Höhe auf dem
großen Raume des Tempels selber stehen,
weil sie nicht wissen, das wir in der
Freundschaft etwas Höheres als unser Ich,
das nicht die *Quelle* und der *Gegenstand* der
Liebe zugleich seyn kann, achten und lieben,
etwas Höheres, nämlich die Verkörperung
und den Widerschein der Tugend,

die wir an uns nur *billigen*, aber an andern erst *lieben*.

JEAN PAUL FR. RICHTER.

Man raubt der Freundschaft das liebenswürdigste Band, wenn man glaubt, daß der *Vorthail* Freundschaften stifte. Denn weniger ist der *Nutzen*, den uns ein Freund verschafft, als seine *Liebe* zu uns, was uns beglückt; und nur seine *Zuneigung* zu uns macht das angenehm, was er zu unserm Besten thut,

CICERO.

Die wahre Freundschaft ist reine, edle Liebe, ist innige, völlige Vereinigung der Herzen, welche die wahrhaftigste Theilnehmung an allen Freuden und Leiden des Andern, die größte gegenseitige Offenheit und Vertraulichkeit, den uneigennützigsten Dienstleister zeuget, und den Freund mit seinem Freunde in Rücksicht auf Gesinnungen und Empfindungen so verbindet, daß sie beyde gleichsam nur *Ein Ich* ausmachen.

ZOLLIKOFER.

Da sind die Bande ächter Freundschaft, wo zwey etwas anfassen, wie rechte und linke Hand, um es zu *Einem* Werke zu bilden; zwey etwas mit einander fortbewegen, wie beyde Füße den Leib. — Weg mit dem, welcher sagt, eine solche Freundschaft sey auf Eigennutz gegründet! Der Gegenstand, warum beyde sich vereinigen, ist ihnen nur *Medium* einer den andern zu

empfinden; Sinn, Organ. Nicht denjenigen liebe ich ja am meisten, der das meiste für mich thut, sondern den, mit welchem ich das meiste ausrichten kann. — *Eigenliebe*? Alles soll *Eigenliebe* seyn! Was gehe ich mich selbst dann mehr an, als mich andere angehen; ich, der ich nur im *andern* mich fühlen, schätzen, lieben kann? —

F. H. JACOBI.

Von jeher haben die bessern Menschen verwandte Seelen aufgesucht, denen sie sich ganz mittheilten, in denen sie erst recht das Leben genossen, jede Freude doppelt fühlen könnten, und wenn sie sie fanden, Königreiche verachten können, weil alle ihre Wünsche erfüllt waren.

Oft war es eine Reihe von Erfahrungen, wie sehr sie für einander geschaffen wären, die sie immer mehr einigten, bis endlich das Band der Freundschaft unauflöslich ward. Zuweilen war es *der Augenblick*, da sie zuerst sich sahen, das *erste Lächeln*, der *erste Händedruck*, *eine Umarmung*, und sie waren Eins, ewig Eins; verstanden sich, als ob sie sich Jahre lang gekannt hätten; wären gern, wär's möglich gewesen, Arm in Arm geschlungen aus dem Leben, das ohne gegenseitigen Genuß Einöde, Tod für sie war, weggegangen. — Ach! sie ist Wenigen geworden, diese Glückseligkeit!

A. H. NIEMEYER.

Vollkommen ist die Freundschaft des Guten, und derer, die an Tugend einan-

der ähnlich sind. Denn ihr Wohlwollen für einander äussert sich in dem Grade, als sie selbst gut sind. Sie sind an und für sich gut, und diejenigen, die dem Freunde um sein selbst willen Gutes wünschen, sind die innigsten Freunde: denn was sie sind, sind sie durch sich selbst, nicht durch Zufall. Ihre Freundschaft dauert also, so lange sie selber gut sind: Tugend aber ist etwas dauerndes.

ARISTOTELES.

Die Freundschaft, dies heiligste Gut, gehört der Tugend, und nicht dem Glück zu.

BOETHIUS.

Sohn, die Freundschaft mit den Bösen,
mit Gleichgültigen und Guten
sey dir ja nicht Einerley!

Ein Tropfe Regenwasser
fiel auf ein glühend Eisen,
und war nicht mehr.

Er fiel auf eine Blume,
und glänzte als eine Perle,
und blieb ein Tröpfchen Thau.

Er sank in eine Muschel
zur Segenreichen Stunde,
und ward zur Perle selbst,

Aus den Gedanken einiger Bramanen.

Wahre Hochschätzung und Zärtlichkeit
des Herzens heisst Freundschaft. Menschen

die einer solchen Freundschaft fähig sind, fordern nichts Unbilliges: denn nur *gute Leute* können *Freunde* seyn.

GARVE.

Wer an *Freundschaft* glaubt, muß nothwendig auch an *Tugend*, an ein Vermögen der *Göttlichkeit im Menschen* glauben, wer an ein solches Vermögen, oder an *Tugend* nicht glaubt, kann auch unmöglich an wahre eigentliche Freundschaft glauben; denn beyde gründen sich auf eine und dieselbe Anlage zu *uneigennütziger, freyer, unmittelbarer, und darum unveränderlicher Liebe*.

F. H. JACOBI.

Ein Freund ist die Krone des menschlichen Lebens; Jünglinge, Freundschaft ist köstlicher denn Frauenliebe. Die Liebe ist der Schatten am Morgen; mit jedem Augenblick wird er kleiner; Freundschaft aber der Schatten am Abend, er wächst, bis die Sonne des Lebens sinkt.

A. LAFONTAINE.

Freundschaft und Liebe lassen die Landstrasse bey Seite, und schlagen den Richtsteig ein; sie wandeln die enge Strasse, die Wenige finden, und die von Wenigen gesucht wird. Beym Verlust des Freundes will der Freund nachsterben; — was soll ihm das Leben, da seine Hälfte nicht mehr ist? Nichts als dieser Verlust interessirt ihn, und es ist eine schrecklich schöne Lage der Freundschaft, nach jenem Verluste nichts

mehr zu verlieren zu haben! Wenn gleich die Zeit, welche die besten Feueranstalten besitzt, den Brand der Leiden des Freundes zuweilen zu löschen scheint; so bricht doch alles sehr leicht wieder in neue Flammen aus, und ein Wort, ein Laut, kann sie aufregen.

HIPPEL.

O die Tugend selber giebt keinen Trost, wenn du einen Freund verlohren hast, und das männliche Herz, das die Freundschaft durchstochen hat, blutet tödlich fort, und aller Wundbalsam der Liebe stillt es nicht. —

JEAN PAUL FR. RICHTER.

Hand in Hand gefchlungen ist das Bild der Freundschaft. Herzen und Hände knüpfen sich zu einem gemeinschaftlichen Zwecke — so fest, so genau, daß nichts als der Tod sie zu trennen vermag. Es ist eine mächtige Erquickung für zwey gesellschaftliche, wohlgekannte Herzen, die alle Gedanken, und Empfindungen mit einander theilen; die einen gleichgestimmten Geschmack an allem, was schön, was edel, was erhaben, was nach dem unveränderlichen Urtheil der Vernunft und eines unschuldigen Gewissens durchaus lebenswürdig ist, zusammenbringen.

LAVATER.

Das Bild der Alten von der *Freundschaft*, „die beyden in einander gefchlungenen Hände“ scheid-

nen mir das beste Sinnbild ihrer Vereinigung, ihres Zweckes und Genusses zu seyn; bedeutender als die zwey *gleichgestimmten Saitenspiele* „diese drücken nichts aus, als *Geselligkeit*, die lange noch nicht *Freundschaft* ist. Ein gefelliger Mensch ist leicht und wohlgestimmt, er stimmt sich selbst leicht zu jeder Gesellschaft, und so stimmt sich auch diese leicht zu ihm. Er drückt niemand mit seinem Daseyn, er verengt keinen, und so ist jedermann gern um ihn: man ist auch auf einen gewissen Grad mit ihm vertraut, weil man fühlt, der Mensch habe nichts Arges. Charaktere der Art sind zum täglichen Umgange gut: aber *Freundschaft* — welches ein anderes, heiliges Band ist diese! Herzen und Hände knüpft sie zu *Einem gemeinschaftlichen Zweck* zusammen, und wo dieser *Zweck augenscheinlich*, wo er *fortwährend, anstrengend*, selbst *unter* oder *hinter Gefahren* vorliegt: da ist das Band der Freundschaft oft so genau, fest, und herzlich, daß nichts, als der Tod es zu trennen vermochte. Der Phalanx griechischer Freunde im Kriege, die alle wie Einer siegten, oder starben; jene hellen *Zwillingsgestirne* der Freundschaft, die unter allen Nationen, Hebräern, und Griechen, Scythen, und Wilden aus der Nacht der Zeiten hervorglänzen und dem menschlichen Herzen so wohlthun, wodurch waren sie Freunde? Ein gemeinschaftlicher Zweck verband sie: Gefahr zog den Knoten zusammen: erprobte Treue, fortgehender wachsender Eifer, glorreiche Mühe, gemeinschaftlicher Genuß der Mühe, Noth und

Tod endlich machten den Knoten unauflöslich. Wie wahr ist's, was jener Freund von seinem Freunde singet: *Deine Liebe war mir mehr als Frauenliebe!* Die Schöpfung kennt nichts Edleres, als zwey freywillig, und unauflöslich zusammengeschlungene Hände, zwey freywillig Eingewordene Herzen und Leben. —

Ueberhaupt ist ein *gemeinschaftliches Leben* das Mark der wahren Freundschaft: *Aufschluß* und *Theilung* der Herzen; innige *Freude* an einander, *gemeinschaftliches Leid* mit einander, *Rath*, *Trost*, *Bemühung* *Hülfe* für einander sind ihre Kennzeichen, ihre Süßigkeiten und innere Belohnung. Was für zarte Geheimnisse giebt's in der Freundschaft! Delikatessen, als ob die Seele sich in des andern Seele unmittelbar fühle, und vorahnend seine Gedanken so richtig erkenne, als obs ihre eignen Gedanken wären. Und gewiß, die Seele hat zuweilen Macht, sie so zu erkennen, so in des andern Herz unmittelbar, und innig zu wohnen.

Die Glut der Freundschaft ist reine erquickende Menschenwärme. Die beyden Flammen auf Einen Altar spielen in einander, heben und tragen frohlockend einander, und oft noch in der Stunde der traurigen Scheidung schweben sie fröhlich und einig ins Land der reinsten Vereinigung, der treuesten, untrennbaren Freundschaft liegend empor. HERDER.

Man sage nicht, dafs eine so weit getriebene Freundschaft zur Strafe wird, und

dafs man schon genug an seinen eigenen Leiden zu tragen hat, ohne die der Andern zu theilen. Der kennt diese Empfindung nicht, wer sich vor ihren Folgen fürchten kann. Die andern Leidenschaften sind mit Quaalen begleitet; die Freundschaft hat nur solchen Kummer, welcher ihre Bande fester knüpft. Wenn freilich der Tod... Doch wir wollen eine so traurige Vorstellung entfernen; oder vielmehr, wir wollen sie benutzen, um zwey grofse Wahrheiten tief in unsere Seele zu fallen: die eine, dafs wir von unseren Freunden, während ihres Lebens, so denken müssen, als wir denken würden, wenn wir sie verloren hätten; die andere — eine Folge jener ersten — dafs wir uns ihrer erinnern müssen, nicht bloß wann sie abwesend, sondern auch wann sie gegenwärtig sind.

BARTHELEMY.

O seelig, wer sein Erdenleben
 An liebem Freundesarm durchweilt!
 Ihm wird zum leichten Frühlingsaufel
 Der Donner, der sein Haupt umhüllt;
 Ihm wird der Schwermuth Rabendunkel
 Zu leichtem Morgenfönnenglanz,
 Zu Maieuregen Hagelwetter,
 Und Dorngeflecht zum Blumenkranz.

KOSEGARTEN.

Die Freundschaft von der besten edlern Art, und die von Stand, und andern Glücke so unabhängigen häuslichen Freuden, welche nur der Mensch von ausgebildetem Geiste, und von veredeltem Her-

zen in ihrer ganzen Fülle, und Wonne zu schmecken fähig ist — welches Bittere wird durch diese nicht verfuset, welches Süsse durch diese nicht gewürzt?

C. W. SNELL.

Schön ist es, in den Armen eines Freundes, wissen ein Freund zu seyn! Balsam gießt der Freund in das verwundete Herz des Leidenden, giebt seinem Leben neuen Reiz, und seinen Freuden die beste Würze.

Welche Wohlthat ist grösser, als die, welche ein Bruder dem andern erweist, daß er zur Erreichung des höchsten Gutes, zur Veredlung seines Geistes, zur Erhöhung seiner moralischen Würde beförderlich ist!

H. G. DEMME.

Ich suche die Schätze der Weisen auf, welche in ihren Schriften enthalten sind, und gehe sie mit meinen Freunden durch. Finden wir denn etwas Gutes, so zeichnen wir solches aus, und halten es für einen grossen Gewinn, wenn wir einander nützlich werden.

SOCRATES beym XENOPHON.

Was heissen *Freunde nach der Vernunft*? Menschen, die in ihren Meynungen, Neigungen, und guten Absichten mit einander übereinstimmen, oder übereinzustimmen suchen. — O wie reizend wird Freundschaft, wenn sie auf Natur, und Tugend sich gründet! Man sondre den Begriff der

Tugend von der Freundschaft ab, so verschwindet ihr Werth, und ihr heiliger Glanz verlieret sich nicht selten in die Finsterniß des Eigennutzes, und der niedrigsten Selbstliebe. Gehört die Tugend nicht zur Freundschaft, so sind sie Strafsenräuber bey ihren gleichen Absichten rühmliche Freunde; denn sie befördern ihren beyderseitigen Vortheil oft nach Regeln einer gewissen Billigkeit und Liebe.

GELLERT.

Seelen, die für einander geschaffen sind, streben einander entgegen, wie, und wo sie sich antreffen.

THÜMMEL.

Nur flüchtige Minuten währet
Der Wollust Honigsüßigkeit:
Allein der Freundschaft Seegen nähret
Das Herz durch alle Lebenszeit,
Ein Tröpfchen Thau hast du in jener;
In dieser einen Diamant;
Und funkelt dieser gleich nicht schöner:
So weicht doch schon dem Hauche jener;
Dem Strahl thut dieser Widerstand,
Der eine borget seine Helle
Von einem fremden Strahle blos;
Der Andre trägt an dessen Stelle
Sein Urlicht in selbst eignem Schoos,
Und funkelt auch in dunkler Zelle.

BÜRGER.

Der ganze Reiz des Umgangs unter wahren Freunden liegt allein in der *Offenheit des Herzens*, wo jede Empfindung, und jeder Gedanke gemeinschaftlich ist, wo

jeder sich so fühlt, als er seyn soll, und jeder sich zeigt, wie er ist. Man habe nur einen Augenblick eine geheime Intrigue, eine Verbindung, die man verbergen will, oder irgend eine Ursach der Zurückhaltung, und des Verheimlichens – gleich ist alle Freude des Umgangs weg: Einer fühlt sich von dem andern gedrückt, man sucht sich loszureißen; begegnet man sich, so möchte man schnell ausbeugen – und leicht führen dann Behutsamkeit, und kalte Höflichkeit zu Mißtrauen, und Entfernung. Ist's ein Mittel sich lange zu lieben, wenn Einer den Andern fürchtet?

ROUSSEAU.

Unter allen Banden, welche Menschen miteinander verknüpfen, ist keines edler, keines fester, als das, welches zwey verständige rechtschaffene, in ihrer Denkungsart ähnliche Männer, durch vertrauten Umgang zusammenhält; der vornehmste Grund dieser Verbindung ist die Tugend, oder die moralische Güte. Diese ist es, welche, wenn sie sich in dem Betragen eines Menschen zeigt, das Herz anderer für ihn geneigt macht, und sie zur Freundschaft gegen ihn vorbereitet. Wenn nun zu diesen an sich schätzbaren Eigenschaften der Seele, noch von beyden Seiten, Aehnlichkeit des Temperaments, der Denkungsart, der Neigung hinzukömmt: so ist nichts, was die Zuneigung solcher Menschen an Innigkeit, die Verbindung derselben an Festigkeit übertreffen sollte. Denn da sie einerley

Endzweck, einerley Lieblingsbeschäftigungen haben: so muß jeder an dem Umgange des andern Vergnügen finden, als in dem Umgange eines zweyten Selbst. Und daraus entsteht das, was *Pythagoras* in der Freundschaft verlangt, daß *aus zwey Personen nur Eine wird.*

CICERO.

Wenn du nach reifer Ueberlegung Einen zum Freund aufnimmst, so öffne ihm dein ganzes Herz — einem andern gehört der Name *Freund* nicht. Gegen Jedermann, oder gegen Niemand sich aufschliessen ist so gut ein Fehler, als rastlos unruhig seyn, oder nie aus der Ruhe kommen.

SENECA.

Um einen Freund von edler Art zu finden,
 Mußt du zuerst das Edle selbst empfinden,
 Das dich der Liebe würdig macht,
 Hast du Verdienst, ein Herz voll wahrer Güte,
 So Sorge nicht: ein ähnliches Gemüthe
 Läßt deinen Werth nicht aus der Acht.
 Der Jüngling ist beglückt, dem sich ein Freund er-
 giebt
 Der auch zur Weisheit will, der auch die Tugend
 liebt;
 Und muthig die Gefahr der Reise mit ihm theilet;
 Ihn anspornt, wenn er steht; ihm folget, wenn er
 eilet.
 Ihn aufweckt, wenn er schläft und ihn Gefahr be-
 dräut;
 Und seine Pflicht ihn lehrt, eh' er sie noch ent-
 weilt.

GELLERT.

Mit dem Bewußtseyn einen redlichen Freund an seiner Seite zu haben, fühlt man sich in der Fremde so einheimisch, als man sich ohne diesen Umstand in seiner Vaterstadt fremd fühlen kann.

THÜMMEL,

Gar freundliche Gesellschaft leistet uns
 Ein ferner Freund, wenn wir ihn glücklich wissen.
 Ach, in der Ferne zeigt sich alles reiner,
 Was in der Gegenwart uns nur verwirrt!
 Vielleicht wirst du erkennen, welche Liebe
 Dich überall umgab, und welchen Werth
 Die Treue wahrer Freunde hat, und wie
 Die weite Welt die Nächsten nicht ersetzt.

GOETHE.

Der Himmelsstrich, in welchem ein geliebter Freund athmet, ist doch immer der schönste — die Blumen blühen dort schöner, die Vögel singen angenehmer. Wie es eine Venus Urania, und eine Aphrodite giebt, so giebt es auch zweyerley Freundschaften: eine von aussen fein, stämmig grün, saftig, für was Rechts parirend, inwendig aber — hohl, trocken, und schwammig; und eine, die das Band edler, gleichgestimmter Seelen ist, die sie antreibt, gemeinschaftlich nach allem, was schön, wahr und gut ist, zu streben. — Die Griechen nannten sie den heiligen Bund tugendhafter Seelen, wodurch sie sich zur Ausübung der schönsten Tugenden vereinigten. Sie ist eine nie versiegende Quelle der reinsten Freuden in diesem Erdenleben, — ein Vorgenuss sowohl als eine Vor-

bereitung zu den höhern Seeligkeiten einer
bessern Welt.

DIETLS.

Von all dem rauschenden Geleite,
Wer harrte liebend bey mir aus?
Wer steht mir tröstend noch zur Seite,
Und folgt mir bis zum finstern Haus?
Du, die du alle Wunden heilest,
Der *Freundschaft* leise zarte Hand,
Des Lebens Bürden liebend theilest,
Du, die ich frühe suchte, und fand. —

SCHILLER.

Schmachtetst du des Lebens müde,
Und winket dir die lange Ruh,
So steht zu deines Lagers Haupte
Dein Freund, und blickt dir Tröstung zu.
Und schläfft du nun im Schoos der Erden,
So streut er Blumen auf dein Grab —
O seelig, seelig, wenn der Himmel
Die Perle, *Freundesliebe* gab!

KOSEGARTEN.

G E N U S S.

Was das Leben für uns für einen Werth habe, wenn dieser bloß nach dem geschätzt wird, *was man genießt*, ist leicht zu entscheiden. Er sinkt unter Null; denn wer wollte wohl das Leben unter den Bedingungen, oder auch nach einem neuen, selbst entworfenen (doch dem Naturlaufe gemäßen) Plane, der aber auch *bloß* auf Genuß gestellt wäre, aufs neue antreten!

KANT.

Wenn ein Tag Erfättigung uns ein Jahr Genuß nimmt: so ist es eine schlechte Philosophie, stets so weit zu gehen, als uns unsere Begierde führt, ohne zu erwägen, ob wir nicht vielmehr an dem Ende unserer Kräfte, als unserer Laufbahn seyn werden,

und ob unser Herz nicht vor uns sterben werde.

ROUSSEAU.

Der Mensch hat länger mit seinem Geiste zu leben, als mit den Sinnen; er sey also so weise, die Vergnügen des Einen eifriger zu suchen, als die der Anderen.

MERCIER.

Der Mensch ist so geneigt sich mit dem Gemeinsten abzugeben. Geist und Sinne stumpfen sich so leicht gegen die Eindrücke des Schönen und Vollkommenen ab, daß man die Fähigkeit es zu empfinden, bey sich auf alle Weise erhalten sollte. Denn einen solchen Genuss kann niemand ganz entbehren, und nur die Ungewohntheit etwas Gutes zu genießen ist Ursache, daß viele Menschen schon am Albernem und Abgeschmacktem, wenn es nur neu ist, Vergnügen finden. Man sollte alle Tage wenigstens ein kleines Lied hören, ein gutes Gedicht lesen, ein treffliches Gemälde sehen, und, wenn es möglich zu machen wäre, einige vernünftige Worte sprechen.

GOETHE.

Aus dem Genuss der Tugend entspringt die Idee eines Tugendhaften; aus dem Genuss der Freyheit die Idee eines Freyen; aus dem Genuss des Lebens die Idee eines Lebendigen; aus dem Genuss des Göttlichen die Idee eines Gottähnlichen — und Gottes.

F. H. JACOBI.

— — Der Gott in meiner Seele
 Flüsterte mir leise zu:
 Aus der Stunde, die du nützeſt,
 Quillt dein Eigenthum, die Ruh'!
 Du biſt nicht, was du beſitzeſt,
 Was du thuſt, nur das biſt du! —

C. A. TIEDGE.

Anders genieſt der bloß ſinnliche, und
 anders der ſinnlich-verſtändige Menſch.
 Anders als ſie der bloß ſinnlich-vernünftige
 — der Kluge; anders als ſie, und dieſer,
 der zugleich ſittlich-vernünftige; anders
Alcibiades, und anders *Socrates*. Jener ſtrebt
 nach Genuß, vermittelt viel umfaſſender
 Plane und Entwürfe, theils um des Genußes
 an ſich, und theils um dieſer Plane willen,
 die ſelbſt Gegenſtand des Vergnügens für
 ihn ſind. Das Wohl und Weh der andern
 vernünftigen Weſen außer ihm wird nur
 in ſo fern mit in Anſchlag gebracht, als es
 mittel- oder unmittelbar auf ſein eigenes
 Wohl und Weh einfließt. Er lebt, um zu
 genieſſen, und keunt kein höheres Gut, als
 dieſen Genuß, und dieſes Genußvolle Leben.
 Dieſer — der moralisch-geſinnte — hält jedes
 Vergnügen, das ſinnliche wie das geiſtige,
 die Luſt am Schönen, und ſelbſt das Gefühl
 des Erhabenen bloß für Mittel, denen er nur
als ſolchen einen Werth beylegt, nemlich in
 Beziehung auf ſeinen höchſten Zweck, auf
 ſeine Sittlichkeit. Könnte ihm dieſe entriſſen,
 könnte ſein Daſeyn bloß auf ein Haben,
 ohne ein Seyn, auf ein Genieſſen ohne das
 Bewußtſeyn der Würdigkeit oder Unwürdigkeit
 dieſes Genußes eingeſchränkt wer-

den; so würde für ihn aller Werth des Lebens aufhören.

C. DAUB.

Durch den *Durst* nach Genuss gelangen wir in die drückendste Dependenz von Kleinigkeiten, und menschlichen Launen; ihm verdanken wir einen Theil der übergrossen Schätzung dessen, was fremd ist, indem wir nicht wissen, was wir haben, und vermögen, und er ist es endlich auch, welcher uns auf der Stufe der Nachahmung festhält, und jenes Selbstgefühl raucht, das zur Entwicklung eigener Kräfte, so wie zur Zufriedenheit mit uns selbst, äusserst nothwendig ist.

Der Vf. d. B. über den Menschen.

Fürwahr ohne Ernst ist in der Welt nichts möglich, und unter denen, die wir gebildete Menschen nennen, ist eigentlich wenig Ernst zu finden, sie gehen, ich möchte sagen, gegen Arbeiten und Geschäfte, gegen Künste, ja gegen Vergnügungen nur mit einer Art von Selbstvertheidigung zu Werke, man lebt wie man ein Pack Zeitungen lieft, nur damit man sie loswerde, und es fällt mir dabey jener junge Engländer in Rom ein, der Abends, in einer Gesellschaft, sehr zufrieden erzählte: dafs er doch heute sechs Kirchen und zwey Gallerien bey Seite gebracht habe. Man will mancherley wissen und kennen, und gerade das was einen am wenigsten angeht, und man bemerkt nicht, *dafs kein Hunger dadurch gestillt wird, wenn man nach der Luft schnappt.*

GOETHE.

Genuss ist nothwendig, er erfrischt, und belebt die Kraft zu neuem Kampfe. Stete Anstrengung zerrüttet und zerstört unvermeidlich, wie steter Genuss erschlaft und auflöst. Es ist widersprechend, den Genuss zum Zweck des Lebens zu machen; denn der Mensch gelangt nur in der Natur zum Daseyn, deren Gesetze den seinigen unendlich widersprechen. Das Leben ist ein ernstler Kampf, die kleinste Unmäßigkeit im Genusse bestraft sich selbst. Nach diesem Gesetz der Natur müssen Menschen, die sich zum Genuss der Liebe verbinden, ihren kurzen Raufsch so hart bestrafen. Andere, die sich zu ernster That verknüpfen, und im Genusse nur ausruhen, werden, durch die Reinheit und Beständigkeit ihres Genusses belohnt. — Der Genuss hat um so mehr Werth, je selbstthätiger er ist, je mehr er sich dem *Schönen* nähert, in welchem sich das *Gute* mit dem *Angenehmen* vermählt. Er muss frey, darf nicht Mittel zu einem Zwecke seyn. *Absichtlicher Genuss wäre Geschäft, und nicht Genuss.*

FRIEDR. SCHLEGEL.

Bedenkt, was ihr lange wist, und prägt es euch tief ein: das der Mensch nur ein bestimmtes, sehr eingeschränktes Vermögen zu geniessen hat; das wenn er Mittel des Genusses in zu grosser Menge sucht, er nur Mühe und Ungemach erbeutet. Ein Gefäss, dem man mehr zugießt als es halten kann, muss, um dem Ueberflusse Raum zu geben, von seiner ersten Fülle in gleichem Maasse

von sich lassen. So der Mensch, der sich alles zu verschlingen sehnt: um neues zu gewinnen, muß er altes daran geben. Auch soll der noch kommen, der sich rühme, auf diesem Wege sein Glück gemacht zu haben. Im Gegentheil fühlen alle, die ihn wandeln, sich je länger, je elender; können's aber nicht begreifen; ihr Taumel verhindert sie zu sehen, daß jene Freuden, die dahinten blieben, die besseren waren. Aber- und abermals rennen sie nur wieder schneller voran, streben aber- und abermals nach *mehr*, meinen immer, es liege nur daran, daß ihnen dieses und jenes noch fehle, und werden so täglich unfähiger zu erkennen, daß sie immer mehr, und besseres zurücklassen, von allem wahren Genusse sich täglich weiter entfernen, daß sie erkünstelte, elende, von Gott und der Natur verlassene Udinge werden.

F. H. JACOBI.

Das sicherste Merkmal eines wahrhaft ruhigen Geistes ist das häusliche, und allem Weltgetümmel entzogene Leben. Diejenigen, welche sich immer bestreben, ihr Glück von Aussen zu suchen, werden sicherlich es nie in sich selbst finden. Die Menge und Abwechslung der Unterhaltungen scheint wohl zum Genusse beyzutragen, daher deucht auch ein immer sich gleiches Leben Ueberdruß zu erregen; allein bey genauerer Prüfung wird man im Gegentheil finden, daß der süßeste Genuss der Seele in

der Mäßigkeit bestehe, die weder Unerfättlichkeit noch Eckel zurücläfst.

ROUSSEAU.

Wem ererbte Reichthümer eine vollkommene Leichtigkeit des Daseyns verschafft haben; wer sich, wenn ich mich so ausdrücken darf, von allem Beywesen der Menschheit, von Jugend auf, reichlich umgeben findet, gewöhnt sich meist diese Güter als *das Erste und Größte* zu betrachten, und den *Werth einer von der Natur schön ausgestatteten Menschheit* wird ihm nicht so deutlich. — Das Betragen der Vornehmen gegen Geringere und auch unter einander, ist nach äußeren Vorzügen abgemessen: sie erlauben jedem seinen Titel, seinen Rang, seine Kleider und Equipage, nur nicht seine Verdienste geltend zu machen. —

Aber scheltet sie nicht darüber, sondern bedauert sie vielmehr. Denn von jenem Glück, das wir als das höchste erkennen, *das aus dem innern Reichthum der Natur fließt*, haben sie selten eine erhöhte Empfindung.

GOETHE.

Wer gar keinen andern Maassstab seines Werthes kennt, oder zu Rathe zieht, als das Wohlgefallen, welches die Welt an seinem Umgange findet: der wird, wenn er nicht unter ausgezeichnet vortreflichen Menschen lebt, von dem Streben nach den höchsten Endzwecken seiner Natur eher abgezogen, als zu denselben ermuntert. Er

lernt sich selbst wegen geringerer, von Natur und Glück ihm bloß geschenkter Vorzüge, übermäßig schätzen, und die edleren, welche er sich selbst erwerben sollte, — wahre Einsichten und Tugenden, als für den Weltmann zwecklos und unbedeutend, vernachlässigen.

GARVE.

Der grobe sinnliche Genuss *verwandelt in sich* und zerstört den Gegenstand, nach dem wir begehren. Er ist also *lebhaft*: denn hier findet völlige Vereinigung statt; allein er ist auch *grob und vorübergehend*. — Je geistiger der Genuss ist, desto *daurender* wird er, desto mehr ist auch sein Gegenstand *ausser uns daurend*. Lasset uns aber auch immer dazu setzen, desto *schwächer* ist er: denn ein Gegenstand *ist*, und *bleibt* außer uns, und kann eigentlich nur im Bilde d. i. wenig, oder gar nicht mit uns Eins werden. Das Auge wird zu sehen nimmer satt: denn wie wenig erhält das Herz im Sehen! wie wenig kann uns zum innigsten Genuss der bloße Lichtstrahl geben! —

Unvermerkt kommen wir auf die dem Schein nach daurendste, aber auch für unsere Sterblichkeit am wenigsten befriedigende Art des Genusses, den *Ideengenuss* körperlicher Schönheit, oder wie es die Schwärmer nennen, den Genuss platonischer Liebe. Platon giebt zu ihr seinen Namen unrecht her: denn er redet von geistigen Ideen, die mit dem Geist genossen werden müssen, und ja auch nicht anders genossen werden kön-

nen: nicht aber von einer wahnsinnigen *Vergeistung* der Körper, aus der oft eine nur zu grobe Verkörperung wird. Geistige Eigenschaften und Gegenstände kann der Geist genießen; ihre Vereinigung mit ihm ist rein, und so ruhig als jener alte Hymnus Gott sprechen läßt: *Alles ist mein: denn ich habe es in mir!* — ein Besitzthum, und ein Genuss, dessen die Seele nur bey den reinsten Gegenständen fähig ist, da fliegt, und kostet sie als ein schöner Schmetterling, der bey seinem Genuss der Blume nicht schadet: wo sie als Raupe genießt, zerfrisst sie leider Blätter, und Blume.

HERDER.

Freuet euch euers Daseyns, eurer Menichheit; genießet so viel es möglich ist, jeden Augenblick eures Lebens; aber vergesset nie, das ohne *Mäßigung* auch die natürlichsten Begierden zu Quellen des Schmerzens werden; und durch Uebermaas die reinste Wohlhust zu einem Gifte wird, das den Keim eures künftigen Vergnügens zernaget. Mäßigung, und freywillige *Enthaltung* ist das sicherste *Verwahrungsmittel* gegen *Ueberdruß* und *Erschlappung*.

WIELAND.

So wie Salomo, sehen die meisten Menschen die Eitelkeit aller menschlichen Freuden nie vollkommener ein, als nachdem sie sie alle genossen haben. Der Glanz der Hoheit und des Standes verschwindet, wenn man lange an Höfen gelebt, und in den

Gesellschaften der Vornehmsten des Landes einen vertraulichen Zutritt gehabt hat. Wenn man von Putze und Schimmer und den Werken der für den Luxus arbeitenden Künfte, täglich umgeben ist: so wird man gegen diesen doch am Ende sehr einförmigen Genuss gleichgültig, und lernet die allein nie veraltenden Güter, — das Vergnügen eines geistreichen Gesprächs, oder eines vertraulichen und zwanglosen Umgangs — desto mehr schätzen.

GARVE.

— — — — — Laß
Die Großen, wo sie sind, und schliesse du
dich in dein stilles Farentinum ein.
Die Reichen sind's ja nicht allein, die froh
zu leben wissen, und wer *unbemerkt*
sich in die Welt hinein — und wieder
binausgeschlichen, hat nicht schlimm gelebt.

HORAZ.

Es giebt Leute, die, wenn die Vergnügungen der Sinne einmahl ihre Sinne kützeln, diesem Reize nicht so weit widerstehen können, daß sie in dem Genusse eher inne hielten, als bis ihre Kräfte erschöpft sind, oder wirklicher Schmerz daraus entsteht: und die hingegen, wenn das Vergnügen abwesend, oder in Hoffnung ist, nur ein mäßiges Bestreben anwenden, es sich zu verschaffen.

Andre sind hitziger in der Nachjagung dessen, was zum Vergnügen führt, als in dem Genusse der Lust selbst. Noch andere werden weder von der Lust, noch von der

Ausicht auf dieselbe, sehr lebhaft gerührt; aber durch die Hindernisse werden sie stark aufgebracht.

Die Mäßigung arbeitet allen diesen stürmischen Bewegungen entgegen. Sie bringt also erstlich, die durch den *wirklichen Genuss des Vergnügens* aufgebrauchten Sinne, in Ruhe; befänftigt den Kitzel, welcher in ihnen erregt worden, und sucht die Reizbarkeit derselben zu vermindern: damit der Körper weder durch die zu große Irritation der Nerven leide; noch der Verstand, durch die ihm aufgedrungenen zu lebhaften Vorstellungen, seiner selbst unmächtig werde. Die Mäßigung bringt zweytens die Begierden in Ruhe, welche nach Vergnügen *streben*, oder vielmehr nach dem Besitze der Dinge, von welchen man Vergnügen hofft. Der Reiz der hier wirkt, scheint weniger sinnlich, also auch mehr widerstehlich zu seyn: denn je mehr sich der Körper in eine Leidenschaft mischt, desto schwerer wird es der Vernunft sie zu besiegen. Verstand, und Stärke der Seele müssen sich vereinigen, um diese Mäßigung hervorzubringen. Die Beherrschung seiner selbst ist eine Folge davon. In so fern sich diese in Absicht der Ideen äußert, so nennt man sie Gegenwart des Geistes — vermöge derselben bleibt der Mensch in derjenigen Reihe von Gedanken, welche er sich einmal vorgesetzt hatte. Insofern sie sich in Absicht der Begierden äußert: so heist sie Mäßigung. Beyde sind gemeinlich mit einander verbunden, und

machen zusammen den *gesetzten Charakter aus.*

GARVE.

Der Mäßige betrügt sich in allem nach dem gehörigen Mittelmaafs. Was den Unmäßigen vorzüglich ergötzt, das reizt ihn eben nicht; sondern ist ihm vielmehr lästig. Eben so hält er's mit den unerlaubten Vergnügen. Keines derselben reizt ihn sehr, und keines entbehrt er mit Unwillen. Er begehrt nur mit Maafse. Kein Ding rührt ihn mehr, als es soll, oder zur ungehörigen Zeit; oder an ungehörigen Ort. Was aber unter den angenehmsten Dingen zur Gesundheit oder zum erlaubten Lebensgenuss gehört, das begehrt er: allein nur in dem gehörigen Mittel, und auf die gehörige Art. Eben so verhält er sich auch gegen andere angenehme Dinge, die diesen keine Hinderniß entgegensetzen, oder mit Anständigkeit und Pflicht nicht im Widerspruch sind, und deren Genuss nicht über sein Vermögen ist. Denn wer diese Rücksichten nicht beobachtet, der liebt das Vergnügen mehr als er soll. Der Mäßige aber handelt überall nach den Vorschriften der Vernunft,

ARISTOTELES.

(Psyche) weifs, dass Dorngestrippe Rosen tragen,
Blumengold entkeimt der öden Gruft;
Ihren Kranz erringt sie durch Entlagen,
Ihre Kräfte stählt die herbe Luft —
Ihre Freuden kauft sie durch Entbehren.

SALIS.

Kleine Freuden laben wie Hausbrod
immer ohne Eckel, grofse wie Zuckerbrod
zeitig mit Eckel.

Der erhabenfte Mensch liebt und fucht
mit dem am tiefsten geftellten Menschen
einerley Dinge, nur *aus höheren Gründen*, nur
auf höheren Wegen. *Jede Minute*, Mensch, fey
dir ein *volles Leben!* Verachte die Angst und
den Wunsch, die Zukunft und die Vergan-
genheit! -- Wenn der *Sekundenweifer* dir kein
Wegweifer in ein Eden deiner Seele wird,
fo wirds der *Monatsweifer* noch minder, denn
du lebft nicht von Monat zu Monat, fon-
dern von Sekunde zu Sekunde. -- Genieffe
dein *Seyn* mehr, als *deine Art zu feyn*, und der
liebste Gegenftand deines Bewußtfeyns fey
diefes Bewußtfeyn felber -- *Verachte dein Le-
ben, um es zu genieffen.*

JEAN PAUL FR. RICHTER.

Die Freude fällt uns in die Hände;
Die blofse Kunst nur; fich zu freun,
Die will geübt, errungen feyn.
Wenn fie auch jeder Narr verftände:
Dann wäre fie für Weife nicht,
Die Freud' entfliegt berauschten Tagen
Mit weggewandtem Angeficht;
Sie fliehet, weil wir nach ihr jagen.
Der Thor erlegt fie, fühlt fie nicht,
Sie liebt die stillern Seelenlagen:
Hebt Wehmuth felbft zu fich hinauf,
Und fucht uns in bewölkten Tagen
In *unferm eignen Herzen* auf,
Sie kommt, fo leife wie der Schlummer,
Sie kommt im rofigen Geleit
Der Hoffnung, die auf unfern Kummer
Den Frieden ihre Zukunft streut.

C. A. TIEDGE.

Darf dein ermüdet Ohr ich mit Gesichten quälen,
So soll, was Mirza sah, die Muse dir erzählen.

Es lieben, wie du weißt, die Mufen unsrer Zeit
Des Orients Geschmack und sein geblümtes Kleid.
Bekümmert und vertieft in forschenden Gedanken,
Sah Mirza das Geschöpf mit seinem Schöpfer zan-

ken,

Den Menschen elend seyn; und schwarzer Sorgen
Heer

Stieg wolkigt vor ihm auf, wie Staub am rothen
Meer.

Die Fichten rauschten wild um seine dunkle Höhle,
Und lispelnd nährt' ein Bach die Schwermuth sei-
ner Seele.

Des Unmuths trübes Glas verkürzte sein Gesicht,
Als eine Stimme rief: sieh auf und richte nicht!

Er sah ein lustig Thal, das mit Gebüsch umschlos-
sen,

Ein Garten Gottes war, wo Bäche silbern flossen.
Balsamischer Geruch durchstrich den kleinen Raum,
Und unter Cedern gieng ein Mensch mit seinem
Traum.

Die Lilje buhlt' umsonst nach seinen starren Bli-
cken;

Die süsse Feige sprach: tritt her, dich zu erqui-
cken.

Umsonst er sah sie nicht, er sah nur in den Sand,
Nach einem schönöden Kies, der glänzt' und schnell
verschwand.

Er kam zum Felsenstrauch; die raschen Finger bra-
chen

Begierig Rosen ab, und ihre Dornen stachen.

Er sah durch hohes Gras die bunte Schlange fliehn;
Muthwillig kroch er nach, und sie verwundet' ihn.
Wehklagend schrie der Mensch: ach wär' ich nie
geboren!

Hat eine ganze Welt sich wider mich verschworen?
O Aufenthalt der Quaal! — Halt ein! was zürnest
du,

Wenn du dich elend machst? rief ihm die Stimme
zu.

Du, den die Freude sucht, fliehst, was du suchen
solltest,

Und könntest glücklich seyn, wenn du vernünftig
wolltest:

Geniesse deines Glücks! *die Kunst sich zu erfreuen
Ist für den Sterblichen, die Kunst beglückt zu seyn.*

Uz.

Kein Vergnügen kann uns wünschenswerther seyn, als die *Zufriedenheit* mit allem um uns her. Sie bestehet nicht in der (täglich mit Unrecht gepriesenen) oft bloß von der Natur geschenkten Gleichmüthigkeit, eigentlich, in der leidenden Gemüthsruhe, welche keine Sorgen tief eindringen läßt, und der Ruhe wegen, ein mühevollers Fortschreiten zu einer geschmackvollern Welt nicht liebet. Unfre Zufriedenheit ist die durch Herrscherthätigkeit erworbne Seelenstärke, wodurch wir die Welt, wie sie vor uns lieget, ungeachtet ihrer Mängel und Plagen für andere, zu unsern moralischen Abzichten brauchen können, damit sie unserm Willen ganz unterthan werde. Auf diese Art wird jede unsrer Welten für uns die beste, wir wünschen nichts hinweg, nichts hinzu; wir schaffen sie um.

K. L. POERSCHKE.

Nur ein sauertöpfischer und melancholischer Aberglaube kann uns die Freude verbiethen wollen. Warum sollte es schicklicher seyn, Hunger und Durst zu stillen, als die Schwermuth zu verscheuchen? Keine Gottheit und kein Geschöpf kann an unse-

rem Unvermögen und unsrer Unbehaglichkeit Vergnügen finden, ohne neidisch zu seyn; oder uns Thränen, Seufzer und Furcht u. m. dgl. welches Zeichen eines ohnmächtigen schwachen Geistes sind, als Tugenden aurechnen — —

Es ist einem Weisen sehr anständig, sich der Dinge zu bedienen, und so viel als möglich durch sie sich zu erfreuen (wenn es nur nicht bis zum Ueberdruſe geschieht; denn das kann schon nicht mehr zur Freude gerechnet werden); es ist ihm anständig, sich mäſsig mit wohlſchmeckenden Speisen und Getränken zu laben, oder sich durch angenehme Gerüche, durch den wohlthätigen Anblick blühender Pflanzen u. ſ. w. zu erheitern; indem dies ein jeder, ohne eines andern Schaden genießen kann. Unſer Leib iſt aus vielen und ſehr verſchiedenartigen Theilen zuſammengeſetzt, die beſtändig neuer und mancherley Nahrung bedürfen, um den Leib zu allem, was aus ſeinem Weſen folgen kann, gleich geſchickt zu erhalten, damit auch die Seele geſchickt ſey, vieles zugleich zu begreifen.

SPINOZA.

Derjenige, deſſen Geiſt nach einer moralischen Cultur ſtrebt, hat alle Urſache, ſeine feinere Sinnlichkeit zugleich mit auszubilden, damit er nicht in Gefahr komme, von ſeiner moralischen Höhe herab zu gleiten, indem er ſich den Lockungen einer regelloſen Phantafie übergiebt, und ſich in Gefahr ſetzt, *ſeine edlere Natur durch Vergnügen*

an geschmacklofen Tändeleyn, wo nicht an was schlimmerem herab zu würdigen.

GOETHE.

Man ist längst über jene düstere Sittenlehre hinweg, die alle Ergötzlichkeiten der Sinne verdammet, und dem Menschen Pflichten vorschreibt, zu welchen ihn sein Schöpfer nicht eingerichtet hat. Wir sind bestimmt, in diesem Leben nicht nur die Kräfte des Verstandes und des Willens zu verbessern; sondern auch das Gefühl durch sinnliche Erkenntniß und die dunkeln Triebe der Seele durch das sinnliche Vergnügen zu einer höhern Vollkommenheit zu erziehen. Wir handeln eben so wohl wider die Absichten des Schöpfers, wenn wir diese, als wenn wir jene vernachlässigen. Nur alsdenn machen wir uns elend, wenn wir das Verhältniß verfehlen, das Geringfügige dem Wichtigem, die niedere Vollkommenheit der höhern, das vorübergehende Gegenwärtige den dauerhaften Zukünftigen vorziehen. Der Genuß einer jeden sinnlichen Lust befördert allerdings, wenigstens auf eine kurze Zeit, auf einige Augenblicke, sowohl das Wohlseyn unseres Körpers, als die Vollkommenheit der Empfindungen und Triebe unserer Seele: allein wenn das Maas überschritten, oder der Endzweck verfehlt wird; so zieht die Wollust für beydes, sowohl für den Körper, als vornehmlich für die Seele, unglückliche Folgen nach sich, die das Gute unendlich überwiegen, das sie gewähret. Wer bey der Berathschla-

gung die Folgen mit bedenkt, den höheren Bestimmungen ihre Wichtigkeit läßt, und der Sinnenlust nur den gebührenden Theil an seiner Glückseligkeit einräumet, der handelt offenbar den Absichten seines allgütigen Schöpfers gemäß, und kann den Genuss der sinnlichen Ergötzlichkeiten mit zu den guten Handlungen rechnen.

M. MENDELSSOHN.

Hebet die Blicke, die trübe sich senken
 Hebet die Blicke: des Schönen ist viel.
 Tugend wird selber zu Freuden uns lenken;
 Freud' ist der Weisheit belohnendes Ziel,
 Jubelnde Lerchen verkünden uns Freude,
 Horch! ihr ertönet des Hänflings Gesang.
 Athmet! sie duftet im Rosengefüde,
 Fühlet! sie säufelt am Bächlein entlang.
 Kostet! sie glüht uns im Saft der Traube,
 Würzet die Früchte beym ländlichen Mahl.
 Schauet! sie grünet in Kräutern und Laube,
 Mahlt uns die Aussicht ins blumige Thal.

SALIS.

Deine Tugend entferne dich nicht von den anständigen Vergnügungen, welche sich zu deinem Alter, und zu den verschiedenen Lagen, worin du dich befindest, passen. Die Weisheit wird nur liebenswürdig und fest, wenn eine glückliche Mischung die Erholungen, welche sie sich erlaubt, und die Pflichten, welche sie sich vorschreibt, verbindet.

BARTHELEMY.

Eine Weisheit ist meine; (bewahrt das stille Geheimniß)!

Mäßigung mitten im Brauch
 Und im Genuss. Mich füg' ich den Dingen, ich füge
 sie mir an,

Ohn' anmaßenden Stolz.
 Ist zum Lachen die Zeit; ich lache mit fröhlichen
 Freunden.

Rettet mein Eifer ihn jetzt,
 Eifr' ich. Ist es die Zeit mit ihm zu weinen; ich
 weine

Herzliche Thränen mit ihm.
 Mensch bin ich und ein Mensch will ich ganz in
 Leiden und Lust seyn,

Nirgend ein Stock oder Fels.

I. BALDE.

Der Mann ist zu bedauern, der von
Dan bis *Bersabe* ausrufen kann: es ist Alles
 dürre und öde! — doch so ist es, und so
 ist die ganze Welt dem, welcher die Früch-
 te nicht warten und pflegen will, die sie
 hervorbringt.

LORENZ STERNE.

— Die Welt hat manche Seite,
 Die, wenn Ungenügsamkeit
 Nicht das Herz mit ihr entzweite,
 Uns die schönste Aussicht beut,
 Die nicht immer unser blödes
 Aug' an ihr entdecken kann,
 Ja, die Freude baut ein jedes
 Klima unsers Lebens an!
 Vom Geräusch der Knabentänze
 Bis zum letzten Stufenjahr
 Ist kein Fleck; wo sie nicht war;
 Keine Stelle, die nicht Kränze
 Dieser Huldgöttin gebar!
 Sie haucht unsern Blüthentagen
 Rosenathem ein; sie lehrt,
 Wenn uns nicht ein Trug bethört,

Unfre Seelen dem entfagen,
 Was nicht zu uns selbst gehört,
 Freud' an Allem, was hienieden
 Gottes Welt zum Himmel schafft,
 Giebt der Tugend ihren Frieden,
 Giebt der Weisheit ihre Kraft.
 Nur am Stamme der Entfagung
 Blüht, selbst mit dem Sturm verhöhnt,
 Uns ein Kranz, der dauernd krönt.
 Wohl der Seele, die zur Tragung
 Ihrer Bürd' an ihn sich lehnt!
 So geht der bescheidne Weise
 Durch das Leben bis ans Grab
 Mit Gefang und Lust hinab.

C. A. TIEDGE.

Reich an Freuden ist das Leben,
 Und des Vollgenußes werth;
 Wenn uns Fried' und Ruh umschweben,
 Innrer Adel uns verklärt;
 Wenn wir lernen zu entbehren,
 Wo *Entbehrung* wird *Genuss*,
 Deine Blüten nicht zerstören,
 Reiner Freuden *Genius*!

CONZ.

Wohl ist sie schön die Welt! in ihrer Weite
 Bewegt sich so viel Gutes hin und her.
 Ach daß es immer nur um Einen Schritt
 Von uns sich zu entfernen scheint,
 Und unfre bange Sehnsucht durch das Leben
 Auch Schritt vor Schritt bis nach dem Grabe lockt!
 So selten ist es, daß die Menschen finden,
 Was ihnen doch bestimmt gewesen schien,
 So selten, daß sie das erhalten, was
 Auch einmal die beglückte Hand ergriff!
 Es reißt sich los, was erst sich uns ergab,
 Wir lassen los, was wir begierig faßten.

*Es giebt ein Glück, allein wir kennen's nicht:
Wir kennen's wohl, und wissen's nicht zu schätzen.*

GOETHE.

Gleich fern von Dürftigkeit und stolzem Ueberflus,
Glückselig, weil er's war, nicht weil die Welt es
wähnte,

Bringt *Panias* in neidenswerther Ruh
Ein unbeneidet Leben zu;
*In Freuden, die der unverfälschte Stempel
Der Unschuld und Natur zu ächten Freuden prägt.*
Bescheidne Kunst — —

Giebt der Natur, so weit sein Landgut sich verbrei-
tet,

Den stillen Reiz, der ohne Schimmer rührt.
Ein Garten, den mit Zephyrn und mit Floren
Pomona sich zum Aufenthalt erkohren;
Ein Hain, worin sich Amor gern verliert,
Wo ernstes Denken oft mit leichtem Scherz sich
gattet;

Ein kleiner Bach von Ulmen überschattet,
An dem der Mittagschlaf ihn ungefucht beschleicht;
Im Garten eine Sommerläube,
Wo zu der Freundin Kufs, der Saft der Purpur-
traube,

Den *Tbasos* schickt, ihm wahrer Nektar däucht;
Ein Nachbar, der *Horazens* Nachbarn gleicht,
Gesundes Blut, ein unuwölkte Gebirne;

Ein *ruhig Herz* und eine *beit're Stirne*,

Wie vieles macht ihn reich! Denkt noch *Musarion*
Hinzu, und sagt, was kann zum frohen Leben
Der Götter Gunst ihm mehr und bessers geben?
Die Weisheit nur den ganzen Werth davon
Zu fühlen, immer ihn zu fühlen,

Und, seines Glückes froh, kein andres zu erzielen!
Auch diese gab sie ihm. Sein *Mentor* war
Kein Cyniker mit ungekämmttem Haar,
Kein runzlichter *Kleanth*, der, wenn die Flasche
blinkt,

Wie *Zeno* spricht und wie *Silennus* trinkt;
Die *Liebe* war's. — Wer lehrt so gut wie sie?

Unkosten herbey schafft, um — euch den Magen zu verderben.

H. G. DEMME.

Strebe nicht zu lebhaft und stark nach einem einzelnen Vergnügen, sondern setze dir mehrere vor; hoffe auf mehrere, damit du von einer Hoffnung zur andern übergehen kannst, wenn dich eine täufchet. Wird dir ein Ziel verrückt, so eile dir ein anderes zu stecken. Versage dir zwar nicht den Genuss sinnlicher Freuden; aber nur überschreite die Grenzen nicht. Sey mäßig, enthalten, um deine sittliche Würde zu erhalten.

C. J. SNELL.

Auf der Stufenleiter dieses Erdenglückes

Stehen Freud' und Weisheit, Hand in Hand:
Jede Lust von Dauer eines Augenblickes

Ist ein Luftgebild, das kam, und verschwand.
Thor, was klagest du? Schleicht deines Lebens
Welle

Matt, und dunkel; o so wisse, Thor,
Dein nur ist die Schuld. Denn floss aus süßser
Quelle

Je ein bitterer, ekler Strom hervor?
Nur am Busen der *Natur* und *Menschenliebe*

Duften *wahre Freuden* für das Herz.

Ihren Frühlingsglanz macht nie Gewohnheit trübe;
Ihr Genuss läßt nie der Reue Schmerz.

K. J. FRIDRICH.

Vor allem forsche von den Weisen, todten,
Und lebenden, wie du es machen sollst,
Um sanft des Lebensstroms hinabzugleiten,
Damit nicht immer dich die dürftige
Begierde, nicht die Furcht dich quäle, noch

Die Hoffnung solcher Dinge, deren Nutzen
 Ein Kluger leicht entbehrt. *Forsch, und lerne*
Von ihnen, was dich besser macht? — —
Was deine Sorgenanzahl mindere? was
Dir selbst zum Freund dich mach', und wahr' Ruh'
Dir schaffe? — Ob Ehre, Reichthum, — oder
Ein unbemerkter schmaler Pfad durchs Leben?

HORAZI

Wir sind unvernünftig, uns nur eine
 Glückseligkeit vorzuträumen, die uns aus-
 füllte und ewig befriedigte. — Dein Genius
 entführe dich und lege dich in der schön-
 sten Pappelfeld dieser Erde nieder — er
 ziehe Lulthaine durch die Insel, und Gär-
 ten um die Haine, und Blumen um die Gär-
 ten, und — er öffne dein Auge, und zeige
 dir alles was du hast: einen stillen Himmel
 und zwey Menschen, die du liebst — er
 fliege in dein Herz zurück, und wohne dar-
 in unter dem Nahmen der Tugend und
 Weisheit — Glücklicher! wirst du niemals
 seufzen? — Und steigt dein erster Seufzer
 aus Ueberfüllung auf, mit der sich ja kein
 Wunsch, kein Hunger gefellen könnte? —
 All' unser Ringen nach Freude soll nur un-
 ser Schmachten übertäuben: wir liegen
 brütend auf der kalten Erde wie die Vögel
 auf Kreide, nicht um etwas auszubrüten,
 sondern um die Bruthitze der siechen Brust
 zu lindern.

JEAN PAUL FR. RICHTER.

O genies, genies, was dir beschieden;
 Gönn' deinem armen Herzen Frieden:
 Sey, o Mensch! dein eigner Freund,

G g

Laßt uns froh das Heute heute nützen;
 Nur genießen heißt wahrhaft besitzen;
 Wer nur sehnd vorwärts strebt,
 Immer aus der Zukunft Füllhorn naschet,
 Wer die Gegenwart nicht eilend haschet,
 Hat genäunt, hat nicht gelebt.
 Alle Blumen taugen nicht zum Kranze,
 Viele täuschen dich mit falschem Glanze,
 Und verhüllen fressend Gift
 Dels gewahrt der Kenner, eh' er pflücket. —
 Eh' er seinen Lebensbecher schmücket.
 Hat er still und scharf geprüft.

CAROLINE RUDOLPHI.

Der irrdische Genuss ist nur Schaale
 und Vorbild des künftigen, unser ganzes
 itziges Wesen nur zubereitende Hülle des
 höhern Geistigen; darum unser itziger Be-
 sitz so beschränkt, darum das Mangelhafte
 in unserm Genuss, weil der schnell und
 stets verlangende Geist so oft mit der trägen
 Materie zu ringen hat, und durch sie in
 seinem Allumfassungstriebe gehindert wird,
 weil fast jeder Genuss erst durch materielle
 Mittelwege zu uns gelangt, weil vom Ver-
 langen zum Haben so viele und große Zwi-
 schenräume sind.

Wann einst die Puppe entwickelt seyn
 wird, wann die eingekerkerte Psyche, ihrer
 gröbern Fesseln entledigt, in freyerer Hülle
 athmet, und sich in höhere Räume auf-
 schwingt; wann wir erst alle, uns jetzt
 noch verborgene, unendliche Seiten der
 Schöpfung beschaut, die mannichfachen
 Stufen unsrer Entwicklung durchwandert
 haben; wann der Geist einmal von An-

Schauung zu Anschauung geniefst — dann sind wir am Ende des Fadens, dann — vielleicht — ist der Ruhepunkt der rollenden Kugel, dann — mein Geist verliert sich in der höchsten Stufe dieser Entzückung, diesem Ocean unermesslich grosser Gefühle, dem Gedanken der Annäherung zur Urquelle alles Lichts! Dann schweben wir im Empyreum, trinken den Becher der höchsten, nur reinen Geistern beschiedenen, Wollust.

Wann das seyn wird? Ob es eine neue oder verlorne, wiedergefundene Glorie ist? Hier sinkt vor dem verwegenen ungeweyhten Auge der Vorhang, da eine höhere Stimme ruft: Stille! Ueberlass der Zukunft, dies grosse Geheimniss zu enträthseln.

Lass uns indess, als weise Kinder, des Lebens geniessen, weder lecker noch gierig, weder lechzend am übervollen Quell, noch uns in ihm berauschend. Jeder frohe Genuss sey uns werth, aber nur als vorübergehender Punkt; unfre Weisheit sey, *geniessen und entbehren zu lernen.*

FR. VON DALBERG.

Früh, in blühender Jugend lern', o Jüngling,
Lebensglück. Sie entfliehn, die holden Jahre!
 Wie die Welle die Welle, treibet Eine

Stunde die Andre,
 Keine kehret zurück, bis einst dein Haupthaar
 Schneeweiss glänzet, der Purpur deiner Lippen
 Ist erblichen; nur eine Schönheit blieb dir,
 Männliche Tugend,

Der Theil, der an uns von Erde ist, und der auf Wurmrings kriecht. ja dieser läßt sich allerdings wie der Erdwurm mit Erde füllen und mästen. Die Arbeit, der körperliche Schmerz, der Heißhunger der Bedürfnisse, und der Tumult der Sinne verdrängen und ersticken bey Völkern und Ständen den geistigen Herbsflor der Menschheit; alle jene Bedingungen der irrdischen Existenz, müssen erst abgethan seyn, ehe der innere Mensch die Forderungen für die feinige machen kann. Daher kömmt den Unglücklichen, die noch die Geschäftsträger des Körpers seyn müssen, die ganze innre Welt nur wie ein Luft- und Spinnengewebe vor, wie einer, der nur in die elektrische *Athmosphäre*, anstatt an den *Funken* selber geräth, durch ein unsichtbares Gespinnst zu greifen meint. Ist aber einmal unser nothwendiger *Thierdienst* vorbey, der bellende innere Thierkreis abgefüttert und das Thiergefecht ausgemacht: dann fodert der innere Mensch seinen Nektar und sein Himmelsbrod, der sich, wenn er nur mit Erde abg gespeiset wird, alsdann in einen Würengel und Höllengott verwandelt, der zum Selbstmord treibt, oder in einen Giftmischer, der alle Freuden verdirbt. Denn der ewige Hunger im Menschen, die Unerfättlichkeit seines Herzens will ja nicht *reichliche*, sondern *andere* Kost, nur Speise statt Weide: bezöge sich unser Darben nur auf den Grad, nicht auf die Art, so müste uns wenigstens die Phantasia einen *Sättigungsgrad* vormalen können; aber sie kann uns mit

der gemalten Aufthürmung aller Güter nicht beglücken, wenn es andere als *Wahrheit, Tugend* und *Schönheit* sind.

JEAN PAUL FR. RICHTER,

Wisse, alles Glück, was einzelne Menschen finden, oder was Gott und die Natur ausschließungsweise dem menschlichen Geschlechte zudachten; alle Vergnügen der Vernunft, alle Freuden der Sinnlichkeit liegen in den drey Worten: Gesundheit. Frieden und Nahrungsgüter! Die *Gesundheit* ist einzig auf *Mäßigkeit* gegründet, und der *Friede* auf *Tugend*! Der Friede, o Tugend! Der Friede gehört einzig dir. Die Gaben des Glücks werden dem Guten wie dem Bösen zu Theil, aber dem Letztern macht ihr Genuß am wenigsten Freude, weil sie solche auf eine unedle Art erwerben. — — Was von beyden verachtet oder bedauert man: das glückliche Laster, oder die unglückliche Tugend? Ueberzähle alle Vortheile, die das glückliche Laster erreicht, du wirst finden, daß die Tugend den ganzen Inhalt fliehet und verachtet. Räume dem Unedlen alle Glückseligkeit ein, die er sich wünscht, er muß doch immer auf das Glück Verzicht thun, für einen vortrefflichen Menschen gehalten zu werden.

POPE.

Unmäßigkeit ist eine Pest des wahren Genusses, und Mäßigkeit ist nichts weniger als seine Plage. Sie ist vielmehr seine wahre Würze. —

Ich befehle meiner Seele, Schmerz und Wollust mit gleich gehaltenem Blicke zu betrachten und gleich unverwandt: nur den einen mit Freudigkeit, und die andere mit Strenge; auch, so viel an ihr ist, den einen mit gleicher Sorgfalt zu entfernen, wie die andere auszudehnen. Richtige Beurtheilung des Guten zieht die richtige Beurtheilung des Bösen nach sich. Der Schmerz hat eben sowohl etwas unvermeidliches in seinem zartesten Beginnen, als die Wollust etwas vermeidliches in ihrer zu langen Dauer. *Platon* verbindet beyde mit einander, und verlangt, es zum gleichen Geschäft der Seelentärke zu machen, sowohl gegen den Schmerz, als gegen die ungemässigten und bezaubernden Reitze der Wollust anzukämpfen.

MONTAIGNE.

Wenn sich die Vorstellung eines sinnlichen Vergnügens bey dir erzeugt, so bewahre dich, damit du nicht von ihr *hingerissen* werdest; sondern lasse die Sache ruhig an dich gelangen, und suche einigen Aufschub von dir selbst zu erhalten: dann erwäge die zwey verschiedenen Zeitpunkte; den, in welchem du das Vergnügen genießest, und den, in welchem auf den Genuss Reue erfolgt, und du dich selbst schelten wirst; und diesen setze entgegen, wie sehr du bey der Enthaltfamkeit Freude und Selbstbilligung fühlen werdest. Dünkt es dir aber gelegene Zeit zum Genuss zu seyn, so hüte dich, daß du der reizenden, angenehmen

und lockenden Seite (dieser Vergnügungen) nicht unterliegest; sondern setze entgegen, wie viel besser das Selbstbewußtseyn sey, diesen Sieg erfochten zu haben.

EPICET.

Der genießt am meisten und innigsten,
der die wenigsten Bedürfnisse hat.

EPICUR.

Nur Liebe zur Mäßigkeit gefalle uns; —
besitzest du diese nicht, so werden dich
auch alle Güter der Erde nicht beglücken,
und, begabt mit ihr, wirst du auch mit
Wenigem zufrieden leben können.

SENECA.

Wer mit Wenigem nicht zufrieden ist,
dem genügt auch Vieles nicht.

EPICUR.

Vieles wünscht sich der Mensch, und doch be-
darf er nur wenig;
Denn die Tage sind kurz, und beschränkt der
Sterblichen Schicksal.

GÖTHE.

— Kein Schatz vertreibt den Aufruhr,
Der im Busen wüthet; das Heer der Sorgen,
Das um goldgetäfelte Decken schwärmt,
Kein Lictor des Consuls.

HORAZ.

Der Natur genüget sehr wenig, der
Haablucht aber nichts.

Mag immer dem Haabfüchtigen die Fülle
Des Golds in reichen Strömen sich ergießen;
Mag unersättlich Schätz' auf Schätz' er häufen,
Und seinen Hals mit Perlen von den Ufern
Des rothen Meers behängen; fette Felder
Mit hundert Stieren pflügen; dennoch werden
Die Sorgen nicht ermüden ihn zu nagen,
So lang' er lebt, und den Hingefchiednen
Wird nichts von seinen flücht'gen Gütern gleiten.

BOETHIUS.

Wenn du nach den Vorschriften der
Natur lebst, so hast du stets genug: richtest
du dich aber nach der herrschenden Mey-
nung, so wirst du nie reich genug seyn.
Die Natur fodert nur Weniges, die Mey-
nung ist unersättlich.

EPICUR,

Liebte der Arme den Fleiß und die Mäßigung;
wäre der Reiche
billig; die Erde sah' keinen Bedrängeten mehr.
*O Mäßigkeit, du, ohne die kein Reichthum auf Erden
ist, o mache du mich reich!*

*Aus der Blumenlese aus morgen-
ländischen Dichtern.*

Willst du dir Reichthum verschaffen,
so häufe nicht die Güter, sondern beschrän-
ke deine Wünsche und Begierden.

EPICUR.

Willst du immer weiter schweifen?
 Sieh, das Gute liegt so nah.
 Lerne nur das Glück ergreifen,
 Denn das Glück ist immer da.

GOETHE.

Ich bin reicher durch das, was ich entbehre,
 reicher dadurch, daß ich nicht reicher seyn will,
 als wenn ganz Appulien meine Scheunen,
 ohne mein Herz zu sättigen, füllte.

Wenig Morgen Waldes, ein Bach mit reinem
 Wasser, und meiner Saaten ungetäufchte
 Hoffnung, macht mich glücklicher als den
 Herrscher
 Lybiens seine goldnen Auen.

• Sammlen gleich für mich Calabrische Bienen
 keinen Honig, altert in meinen Tonnen
 gleich kein Formianischer Wein, und tragen
 Gallische Schaaf mir keine Wolle:

Gleichwohl bin ich nicht arm, mir fehlts an keinem
 Dinge, das ich bedarf. — —

HORAZ.

Die Glücksgüter mögen noch so erkleck-
 lich seyn, so muß man doch das erforder-
 liche Gefühl haben, um ihrer froh zu wer-
 den. Der *Genuss* ist, nicht der *Besitz*, der
 uns glücklich macht. HORAZ sagt:

„Was hilft dem Stax sein schönes Landgut,
 was seine prächt'gen Häuser, was seiner Schätze
 Haufen,
 wenn er im Fieber liegt, und sein Gemüth an Krü-
 cken geht?
 Wer reich seyn will, der brauche, was er hat;
 sey weise und gesund dabey!

Wen Furcht und Sorge plagt,
dem nützen Güter nicht ein Haar mehr,
als schöne Bilder blöden Augen,
und dem von Gicht gequälten Salb' und Pflaster.“

Wessen Geschmack stumpf und dumm ist, der genießt ihrer eben so wenig, als ein Kränkender an Erkältung, der Süßigkeit des griechischen Weines, oder ein Ross des reichen Geschirrs, womit man es geputzt hat. Gerade so, wie PLATON sagt, daß die Gesundheit, die Schönheit, die Stärke, die Reichthümer, und alles, was man Schätze dieses Lebens nennt, für den Ungerechten in eben dem Sinne Uebel sind, wie Gutes für den Gerechten; und umgekehrt so mit den Uebeln.

MONTAIGNE.

Welcher Mensch ohne Herz und Kopf kann die äußern Güter, z. B. Reichthum und Macht gehörig genießen? Die *Fähigkeit zu genießen* muß sie also begleiten, und diese Fähigkeit ist kein äußerliches Gut; sie ist eine der ersten Eigenschaften des Geistes. Wenn nun die Verbesserung des äußern Zustandes die Quellen des Mißvergnügens so wenig heben, und die Hindernisse des Vergnügens so wenig entfernen kann, daß sie vielmehr selbst eine Quelle des Mißvergnügens wird; so scheint es weit natürlicher, die Quellen des Vergnügens *in dem Menschen selbst* zu suchen; es steht mehr in seiner Gewalt, sich — als die Dinge außer ihm zu verändern.

A. WEISHAUPT.

Der große Haufe ergiebt sich den sinnlichen Vergnügungen so ganz, daß er auf andere gründlichere Freuden gar nicht achtet: kein Wunder, wenn er sie für die größten unter allen hält. Aber vielleicht täuschen sich diejenigen noch mehr, welche glauben, daß eine Sache, die ihnen anfänglich Vergnügen gewährt, ihnen desto größeres Vergnügen geben müsse, je öfter sie dieselbe genießen: da doch die Natur dieser Freuden einer solchen Meynung durchaus entgegen ist. Denn nur der seltne Genuss macht sie angenehm.

Das höchste Vergnügen wird uns dann zu Theil, wenn wir einem Genusse; der zwar sehr angenehm ist, aber auch bisweilen nach dem Zeugniß der Vernunft und Erfahrung, schädlich wird, fest widerstehen, und die Neigungen, die uns zum Gegentheil versuchen, überwinden. Dieses Vergnügen ist größer, als die sinnlichen alle.

EHRENFRIED WALTER
VON TSCHIRNHAUSEN.

Obgleich das Ingrediens Vernunft eine starke Kälte verursachende Kraft besitzen soll, wie etwa Vitriolnaphta, so ist doch ohne dies Ingrediens kein wahres Vergnügen möglich, und der Mensch verkennt seinen Vorzug vor der Thierwelt, wenn er nicht jede Wollust zu veredeln und jedes Vergnügen durch Vernunft dauerhafter und delicateser zu machen bemühet ist.

HIPPEL.

Du sollst entbehren, was du zu genießen wünschest, wenn die Vernunft deinen Wunsch verdammt. Du sollst entbehren, was du genießen könntest, wenn dein innerer Gesetzgeber dir den Genuss verbietet. Du sollst entbehren, was dir sonst zu genießen erlaubt ist, wenn du durch die Entbehrung die Vollkommenheit deines Bruders befördern kannst. Du sollst entbehren, wenn dir der Genuss lediglich Mittel zu einem angenehmen Seyn, deine Entbehrung aber deinem Bruder nothwendiges Mittel zu seiner äußern Selbsterhaltung ist. So lautet das Gesetz der Vernunft; und so wie alle vernünftige sinnliche Wesen, um die Würde ihrer vernünftigen Natur zu behaupten, in den bestimmten Fällen entbehren sollen, eben so dürfen sie außer denselben genießen, um ihrer sinnlichen Natur zu geben, was sie zu fordern befugt ist. — Du darfst nach jedem Genusse trachten, welcher dir von dem Verstande als wünschenswerth dargestellt, und von der gesetzgebenden Vernunft erlaubt wird. Erlangst du ihn auch nicht, so bist du doch nicht leer ausgegangen; dein Gefühl für das sittlich-wünschenswerthe ist durch dein Trachten erweitert, und deine Thätigkeit ist geübt worden. Hat dich das Nichterlangen unruhig und mit deiner vernünftigen Natur uneinig gemacht, so liegt der Grund in der überwiegenden Macht deiner Sinnlichkeit, und du weißt, von welcher Seite du deinem innern Feinde mit verdoppelter Kraft begegnen sollst.

Du hast Recht, alles zu genießen, was du genießen kannst, und das Gesetz der Vernunft dir erlaubt, weil du im Gegentheil die rechtmässigen Forderungen deiner sittlichen Natur zurückweisen, und sie selbst unterdrücken müsstest; — und dies verbietet dir die Vernunft. Deine sinnliche Natur soll der vernünftigen untergeordnet, nicht unterdrückt, und gleichsam getödtet werden. Geniesse unter dem Gehorsam gegen das Gesetz; denn jeder Genuss entwickelt, reinigt, verfeinert, oder erhöht deine Gefühle; jeder Genuss stärkt deine moralischen Kräfte zum nothwendigen Entbehren.

FESSLER.

Wichtige Geschäfte betreiben, und arbeiten, um zeittödtender Vergnügen willen, das ist thöricht und kindisch: aber sich durch Vergnügen erholen, um ernstestn Geschäften obzuliegen, das, sagt *Anacharsis* mit Recht, geziemt sich. Denn da weder unser Geist noch unser Körper einer ununterbrochenen Anstrengung fähig ist, so bedürfen wir der Erholung. Diese Erholung ist aber nicht selbst Zweck. Denn wir erholen uns nur zu neuer Uebung unserer Kräfte.

ARISTOTELES.

Niemand genießt das Leben so sehr, als der innerlich vollkommne Mensch; niemand ist innerlich vollkommen, dessen Absichten unedel sind. Die Tugend ist also das einzige, zuverlässige, dauerhafte Mittel,

um dieses Leben am besten zu genießen,
um alles aufser sich schön und gut zu finden.

A. WEISHAUPT.

Fasse mit nüchternem Sinn', o Freund, die bezaubernde Freude,

Pflücke mit züchtiger Lust ihre dich reizende Frucht.

Haftige Hände zerdrücken die süßesten Beeren der Traube,

Ach! und verwischen den Duft, welcher sie lieblich bethaut.

G. W. C. STARKE.

Maafs ist der Gipfel der Lebenskunst.

Die Delphische Inschrift.

— Wilde Freude nimmt ein wildes Ende,

Und stirbt im höchsten Sieg, wie Feu'r und Pulver

Im Kusse sich verzehrt. Die Süßigkeit

Des Honigs widert durch ihr Uebermaafs,

Und im Geschmack erstickt sie unsre Lust.

SHAKESPEAR.

Ganz *unbefleckt* geniefst dich nur das Herz.

GOETHE.

Ueber das Herz zu siegen ist groß, ich verehere den Tapfern;

Aber wer *durch* sein Herz sieget, — er gilt mir doch mehr.

Aus dem Schillerischen Musenalmanach von 97.

Nur *in dem Herzen* wohnt der ganze Mensch; nur da kann er einzig sein Glück und seine Ruhe finden.

BARTHELEMY.

Der Charakter des Menschen sitzt nicht im Verstande, sondern im Herzen.

F. H. JACOBI.

Kurz ist das Leben; und es giebt nur Eine Frucht des irdischen Lebens: ein heiliges Gemüth und zum Wohl der Gesellschaft dienende Werke. —

MARC - AUREL - ANTONIN.

— Aus unsern Herzen
 Wächst, was wir sä'n, uns wieder zu;
 Da pflanzt die Weisheit ihre Ruh';
 Da sä't die Thorheit ihre Schmerzen;
 Da sä't das Laster seine Pein;
 O da verblühet jeder Morgen,
 Den leere Abende bereun;
 Da hüllt die Tugend sich verborgen
 In ihre stille Pflanzung ein,
 Die ihr kein Erdensurm verwehet!
 Wer unzufriedne Wünsche säet,
 Der erntet Mißvergnügen ein.
 Ein reines Feld ward uns vertrauet;
 Und wehe, wenn ihm, unbebaut,
 Heran die Zeit der Ernte fliegt!
 Indess in unsern eignen Gründen
 Der Hungerquell, der nie versiegt,
 Um unsre Ernten uns betriegt,
 Sehn wir uns seufzend um, und finden
 Das Glück nicht — *weils zu nahe liegt.*

C. A. TIEDGE.

Wie lauer lassen wir's uns werden, Nichts
 Zu thun! Man jagt mit Vieren und zu Schiffe
 Dem Glücklichsleben nach; was du erjagen willst,
 Ist hier — — wenn nur
 Dein eigen Herz dich nicht im Stiche läßt.

HORAZ.

Des Weifen wahres Glück wird nicht vom Ort unterschieden;

Er kann stets Gutes thun, und überall zufrieden
Und immer glücklich feyn: denn feine reinfte Luft
Entspringt nicht *aufser ihm*, fie quillt *in feiner Bruft*.

Uz.

Ein bescheidenes Gemüth wünscht wenig; seiner eignen Ruhe wegen beschneidet es der fernhin flatternden Phantasie die Flügel, und mag nicht gern *aufser sich selbst* wohnen.

HERDER.

O Freund, das wahre Glück
Ist die *Genügsamkeit*,
Und die *Genügsamkeit*
Hat überall genug.

GOETHE.

Ist die Bruft dir nicht rein, so suchst du vergebens ein
Glück dir;
Denkest umsonst an Lebensgenuss.

LUCREZ.

Die wahre Freude wandelt auf der Erde,
wie die wahre Weisheit, von Wenigen gesehen und von der Ruhe begleitet.

Ein *einfältiges* und *reines* Herz findet sie.
Sie begegnet ihm im Morgenroth und im Abendroth, in stillen Haynen, am Gemurmel der Bäche, am Gestade des Meers. Sie begegnet ihm an der Hand der Freundschaft, auf den Lippen der Liebe, in den schattigen Thalen der Einsamkeit.

H h

Wahrer großer *Seelengenuss* besteht in der beständigen Abwechslung einer flutenden Wonne und einer ebbenden Ruhe. Wenn diese Abwechslungen leil' in einander übergehen, so scheint die stille, freudenspiegelnde Seele in einem Zustande der völligen Unthätigkeit zu seyn. Sie ist sich nur ihrer Seligkeit bewußt, und es ist ihr, als würde sie aufgelöset in dieses Bewußtseyn, ihr ist, wie der Rahel in der Messade:

„Ihr dünkt es, als ob sie in Thränen zerflösse,
 sanft in Freudenthränen, hinab in schattende
 Thale
 quölle, sich über ein webendes, blumenvolles
 Gestade
 leicht erhebe, dann, umgeschaffen, unter den
 Blumen
 dieses Gestades und seiner Däfte Gerüchen, sich
 fände.“

So ist der Zustand der Ruhe nach dem Genuss. Die Seele gleicht einem schönen, heitern, kühlen Abend. Die Sonne ist untergegangen; ein glühendes, aber immer sanfter sich schattirendes Abendroth bedeckt den Himmel; es scheint, als ruhe die Natur; aber eben in diesen Augenblicken ist sie doch wirksam; mit leisem, ungesehenem Wachsthum nehmen die Gewächle zu, und trinken den träufelnden Thau, um sich wieder desto schöner zu entfalten. Leise, kaum geahnete Empfindungen entwickeln sich in der Seele des Freudetrunkenruhenden. Wie aus dem schwindenden Abendroth ein Stern nach dem andern hervortritt,

so gehet eine Empfindung nach der andern auf. — — —

Nicht nur der Genuss des *Gegenwärtigen*, auch die Freuden der *Erinnerung* und *Hoffnung* erregen eine Flut in der Seele, welcher eine sanfte Ebbe folgt.

Die Augenblicke des gegenwärtigen Genusses empfindet man am lebhaftesten in der Jugend, wie auch die Freuden der Phantasie. Die Freuden der Erinnerung und Hoffnung nehmen mit dem Alter zu.

Wenn die Jugend überhaupt der Freuden mehr hat, so kommt es hauptsächlich daher, weil die Pfeile des Schmerzens sie nur selten getroffen, oft nur leise berührt haben. Die Jugend beginnt tanzend die Laufbahn des Lebens und sieht die fliegenden Pfeile nicht. Aber je offner das Herz wahrer Freude ist, desto mehr Wunden harren auch sein. Wohl Recht hat GOETHE zu singen:

„Alles geben die Götter, die Unendlichen,
ihren Lieblingen ganz!
alle Freuden, die Unendlichen,
alle Schmerzen, die Unendlichen ganz!“

F. L. GR. Z. STOLBERG.

Schön ist der Lenz des Lebens, wenn die Empfindung uns beglückt, und die freye Phantasie in rosigem Träumen schwärmt. Uns selbst vergessend im Anschauen des gefühlerweckenden Gegenstandes, fassen wir seine ganze Fülle, und werden Eins mit

ihm. Nicht bloß die Liebe spricht: gebt alles hin, um alles zu gewinnen! Bey jeder Art des Genusses ist diese unbefangene Hingebung der Kaufpreis des vollkommenen Besitzes.

G. FORSTER.

Ruhe und Zufriedenheit ist das für die Seele, was die Gesundheit für den Körper ist. Sie reizt, hebt und schwingt zwar unfre Nerven nicht, wie die höheren Freuden und Vergnügen, die aber eben darum nicht in einem fort anhalten dürfen, wenn sie uns nicht zu sehr angreifen, sich bald in Ekel und Ueberdruß verwandeln, und Seele und Körper aus dem Zustande der Ueberspannung in jenen der that- und kraftlosen Mattigkeit zurücksetzen sollen. Aber sie gewährt, was der Gesundheit eigen ist, eine behagliche, gemäßigte Lebensbewegung, die der Seele und dem Körper wohlthut, und in der beyde kraftvoll, froh und thätig, wie in ihrem Elemente, wohnen. Dieser Zustand der Ruhe ist, wie ein heitrer Himmel bey sanfter Windstille. Hier giebt's keine heftige Begierde, die unser Innerstes, wie der Sturm das Meer durchwühlet; hier ist keine Leidenschaft, die das Glas färbt, und den Blick trübt; kein Bach, der Wellen schlägt, sondern einer, der auf seiner ebenen glatten Spiegelfläche jedes Bild getreu aufnimmt, und zurückstrahlt; hier ist helle Ueberlegung, ruhige Besonnenheit, und vernünftige Thätigkeit.

Aber wie komme ich zum Besitze dieser köstlichen Ruhe und Zufriedenheit? Wer giebt mir die leichten und sichern Mittel an, sie zu erreichen? Wo sind sie zu finden?

Du darfst sie, diese leichten und sichern Mittel, nicht holen aus Ost oder West; nicht darnach reisen über Meer und Land; nicht darnach schauen weit um dich her; sondern nur — *schauen auf dich selbst!*

MUTSCHELLE,

Eine Blum' ist das Vergnügen;
Weiß ist, der im Aufwärtsfliegen
Nur leise sie berührt,

SALIS,

Rasch im Fluge die Freud' umarmen, leise
Nur den Mund ihr berühren, wie die Biene
Nektarblumen berührt, o Freund! versetzt uns
Unter die Götter,

MATTHISSON.

Sehen wir denn nicht, meine Brüder, daß die Natur alles, was sie konnte, gethan habe, nicht um uns auszubreiten, sondern um uns einzuschränken, und uns eben an den Umriss unfres Lebens zu gewöhnen? Unfre Sinne und Kräfte haben ein Maafs: die Horen unfrer Tage und Lebensalter geben einander nur wechselnd die Hände, damit die Ankommende die Verschwundene ablöse. Es ist also ein Trug der Phantasie, wenn der Mann und Greiß sich noch zum

Jünglinge träumet. Vollends jene Lüfternheit der Seele, die, selbst der Begierde zuvorkommend, sich Augenblicks in Ekel verwandelt, ist sie Paradieses-Luft, oder vielmehr Tantalus-Hölle, das ewige Schöpfen der unsinnig gequälten Danaiden? *Deine einzige Kunst, o Mensch, hienieden, ist also Maass:* das Himmelskind, Freude, nach dem du verlangest, ist um dich, ist in dir, eine Tochter der Nüchternheit und des stillen Genusses, eine Schwester der Genügsamkeit und der Zufriedenheit mit deinem Daseyn im Leben und Tode.

HERDER.

So klein ist nicht der kleinste Honigtropfen,
 Ein Tröpfchen Wermuth ist ihm beygemischt.
 Versiegt ihr Quellen, die sich selbst verstopfen,
 Verschwinde Bild, das jedes Nu verwischt!
 Wer traulich sich mit Weib und Kind und Freund
 Des Seyns erfreut am blauen Sommertage,
 Und nie bezweifelt, das nach aller Klage
 Der Tod, auf ewig, Lieb und Wohl vereint,
 Im schönen Lande, wo man nicht mehr weint —
 Wer so, statt Leid' und Freuden abzuwägen,
 Genießt des reichen Augenblickes Segen —
 Der — der nur ist auf dieser Welt zu Haus,
 Und ruhig lisch sein Lebensflämmchen aus.

BOUTERWECK.

Mensch, genieße dein Leben, als müßtest morgen
 du weggeh'n!
 Schone dein Leben, als ob ewig du weiltest
 hier!

*Aus der griechischen
 Anthologie.*

Es schwindet mit dem Schwinden eines Tages
 Die Blumenzeit des Menschenlebens hin.
 Brecht Rosen, itzt, am schönen Rosenmorgen,
 Die Stunde flieht! Der Abend dunkelt an!
 Brecht Rosen, itzt, im Rosenhain der Liebe,
 So lange Herz und Herz sich sucht und findet!

T. TASSO.

— Rosen sind Freuden des Augenblicks;
 Auch des Augenblicks Freuden verschmähet der
 Weisere nicht.

Pflückt und genießt bescheiden, eingedenk
 Seiner eignen, ach! so verwelklichen Rosennatur!

C. RUDOLPHI.

Findet auf diesem (von uns Erdball
 genannten) *organischen Kugelchen*, das mehr
begrasct als *beblümet* ist, die wenigen Blu-
 men im Nebel, der um sie hängt — sey
 mit euren elyrischen Träumen zufrieden
 und begehret ihre Erfüllung und Verkör-
 perung (das heist Verknöcherung) nicht;
 denn *auf der Erde ist ein erfüllter Traum ohnehin*
bloß ein wiederholter, — von Außen sey
 wie euer Körper, von Erde, und bloß
 von Innen beseelt und vom Himmel, und
 haltet es für schwerer und nöthiger, die
 zu lieben, die euch verachten, als die,
 die euch hassen — und wenn unser Abend
 da ist, so werfe die Sonne unsers Lebens
 (wie heute die draussen) die Stralen, die
 sie vom irdischen Boden weghebt, an
 hohe goldne Wolken, und (als wegwei-
 sende Arme) an höhere Sonnen; nach
 dem müden Tage des Lebens sey unsre

Nacht *gestirnt*, die heißen Dünste desselben
schlagen sich nieder, am erkalteten hellen
Horizont ziehe sich die *Abendröthe* langsam
um *Norden* herum, und bey *Nordosten* lo-
dere für unser Herz die *neue Morgenröthe*
auf

JEAN PAUL FR. RICHTER.

Ende des dritten und letzten Bündchens.



ROTANOX

2014

